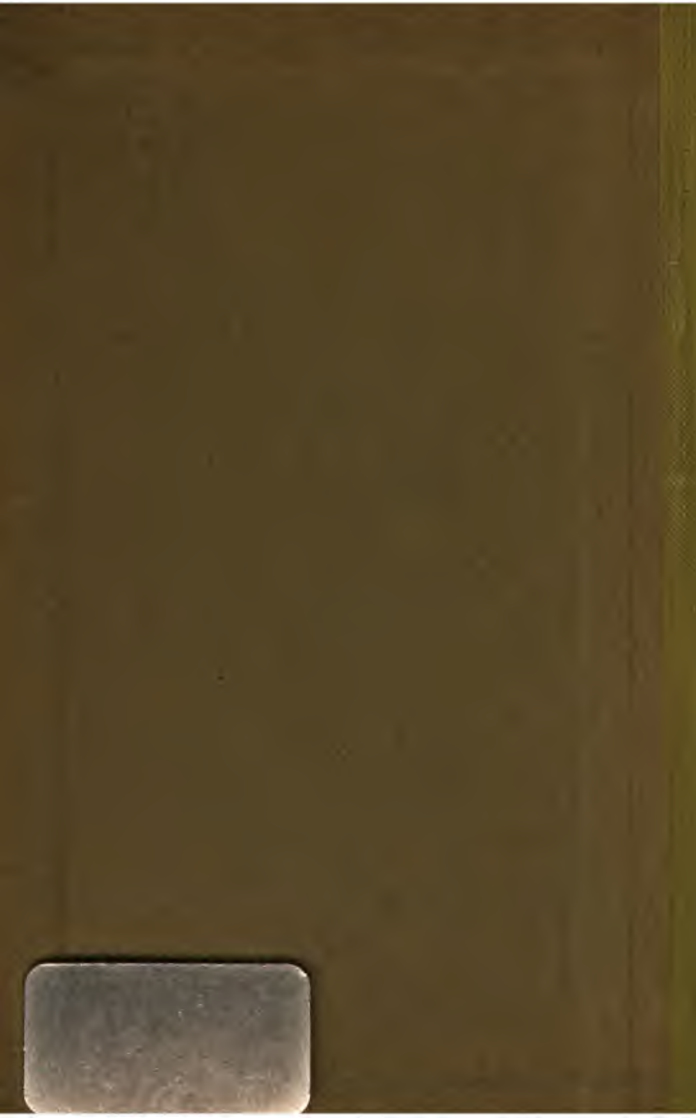
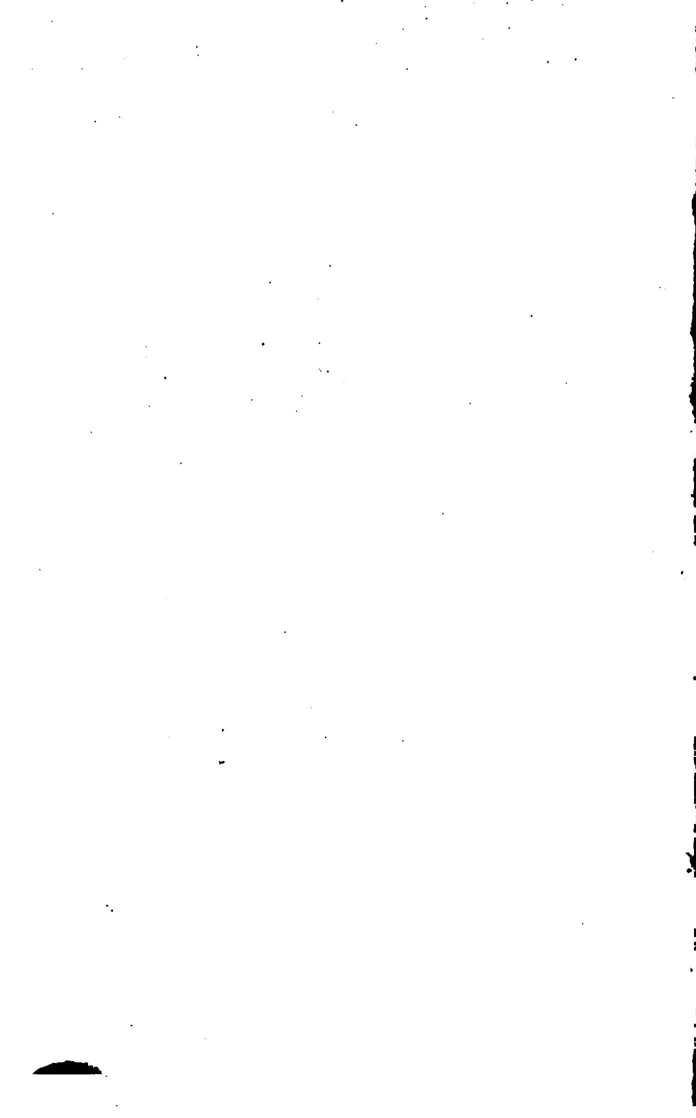








Wallfahrt durch's Leben

vom

Baseler Frieden bis zur Gegenwart.

von Heinrich Karl Wilhelm Berghaus

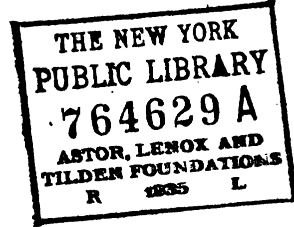
Von einem



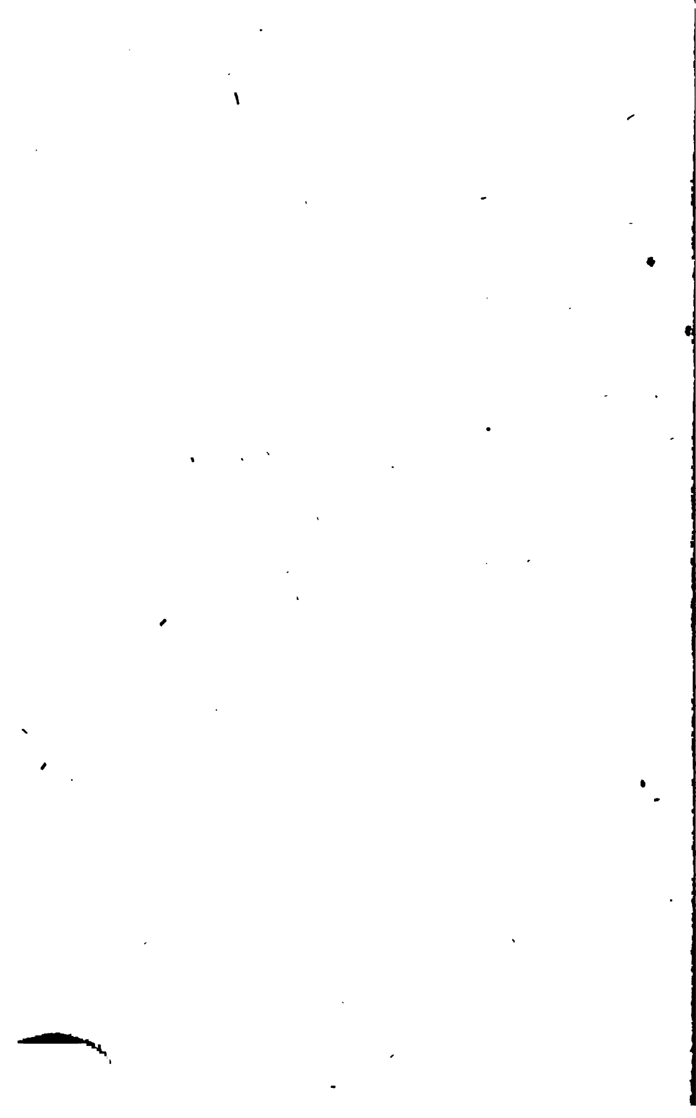
Sechsundsechsziger.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764629 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Inhaltsverzeichniss.



Die Wallfahrt zur

Ruhe! — Wo findet der Mensch auf der Pilgerreise durch das Jammerthal des Erdenlebens Ruhe?

Nirgends!

Und die —

Hoffnung! — Wo sieht er sie?

Ueberall, wohin sein Auge blickt!

Will er's aber erhaschen das tröstende Bild, und glaubt er es erhascht zu haben, flugs entwindet es sich seiner Hand wie ein schlüpfriger Aal; war es doch nur ein Phantom, ein Nebelbild!

Dem Menschen auf langer Lebensbahn kann es nicht in den Sinn kommen von Ruhe zu sprechen, noch von Hoffnung; und thut er's dennoch, alter Gewohnheit folgend, was begeht er anders, als Selbsttäuschung, — Selbstbetrug!

Ruhe ist der Ausdruck für einen Begriff, der

in der Welt des Stoffs nicht vorhanden ist, und in der Welt des Seelenlebens auf nichts Wirklichem, nur auf Einbildung ruhet; und Hoffnung desselbigen Gleichen!

Und wird statt des Wortes Einbildung das Wort Glaube gesetzt, wird gesagt: Du sollst glauben an Ruhe, Du sollst glauben an Hoffnung, so unterwirft sich der, welcher diesem Gebote folgt, zufälligen Eindrücken, die, weil der Folgsame nicht denkt, Gedankenloses zeugen, das aller Einheit bar ist. Der Gedanke allein ist es, der Einheit schafft; wo er noch nicht durchgedrungen, wo er noch nicht zur Herrschaft gelangt ist, da allein erlaubt die Vernunft zu — glauben. Die Vernunft stört daher nie das Glauben, ohne etwas Besseres dafür zu geben, — Erkenntniß! Das Glauben aber, das herrschen will, stört den Gedanken, um das Schlechteste im Menschen, Verzicht auf Einsicht in den Menschen hervorzubringen.

Erkenntniß aber ist's — nicht zu glauben weder an Ruhe, noch an Hoffnung!

Auf diesem Standpunkte ist der Wallfahrer, nachdem er die Leiden und Freuden eines beinahe fünfzigjährigen Lebens getragen und genossen, angelangt, da er es unternimmt, die Erinnerungen seiner Pilgerreise niederzuschreiben, theils nach

Anleitung geführter Tagebücher, eigener sowol als väterlicher, theils auf Grund aufbewahrter Briefe und eines treuen Gedächtnisses, das nicht täuschet. Möge diese Denkblätter dereinst lesen, wer da will, er kann sicher sein, neunundneunzig Hunderttheile Wahrheit und nur ein Hunderttheil Dichtung zu lesen, letztere der Form wegen!

Der Pilger schrieb's am 3. Mai 1844.

Das Wupper- und das Volmethal.

Die Heimath der Vorfahren des Pilgers,
Mitte des 18. Jahrhunderts.

Seit Beginn der Dampfschifffahrt auf dem Rheine sind Millionen Menschen auf diesem deutschen Wein- nicht Rainstrome thalauf, thalab gefahren. Aber von den Thalabfahrenden hat, — wenn den Trachytdomen der Siebenberge und zuletzt den Burgtrümmern des Godesberges, diesen romantischen Ecksäulen an der Ausgangspforte des schönsten Thalgeländes auf deutscher Erde ein letztes Lebewohl gebracht, wenn die schöne Stadt begrüßt worden, wo einst fast ein Jahrtausend lang ein chürender Fürst Hof hielt, der zugleich des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation Erzkanzler durch Italien war, der bei der Wahl eines deutschen Königs die zweite Stimme, und

der, wenn dieser König zu Aachen oder sonstwo im Bereich des Cölnischen Erzstifts gekrönt wurde, das Recht hatte, diese Krönung allein zu vollziehen, jetzt ein Sitz der Musen am Unterrhein, wie Heidelberg am Mittel- und Basel am Oberrhein, von dem aus Aufklärung und Geistesbildung strahlt nach allen Welt-, nach allen Himmelsgegenden; und wenn endlich man sich den Segen erfleht hat von der heiligen Stadt, die gläubig wähnt, innerhalb der Räume ihres Prachtdoms deutscher Baukunst die drei Könige aus Morgenland als Mumien zu besitzen, die nach Beitlahm gewallfahrtet kamen, das neugeborne Kindlein anzubeten; jetzt wieder ein Stolz des Gottes Mercurius, wie zur Zeit, als Agrippina, Claudius' schöne Gemahlin, diese Colonie anlegte, und ein Emporium von Handel und Wandel, wie „Kelle" des Mittelalters es war, — von den Thalabfahrenden hat, sagen wir, abwärts Cöln kaum Einer die Mündung eines Flüßchens bemerkt, welches von der rechten Seite in den Rheinstrom sich ergießt. Denn dieser Ausfluß, an sich schmal, ist verwachsen mit Weidengebüsch und schwer zu erkennen; also war's in einer Zeit wenigstens, die fast ein halb Jahrhundert hinter der Gegenwart liegt. Und ist's damit auch anders

worden, schwerlich wird der Führer des Schiffs den Reisenden merksam machen auf die Mündung eines Zuflusses, der im Verhältniß zum mächtigen Strom ein so winzig kleiner ist. Ist er, der Führer, doch nur berufen, den Einnehmer der Gesellschaft zu machen, die ihn an Bord gestellt, und etwa auf Ordnung zu sehen, wenn's hier oder da an Etwas fehlt, nicht ist er der Cicerone des Reisenden, der seinen Wegweiser in der Hand haben soll, den Murray und sein Redbook oder den Bädeker, den deutschen Nachtreter, der überflüssig war, da die Deutschen einen Passagier auf Reisen seit undenklichen Zeiten an ihrem Reichardt hatten. Aber weder Reichardt, noch Murray's, noch Bädeker's Rothbuch sagen auf der Rheinfahrt: —

Sieh da, hier mündet das Flüßchen, welches ein, das Grauwacken- und Schiefergebirg durchfurchendes Thal bewässert, das zu den merkwürdigsten Thälern des deutschen Bodens gehört, wenn es nicht das merkwürdigste ist! Dort weiter rechts gegen die Himmelsgegend, die halb Morgen, halb Mitternacht ist, siehest Du die Oeffnung einer Schlucht, durch die das Flüßchen sich hindurchwindet aus den Bergen, in deren Schooße seine lustigen Wellen den Takt geschlagen zu einem Leben und Weben, wie selten, zur breiten und

langen Ebene, deren Mitte der Strom, auf dessen nassen Rücken wir uns eben fortbewegen; noch weiter rechts beugt sich die Schlucht plötzlich gegen Mitternacht, einen Schlund bildend im Schiefergebirg voll Ecken, Kanten und Zacken, die das Flüßchen und sein Wasser in fröhlicher Lust umgaukelt und umschaukelt; und am Ende dieses Schlundes, der die Rücken des Gebirgs quer durchbricht, wendet sich das Flüßchen abermals, und zwar gen Morgen, ein kurzes, aber breites Längsthal in gleichmäßiger Ruhe und sanften Laufs bewässernd. Dieser Theil des Thals ist es, den ich, sagt Reichardt, den wir, sagen Reichardt's Nachfolger, das merkwürdigste unter allen Thälern nannten, die Deutschlands Boden durchfurchen. Merkwürdig, nicht seiner Naturformen halber, welche die gewöhnlichen der Längsthäler des Schiefergebirges sind, flachgeböschte Abhänge der Bergeinfassung, platte oder sanftwellige Formen des Scheitelrückens; wol aber im höchsten Grade merkwürdig durch die Betriebsamkeit des Menschen, der hier angesiedelt ist, und seit drittehalb Jahrhunderten in allmäligem Steigen die größte Werkstatt angelegt hat, welche für die Verarbeitung und höhere Verwerthung roher Naturproducte in Germaniens Gauen es giebt; merk-

würdig aber auch durch den frommen Sinn, der die Arbeiter in dieser Werkstatt von jeher ausgezeichnet hat.

Wie heißt nun aber dieses denkwürdige Thal, wo Frömmigkeit den Fleiß gesegnet, die echte Frömmigkeit, die das Herz beherrscht, in allen Handlungen zu Tage tritt, ohne Redens zu machen von sich und der Liebe, die sie eingegeben; — nicht die falsche Frömmigkeit, die Frömmelei, welche des Pharisäers Lippen plärren, demuthvoll das Auge senkend, dann es kunstgerecht drehend und wendend und verdrehend nach oben zum Firmament, als säße gerade da und nur da der Herrgott, der Vater und der Sohn und noch ein Drittes, auf seinem Thron!

Wie heißt also das Thal, in welchem frommer Sinn und Segen der Arbeit Hand in Hand gegangen und Eins geworden sind? Oder doch Eins gewesen sind!

Und Reichardt und Reichardt's Nachfolger erwidern Dir, o, Frager, ein einzig Wort, und das Wort ist:

Wupperthal!

In diesem, gleichlaufend mit den Bergketten des Schiefergebirgs von Morgen gegen Abend streichenden, Längsthale des Wupperflusses sah es

vor hundert Jahren ganz anders aus, als heute. Am Anfang desselben, wo das Flüßchen aus einem obern Querthal hervortritt, lag eine kleine, fleckenartige Ortschaft, welche Beyenburg heißt; am Ende aber, wo das Längsthal in das früher erwähnte untere Querthal übergeht, ein größerer und sehr volkreicher Wohnplatz, welcher im Jahre 1610 Stadtfreiheiten erhalten hatte. Dieser Wohnplatz heißt Elberfeld. Er hatte zwar das Ansehen einer Stadt, aber man sah es ihm doch an, daß er aus verschiedenen Häusergruppen entstanden, die auch ihre eigenen Namen führten, wie es selbst heut' zu Tage noch der Fall ist, — eine der größeren Gruppen z. B. heißt das Ysland, — und die durch zwischen gebaute Häuser zu einem größeren Ganzen vereinigt worden waren. Dieser im Thale liegende Complexus von Häusergruppen und Häusern bildete damals die Stadt Elberfeld, in der es drei Kirchen gab, die eine für die Reformirten, welche die große Mehrzahl der Einwohner bildeten, die andere für die nur aus einigen tausend Personen bestehende lutherische Gemeinde, welche Kirche im Jahre 1752 erbaut wurde, und die dritte für die Katholiken, deren Gemeinde die kleinste war. Aber zu beiden Seiten des Thalbodens gab es auf den Berghängen über

der Stadt eine Menge vereinzelt liegender kleiner Ansiedelungen oder Höfe, davon jeder seinen Eigennamen hatte, wie noch heute. Diejenigen dieser Ansiedelungen, welche einander am meisten benachbart waren, bildeten eine Honschaft, Hundertschaft; die verschiedenen Honschaften aber das Amt Elberfeld, das seine eigene, von der Stadtbehörde unabhängige Verwaltung in der Person eines landesherrlich bestellten Richters hatte. In kirchlicher Beziehung gehörten die Honschaften des Amts zu den Kirchengemeinden der Stadt, je nach der Confession der Besitzer der einzelnen Höfe oder Berghäuser, zur reformirten oder lutherischen Kirche, wobei wiederum die Reformirten die überwiegende Mehrheit bildeten. Katholiken gab es in den Honschaften nicht. Die Familien, im Besitz dieser vereinzelt liegenden Ansiedelungen, führten den Namen der Ansiedelung, keinen andern. Der Hof vererbte von Sohn zu Sohn. Starb eine Familie im männlichen Stamme aus, so nahm der Ehemann der Erbtochter den Namen des Hofes an.

Zwischen Beyenburg und Elberfeld gab es im Wupperthale selbst vier Honschaften: Rittershausen, Wichlinghausen, Ober- und Unterbarmen. Sie erstreckten sich auch über das Thal hinaus

auf die kleinen, zerstreuten Höfe der Berghänge zu beiden Seiten des Thals, während die beiden zuerst genannten seit uralten Zeiten im Thale selbst geschlossene Häusergruppen, einige der Häuser in der Honschaft Oberbarmen, welche den Namen Gemark führten, aber erst im Lauf des 18. Jahrhunderts zu einer größern Gruppe sich ausgebildet hatten, die nach und nach ein städtisches Ansehen zu gewinnen schien. Die Gesammtheit dieser Honschaften machte das Amt Barmen aus, welches eine einzige reformirte Gemeinde bildete, die in Wichlinghausen ihre Kirche hatte.

Ackerbau war ursprünglich die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Wupperthals gewesen, und Spinnerei und Weberei selbstgebauten Flachses nur als Nebengewerbe zur Deckung des eigenen Bedarfs getrieben worden; allein seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts kehrte sich die Sache um; von da an wurde die Spinnerei und Leinweberei die Hauptsache, zu der sich bald die Herstellung von halbwollenen Stoffen gesellte, die Bleicherei, die Färberei, Druckerei, und andere Zweige des technischen Gewerbfleißes mehr.

Auf einem jener, zur reformirten Kirchengemeinde Elberfeld gehörenden Berghöfe haben die väterlichen Vorfahren des Pilgers gelebt: Ackers=

leute und Weber, dann Leinweber und Anbauer des beschränkten Bodenraums; doch nicht als Ursassen, sondern als Eingewanderte aus dem Oberbergschen, Amts Blankenberg (jetzt Sieg-Kreis des Regierungsbezirks Cöln). Ein nachgeborener Sohn des Hofbesitzers war aber sehr jung im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in die Stadt gezogen, dort ein Handwerk zu lernen und zu treiben, das Handwerk, bei dem Scheere und Nadel die Herrschaft führen. Der Schneidermeister hatte einen einzigen Sohn, der des Vaters Handwerk und dessen Werkstatt fortführte, wegen seiner schönen Simme aber auch zum Cantor oder Vorsänger der reformirten Gemeinde berufen wurde. Der Schneider und Cantor nahm eine sittsame Jungfrau aus der Gemeinde zum Ehegespons, er dreißig, sie erst achtzehn Jahre alt. Es war im Jahre 1706. Der Pilger hat seine Großmutter persönlich nicht gekannt, wol aber aus ihren Briefen, die sie ihrem Sohne schrieb, und die alle neben einer vollendeten Frömmigkeit des Gemüths eine Klarheit des Geistes athmeten, wie sie bei Menschen, und namentlich Frauen, die das achtzigste Lebensjahr überschritten haben, selten gefunden wird. Ihrem Gatten gebar sie eine Tochter, und einen Sohn, diesen im Jahre

1755, dann starb der Gatte plötzlich das Jahr darauf. Die junge Wittwe hatte viele Bewerber zur Eingehung einer zweiten Ehe, allein sie wies jeden Antrag ab, hatte sie den verstorbenen Gatten doch zu sehr geliebt! Und nicht entschließen konnte sie sich, die Erziehung seiner und ihrer Kinder mit einem Stiefvater zu theilen. Ein kleines Vermögen, das ihr hinterblieben, und ein Erbtheil, welches nach dem Tode ihrer Eltern auf sie übergegangen war, gewährten ihr die Mittel, den beiden Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen, wo die eigenen Erziehmittel nicht mehr ausreichten, insonderheit dem Sohne, bei dem, als er in das Lebensalter getreten, wo der Geist sich zu entwickeln anfängt, der Rathgeber der Wittwe, der erste Prediger an der reformirten Kirche, Anlagen bemerkte, die in einem andern, größern Wirkungskreise verwendet werden könnten, als in der beschränkten Werkstatt des verstorbenen Vaters.

Damals gab es schon in Elberfeld und auf der Gemark, im Amte Barmen, mehrere bedeutende Handlungshäuser, welche die Erzeugnisse des Wupperthaler=Gewerbfleißes in aller Welt verbreiteten. Der Ehrgeiz der Schneider= und Cantorwittwe erwachte. Sie wollte den Sohn Theil nehmen sehen an den Ehren eines Standes,

der im Wupperthale als erster in so großem Ansehen, in so hoher Achtung stand! In der reformirten Schule hatte er doch die schönste Handschrift erworben und war von allen Mitschülern der beste Rechner geworden. Bedurfte es mehr, um auf einem Comptoir eine glänzende Laufbahn zu betreten? Der rathgebende Geistliche war einverstanden; der junge Mensch kam als Lehrling auf ein Comptoir in Elberfeld, dann aber, nach überstandener Lehrzeit, als deutscher Correspondent und Buchführer in das Haus Wichelhausen, das, auf der Gemark errichtet, einen ausgebreiteten Handel betrieb. Die Natur hatte aber auch den Sohn des Vaters mit einer klangreichen Stimme, Tenor, und mit musikalischem Talent begabt. Es war vom Schulmeister der reformirten Kirche und vom Prediger frühzeitig bemerkt worden. Auf ihre Veranlassung hatte er das Orgelspiel erlernt. Als Handlungslehrling hatte er den Organisten und den Vorsänger oft vertreten; der Handlungsdiener that es nicht weniger oft. Jeden Sonntag früh wanderte er von der Gemark eine Stunde weit in die reformirte Kirche zu Elberfeld und übernahm dort, wenn es erforderlich war, jene musikalischen Verrichtungen beim Gottesdienst.

Mochte ihm schon in der reformirten Schule

zu Elberfeld der Sinn für Volkserziehung und Pädagogik aufgegangen, und dieser durch den beständigen Verkehr mit seinem frühern Lehrer genährt worden sein, genug, die beschränkten Beschäftigungen eines Handlungsdieners sagten ihm nicht länger zu. Durch die Verbindungen des Hauses Wichelhausen mit anderen Handelshäusern in Hagen war er in dieser Stadt der Grafschaft Mark durch öftere Anwesenheit in Geschäften seines Hauses bekannt geworden. Er hatte sich daselbst Freunde erworben, nicht allein unter dem Handelsstande, sondern auch unter den Geistlichen der Stadt und der benachbarten Kirchspiele, welche, mochten sie lutherisch oder reformirt sein, in großer Einigkeit zu Besprechungen über die Angelegenheiten der Kirche in Hagen sich zu versammeln pflegten. Diese Männer, vor allen der reformirte Prediger zu Hagen, hatten an dem jungen Handlungsdiener die Neigung zum Lehrstande bemerkt. Mit dem Volksunterricht sah es damals in der Grafschaft Mark sehr traurig aus. Er war invaliden Unteroffizieren anvertraut, die König Friedrich II. den Gemeinden aufbürdete, um der Versorgung von Männern enthoben zu sein, welche für ihn und sein Hausinteresse im siebenjährigen Kriege Leib und Leben gewagt hat-

ten, und nun, altersschwach und zum Theil verkrüppelt, ihren Lebensunterhalt nicht mehr durch Handarbeit erwerben konnten, zum Unterricht der — Lümmelkinder des — dummen Bauernvolks aber noch tüchtig schienen, um sie den Katechismus und das Gesangbuch lesen zu lehren. Auf's Schreiben und Rechnen kam es nicht an; verstanden diese Schulmeister es doch selber nicht, desto besser aber den alten Corporalstock zu schwingen, mit dem der Schuljugend die — Liebe zum Könige, in dessen Person das Vaterland verkörpert war, eingefuchtelt wurde.

Es war eine gräuliche Wirthschaft! Die fortgeschrittenen, humaneren Anschauungen der heutigen Welt halten es für unmöglich, daß so Etwas vorhanden gewesen, namentlich unter einem Könige, der den stolzen Namen des Einzigen und des Philosophen von Sanssouci führt! Im Herzogthum Berg, unter kurpfälzischer Regierung, sah es um den Volksunterricht ganz anders aus; da gab es schon ordentliche Schulmeister, die für ihren Beruf ausgebildet worden waren.

Der Handlungsdiener des Hauses Wichelhausen war wieder einmal in Geschäften seines Prinzipals in Hagen. Da wurde er vom reformirten Prediger, nachdem ihm derselbe mitgetheilt, daß

der Schulmeister in der zum reformirten Kirchspiel gehörenden Bauerschaft Eilpe mit Tode abgegangen, gefragt, ob er geneigt sei, seinem Hange zum Volksunterricht nunmehro Folge zu geben? Er, der Prediger, werde bei der Regierung in Cleve es schon durchzusetzen wissen, daß diesmal nicht wieder ein alter, ausgedienter Corporalstock geschickt werde, die Schulkinder zu mißhandeln, statt sie zu ordentlichen Menschen zu erziehen und mit den ersten Elementen alles Wissens bekannt zu machen. Derjunge Handlungsdiener entschied sich sogleich. Trotz aller Widerrede seiner Mutter und aller Aussichten, die ihm von seinem Prinzipale auf der kaufmännischen Laufbahn eröffnet wurden, folgte er dem Drange seiner pädagogischen Neigung: er wurde reformirter Schulmeister in Eilpe! Es war im Jahre 1774.

Das Volmethal.

Eilpe liegt in dem engen Thale der Volme, welche, nachdem sie durch Hagen geflossen, einer Bauerschaft, die unter der Regierung des zweiten Königs in Preußen zu einer Stadt erhoben wurde, in dem weiter und breiter gewordenen Thale mit der Ennepe vereinigt, bei Herdicke in die Ruhr fließt. Die Ruhr ist bekannt-

lich der vorletzte der größeren Zuflüsse, welche der Rheinstrom auf seinem rechten Ufer mit sich vermählt; ihr Gebiet übertrifft das Flußgebiet der Wupper um's Dreifache und steht dem des Neckars wenig nach. Vom Ruhrthale läßt's sich sagen, daß es von oberhalb Meschede, im ehemaligen kurcölnischen Herzogthum Westfalen, bis Ruhrort, wo des Flusses Erguß in den Rhein ist, ein großes Längsthal ist, was nur da, wo andere Gesteinschichten das allgemeine Schiefergebirge unterbrechen, den Charakter kurz abgebrochener Querthäler von geringer Ausdehnung annimmt. Alle Nebenthäler der Ruhr sind, mit Ausnahme der Möhne auf der rechten Seite, linksseitig und durchaus Querthäler, welche die Bergketten, die Bergrücken und Bergebenen des Grauwacken- und Schiefergebirgs senkrecht durchbrechen und dadurch jene Mannichfaltigkeit der Formen annehmen, welche die Romantik der Landschaften bildet: den Wechsel der Felsenecken, der Thalwindungen, das Stürzen und Schäumen des Wassers über Klippenbänke und gleich darauf sein sanftes Thalfließen in wenig geneigtem Flußbette, das wie gepflastert ist mit Rollsteinen und Geröllagern.

Wie schön ist's hier! ruft der Tourist, der in einem größern Gebirge ein Querthal betritt.

Welche Wunder hat Gott geschaffen! fügt die sentimentale, empfindsame Touristin hinzu.

O, über die Stupiden! Gott wirkt in der Natur nicht mit Wundern, sondern mit einfachen Kräften nach ewig unwandelbaren Gesetzen, an denen der nichts Wunderbares finden kann, der bestrebt gewesen, jene Kräfte zu erforschen, diesen Gesetzen auf den Grund zu gehen. Wann wird die Zeit kommen, wo die Kenntniß von der Erdgestaltung, wenn auch nur in ihren Grundzügen, in die Schule dringt? Wird für das zahllose Heer von Lustreisenden, welches jeden Sommer ein nahes oder fernes Bergland überschwemmt, der Genuß nicht doppelt, nicht vielfach größer sein, wenn diese Leute sich Rechenschaft geben können von den Ursachen der Erscheinungen, die sie jetzt durch ein dummglotzendes Auge auf ein rohes, ungebildetes Gefühl wirken lassen?

Unter den Nebenthälern des Ruhrthals ist das Volmethal eins der anziehendsten durch die landschaftlichen Bilder, die es auf seinem Zuge quer durch's Gebirg von Stufe zu Stufe entfaltet. Die schmale Thalsohle ist eine stark geneigte Ebene, daher das Gefälle des wasserreichen Flusses bedeutend, stellenweise rauschend und brausend zwischen natürlichen Wiesen, wo Fluß und Weg Raum

gelassen; die Thalhänge sind hoch, an scharfen Ecken der Windungen felsig, überall jäh, mit Laubwald bekränzt. Auf der Höhe der Thalhänge hat der Ackerbau seinen Sitz auf fruchtbarem Boden, den das verwitternde Thonschiefergebirg erzeugt. Aber auch der Bergmann hatte sich stellenweise des Erdreichs bemächtigt, seine Mineralschätze an Eisenstein zu heben und an die Oberfläche zu fördern, die unten, im obern Theile des Thales, verschmolzen wurden in Hochöfen, deren Maschinenwerk von der Wasserkraft der Volme bewegt wurde. Weiter unten im Thal schmiedeten, unter Benutzung derselben Kraft, eine Menge Eisenhütten Messer, Spaten, Hacken, Scheeren, auch blanke Waffen, und dies war insonderheit im Bereich der Bauerschaft Eilpe der Fall, wo auch eine berühmte Papiermühle in Betrieb stand, die von David Vorster, in der Stennert, wo Schreibpapier nach holländischer Weise, besonders eine vortreffliche Sorte, „Pro Patria" genannt, verfertigt wurde. Der Wallfahrer hat lange, lange Jahre nach Ableben seines Vaters noch auf diesem Papiere geschrieben, welches aus dem Nachlaß desselben auf ihn übergegangen war; denn David Vorster hatte bis zu seinem Tode die Gewohnheit, seinem alten Freunde, auch nach Münster hin

den benöthigten Vorrath an Papier, und weit darüber hinaus, alljährlich zu überschicken.

Der Mittelpunkt der Bauerschaft Eilpe liegt im Thale; die Thalhäuser scharen sich um die Stennert, eben jene Papierfabrik. Dort lag auch das Schulhaus, wo nun der ehemalige Gemarker Comptorist, Johann Isaac seines Vornamens, den Einzug hielt, die Eilper Jugend zu unterrichten und zu guten Menschen und tüchtigen Unterthanen des Königs zu erziehen, mit der Biblia sacra alten und neuen Testaments in der Hand, die an die Stelle des Friedericianischen Fuchtelstocks des Vorgängers getreten war.

Wie in den Gebirgsgegenden des Herzogthums Berg jeder der vereinzelt liegenden Höfe, die eine Honschaft bilden, seinen eigenen Namen führt, so auch in den Berggegenden der Grafschaft Mark, die in ihrem südlichsten Theile, wo das Schiefergebirge am höchsten ansteigt, das Sauerland genannt werden. In der Rheinebene des Bergischen Landes und in dem nördlichen ebenen Theile der Mark, auf dem rechten Ufer der Ruhr nach der Lippe zu, auf dem sogenannten Hellwege, giebt es mehr oder minder geschlossene Dörfer.

Die Besitzer jener markanischen Höfe haben von jeher als eine Hauptstütze ihrer Fürsten aus dem

Hause Hohenzollern gegolten. Nicht blos an ihre Truhen, die Fleiß und Sparsamkeit gefüllt, sind sie getreten, wenn es galt, der Noth dieser Fürsten ein Ende zu machen, auch die Fäuste und die ganzen Leiber sind hingegeben worden, sobald es hieß, der Kurfürst, oder später der König, will es so, ist er doch in Gefahr! Und sie haben es nicht als eine Pflicht gethan, sondern als ein Recht betrachtet, das zu üben es nur des Rufs des Fürsten bedürfe. Oft erzählte die Mutter des Wallfahrers, daß, als König Friedrich II. während der schwierigsten Zeiten des siebenjährigen Kriegs nicht mehr gewußt, woher er noch ferneres Kanonenfutter hernehmen solle, und er endlich auf den Einfall gekommen, seine großen, kräftigen und stämmigen Markaner zu holen, das Volk, Bauer und Hüttenmann, gemurrt, da die abgeschickten Häscher, Offiziere und Unteroffiziere, Sonntags die Kirchen während des Gottesdienstes verschlossen und nach Beendigung desselben alle Männer fortgeschleppt hätten, die die Muskete zu tragen im Stande geschienen. „Dieser Gewaltmaßregel bedurfte es nicht," fügte die gute Mutter in ihrem specifisch schwarzweißen Patriotismus hinzu, „unsere Brüder und Väter wären freiwillig gegangen, es hätte nur einer Ansage bedurft!" Auch der Mutter

eigener Vater war unter den Gepreßten in der reformirten Kirche zu Hagen. Ohne Abschied von Frau und Kindern wurde er in die blaue Zwangsjacke gesteckt und auf die Schlachtfelder des Königs geschleppt, der ihn nach dem Hubertsburger Frieden, ohne einmal „Schön Dank“ zu sagen, ziehen ließ auf seinen Hof in Eilpe, wo er zwar mit heiler Haut wieder anlangte, doch ohne Zähne, die er beim Abbeißen der Patronen eingebüßt in den Feldschlachten, die Prinz Heinrich geschlagen. „Und die Mutter und wir Kinder alle jubelten, als der Vater heimkehrte, hatte er doch für den König gefochten!“ So pflegte des Pilgers Mutter ihre Erzählungen von den Feldzügen und Kriegsthaten des Großvaters zu schließen.

Ist ein Patriotismus wie dieser nicht rührend, weil er so kindlich ist?

Der Hof in der Bauerschaft Eilpe, welcher des Gepreßten Eigenthum war, heißt Zu Störing. Er ist einer der ansehnlichsten Bauergüter des Kirchspiels Hagen, und bis auf den heutigen Tag im Mannsstamme der nämlichen Familie vererbt worden.

Maria Elisabeth, eine Tochter dieses Hofes, ein kleines Kind, als ihr Vater in den Krieg zog, wurde Johann Isaac's, des jungen Schulregenten

von Eilpe, Gattin im Jahre 1776. Sie genas im folgenden Jahre eines Knäbleins, der in der Taufe den Namen des Vaters erhielt, aber frühzeitig gestorben ist. Weil sich Johann Isaac als tüchtiger Schulmann bewährte, wurde er im Jahre 1777 an die erledigte Lehrstelle bei der reformirten Stadtschule zu Hagen und in die Cantor- und Organistenstelle an der Kirche versetzt. Die Aufsichtsbehörde des Kirchen- und Schulwesens, vertreten durch die Cleve-Märkische Regierung zu Cleve, war auf den strebsamen Schulmann aufmerksam geworden; sie versetzte ihn im Jahre 1780 nach Xanten, im Herzogthum Cleve, auf die besser dotirte Schul- und Organistenstelle der dortigen reformirten Gemeinde, und bestätigte drei Jahre später seine Berufung in das erledigte Waisenmeisteramt des reformirten Waisenhauses in der Hauptstadt Cleve, mit dem die reformirte Schule und zugleich der Organistendienst verbunden war. Magistrat und reformirtes Presbyterium hatten ihn einhellig gewählt; zwei Mal war die Vokation von ihm abgelehnt worden; zum dritten Mal ging's nicht; — am 3. Juni 1783 trat er zu Cleve in — Function!

Cleve.

Die Geburtsstätte, die Wiege.

Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wo in der Ebene des Rheins, kurz bevor der Strom die Spitze seiner Gabelung erreicht, der Erdboden auf der linken Seite des zu gewaltiger Breite angeschwollenen Rinnsals den letzten Versuch macht, die wagerechte Fläche, innerhalb deren der Rhein seit seinem Austritt aus der Gebirgspforte des Drachenfels und des Godesbergs geflossen ist, zu unterbrechen und zu Höhen und Hügeln emporzuschwellen, die mit ihren anmuthigen Schwingungen und Wellenlinien das Auge ergötzen, da hat der Wallfahrer das Licht der Welt erblickt, — da hat seine Wiege gestanden im Thale am Fuße der Schwanenburg, erbaut auf den Grundmauern eines Römercastells, wie

eine alte Inschrift im großen Saale dieses Schlosses besagte, vermöge deren Cajus Julius Dictator im Jahre 698 nach Erbauung Roms, nachdem er sich diese Länder der Barbaren unterwürfig gemacht, das Castell auf dem Scheitel der Höhe angelegt, von derer Abhang, Clivia, die Stadt, auf dem Abhang und am Fuße liegend ihren Namen erhalten hat, — Cleve.

Des Wallfahrers Geburt fällt in eine Zeit, da Germania ihr Antlitz mit Trauerflor umhüllt hatte.

Es war die Zeit des Baseler Friedens!

Jenes Friedensschlusses, der das vollendete, wozu in den Tagen der Kirchenverbesserung der Grund gelegt wurde, was der Friede von Münster und Osnabrück weiter anbahnte, was der Hubertsburger Vergleich zwischen Maria Theresia und Friedrich mehr und mehr gefestigt hatte, — des Deutschen Reiches Spaltung in Süd und Nord. Und damit war dem Reich der Todesstoß gegeben.

Jeder Mensch mit gesunden Sinnen und ohne Vorurtheil weiß es, daß nach dem Tode des zweiten Königs in Preußen, der noch festhielt als Vasall des Kaisers an Deutschlands Reichsverfassung in deutscher Treue, mit der Thronbe-

steigung des dritten der Kampf der Hohenzollern beginnt mit den Habsburg-Lotharingern um die Obermacht in Deutschland, ein Kampf, der dem deutschen Reich und der Machtstellung dieses Reichs den Garaus machen sollte durch den vierten preußischen König im Baseler Frieden, 5. April 1795!

Drei Jahre vorher hatte man ein großes Volk verspottet und gehöhnt, beschimpft und bedroht mit allen Strafen der Zeitlichkeit und Ewigkeit, weil es seiner selbst sich bewußt geworden war und die Fesseln unleidlicher Fürsten-Tyrannei gebrochen hatte; nun schloß man Frieden mit den Vertretern von Grundsätzen, gegen die man in den Krieg gezogen war, sie im Hirn der Menschen zu vertilgen mit Feuer und Schwert.

Welche Gegensätze, welche Widersprüche!

Wol konnte man in jener Epoche nichts Anderes erwarten, zu einer Zeit, wo das Oberhaupt selber die Gesetze der Sittlichkeit maßlos überschritt! Waren doch die frivolen Künste mehr an der Tagesordnung, als die Künste, durch welche nicht allein das schön-erhabene, sondern auch das rein-sittliche Regiment stets in Ehren erhalten wird. Und was kann es überhaupt Schöneres, Besseres, Edleres geben, als wenn der Regent, stets sein Volk im

Auge, in seiner Krone auch den Diamant der Jugend wahrt!

Freiherr von Hardenberg versprach durch geheime Artikel des Baseler Vertrags im Namen jenes Oberhaupts, das sein Herr und Gebieter war, alle auf dem linken Rheinufer belegenen Länder desselben beim künftigen Reichsfrieden an die Französische Republik abzutreten, wogegen diese ihre guten Dienste und all' ihren Einfluß zusicherte, daß bei der künftigen Ordnung der deutschen Angelegenheiten eine angemessene Entschädigung an Land und Leuten durch die, schon damals in geheimer Weise zur Verweltlichung bestimmten geistlichen Länder auf dem rechten Rheinufer gewährt werden solle. Hardenberg willigte auch in das Verlangen Bärthelemy's, des Vertreters der Republik, daß jene Länder des linken Rheinufers von den französischen Waffen, die schon 1794 unter Pichegru eingedrungen waren, besetzt bleiben sollten.

So wurden durch den Baseler Frieden nicht blos thatsächlich, sondern auch staats- und völkerrechtlich die deutschen Reichslande Cleve und Mörs, und das nicht zum Reich gehörige preußische Gelderland ein Bestandtheil von Frankreich, wenn gleich die Regierungsbehörden des ehema-

ligen Landesherrn bis zum Lüneviller Frieden bestehen blieben, kraft dessen auch Kaiser und Reich zu jener Abtretung ihre Einwilligung zu geben gezwungen waren: völkerrechtlich, weil auch die geheimen Artikel eines Staatsvertrags dieselbe wirkende Bedeutung haben, als die offenkundigen; thatsächlich, da von nun an Frankreich seine Gewalt und Herrschaft durch militairische Besatzung kund that.

Der Wallfahrer kann daher von sich sagen, daß er, wenn auch deutscher Abstammung, im völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Sinne ein geborner Franzos und ein geborner Republikaner ist; denn Cleve war, als er in die Welt trat, ein Bestandtheil von Frankreich, und Frankreich hatte republikanische Verfassung; der Zunge nach ist er ein Eingeborner von drei Sprachgebieten: zunächst des Gebiets der „neederdeutschen Taal," die die Landessprache des Herzogthums Cleve auf linkem Ufer des Rheinstroms war, dann aber auch der hochdeutschen und der französischen Sprache, welche beide in den meisten der gebildeten Familien Cleve's, letztere aber besonders in der reformirten Gemeinde eben so oft und gern gesprochen wurde, als die niederdeutsche Muttersprache.

Als Friedrich Wilhelm II. von Preußen jene theils im 17. Jahrhundert durch Erbschaft an sein Haus gefallenen, theils durch den Utrechter Frieden erworbenen Länder an Frankreich abtrat, bestanden in der Stadt Cleve an obersten Landesbehörden: — Die Regierung über das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark, und die Kriegs- und Domainen-Kammer für dieselben Landestheile, so wie für das Fürstenthum Mörs.

Die Regierung war das höchste Gerichts-Collegium, an welches in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Berufung von allen übrigen Gerichten der beiden genannten Provinzen ging und urtheilte in peinlichen Fällen. Zum Geschäftskreise dieser Behörde gehörten auch alle Gränz-, Hoheits- und Lehnssachen, und sie war die verwaltende und entscheidende Behörde für das Kirchen- und Schulwesen. Statt der ehemaligen Richter in den Aemtern hatte Friedrich II. im Jahre 1753 vier Landgerichte zu Cleve, Xanten, Wesel und Dinslaken errichtet, an welche die Unterthanen der nächstgelegenen Aemter in allen Civil- und Criminalsachen gewiesen worden waren, doch blieben damals die königlichen Rechtsämter zu Duisburg, Schermbeck, Rees, Emmerich, Sevenaer und Huissen, so wie die Richterstellen der

adeligen Gerichtsbarkeiten in ihrer vorigen Verfassung. Die Städte hatten ihre Magistrate.

Die Cleve-, Mörs- und Markanische Kriegs- und Domainen-Kammer war die oberste Verwaltungsbehörde, die alle ökonomischen, Forst- und Jagd-, die Zoll-, Accise-, Salz- und Bergwerks- und Steuer- oder Contributionssachen, so wie die Polizei- und Militairsachen zu bearbeiten und zu besorgen hatte. Unter der Kammer standen die, ebenfalls im Jahre 1753 verordneten Landräthe als Delegirte derselben, welche in den damals eingerichteten drei Kreisen des Herzogthums, nämlich in dem Cleveschen, Weselschen und Emmerichschen Kreise alle Polizeisachen versahen, und in Contributions-Angelegenheiten beständige Deputirte der Landschaft waren, wiewol diese, ursprünglich für Ueberwachung der ständischen Interessen berufenen Beamten auch damals schon mehr Beamten des Landesherrn waren.

Die an Frankreich abgetretenen Theile des Herzogthums bestanden, nach der gerichtlichen Eintheilung aus folgenden Landgerichten 2c.:

Das Landgericht Cleve, zum Cleveschen Kreise gehörig, mit den acht Städten Cleve, Calcar, Griethausen, Cranenburg, Gennep, Uedem, Goch und Griet; und den zehn Aemtern Cleve, Clever-

ham, Calcar (davon ein Theil dem Landgericht Xanten zugewiesen war), Cranenburg, Duiffelt, Gennep, Uedem, Goch, Griet und Asperden.

Das Landgericht Xanten, welches unter den Cleveschen und Weselschen Kreis vertheilt war, mit den vier Städten Xanten, Sonsbeck, Kervendonk und Büderich; und den sieben Aemtern Xanten, Sonsbeck, Winnekendonk, Kervendonk, Büderich, Mörmter und Bislich.

Und von Patrimonial-Gerichtsbarkeiten:

Im Kreise Cleve:

Die neun Gerichtsbarkeiten und Herrlichkeiten Halt, Hönnepel und Niedermörmter, Appeldorn, Moyland und Till, Weeze, Heyen, Mook und Kessel, Zyfflich und Weyler, und Wissen.

Im Kreise Wesel:

Die zwei Herrlichkeiten Borth und Calbeek.

Das Fürstenthum Mörs, auch Meurs geschrieben, hatte in der Hauptstadt gleiches Namens seine eigene Regierung und für die Verwaltung der ökonomischen Sachen eine Deputation der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Cleve. Unter der Deputation stand für die Besorgung der Polizei- und Militair-Angelegenheiten ein Steuerrath, dem auch die Verrichtungen eines Landraths oblagen.

Das Fürstenthum bestand aus der Stadt Mörs, der Hundschaft gleiches Namens, den Kirchspielen Homberg, Baerl, Eversael, Repeln, Nienkerken und Vlayn, der Herrlichkeit Frimörsheim, den von Erzstift Cölnschem Gebiete ganz umgebenen Herrlichkeiten Crefeld und Krakau, und den Herrlichkeiten Ossenberg und Boedberg, an welch' letzterer das Erzstift Antheil hatte.

Was diese an Frankreich abgetretenen Landschaften eintrugen, läßt sich wol nicht mehr ermitteln. Man weiß nur die jährlichen Einkünfte des ganzen Cleve=, Mörs=, Markanischen Kammer=Departements, und diese betrugen aus

1) den Kammergütern, oder Domainen und Forsten (darunter die des Fürstenthums Mörs 35,000 Thlr.)	395,000 Thlr.
2) der gewöhnlichen Contribution	400,000 „
3) der Steuer, Accise, Service und einigen anderen Abgaben	250,000 „
Zusammen	1,045,000 Thlr.

Das Herzogthum Cleve, eins der fruchtbarsten Länder von ganz Deutschland, trieb ausschließlich

Ackerbau und Viehwirthschaft, sowol auf dem hohen Lande, als auch in den Rheinniederungen — Geest- und Marschland in Niedersachsen. Getreide und Früchte aller Art wurden gebaut, und bedeutend war der Obstbau; Hornvieh- und Pferdezucht von großer Ausdehnung. Die Niederungen waren durch starke Dämme, die sogenannten Banndeiche gegen die Frühlingsfluthen und sonstige Ueberschwemmungen des Rheinstroms geschützt, außer welchen noch Sommerdeiche vorhanden waren, welche die gegen den Strom liegenden Wiesen und Aecker, in niederdeutscher Sprache Weide- und Bauland genannt, wider das Sommerhochwasser auf eilf bis sechszehn Schuhe hoch decken konnten. Die Hauptaufsicht über diese Deiche, von deren Erhaltung das Wohl und Wehe des größten Theils des Landes abhing, führte ein vom Landesherrn bestellter Ober-Deichinspector, unter Leitung der Kammer zu Cleve. Auch das kleine Fürstenthum Mörs war ein an Getreide und Vieh reiches Ländchen, und hier blühte neben der Landwirthschaft der technische Gewerbfleiß in der kleinen Stadt Crefeld, wo außer der Leinweberei damals schon die Seiden- und Sammtfabrikation betrieben wurde, die durch Vereinigung des Landes mit Frankreich einer

großen Gefahr entgegenging, da sie nunmehr mit dem Lyoner Gewerbfleiß einen sehr zweifelhaften Wettlauf zu beginnen hatte.

Die Einwohner beider Länder waren zum größten Theil der römisch-katholischen Kirche zugethan; doch gab es in den Städten auch viele Reformirte, weniger Lutheraner, und außer diesen kleine Mennoniten-Genossenschaften. Alle hatten freie gottesdienstliche Uebung; eben so die Juden.

Auf welche Weise war das Haus Hohenzollern in den Besitz dieser Länder gelangt?

Was Cleve betrifft, so ist die Geschichte seiner ersten Grafen dunkel, unsicher und zum Theil fabelhaft. Sie sind zugleich Grafen von Teisterbank gewesen. Ein Graf Ludwig wird als der letzte bezeichnet, welcher beide Grafschaften besessen hat; und wie sein Bruder Eberhard die Clevischen Grafen fortgepflanzt hat, also ist der Bruder Robert der Stammvater der folgenden Grafen von Teisterbank gewesen. Des Grafen Eberhard zu Cleve Tod wird in's Jahr 835 gesetzt. Er soll der neunte Graf gewesen sein. Graf Johann, der letzte dieses Namens, starb 1368. Seines ältern

Bruder Dietrich-Tochter, Margaretha, vermählte sich mit Adolf V., Grafen von der Mark, welcher dadurch Graf von Cleve ward. Sein Sohn Adolf ist der erste Herzog zu Cleve gewesen, zu welcher Würde ihn Kaiser Sigmund 1417 zu Constanz erhob. Von da an war die bisherige Grafschaft Cleve ein Herzogthum.

Johann III., Herzog zu Cleve und Graf von der Mark, wurde auch Herzog zu Jülich und Berg. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm erbte auch das Herzogthum Gelderland, von dem er 1538 wirklich Besitz nahm, allein fünf Jahre darauf mußte er es an Kaiser Carl V. wieder abtreten. Nach des letzten Herzogs Johann Wilhelm 1609 erfolgtem Tode machten verschiedene fürstliche Häuser an seine hinterlassenen Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg, Ravenstein, Winnenthal und Breskesand Ansprüche, oder an die Jülichsche Erbschaft, wie man sich kurz auszudrücken pflegte. Von diesen Erblustigen und Erbberechtigten mögen nur die wichtigsten genannt werden.

Das Haus Sachsen gründete seinen Anspruch theils auf eine erlangte Anwartschaft, die wol gar schon eine kaiserliche Belehnung mit diesen Ländern war, theils auf eine Vermählung des

Kurfürsten Johann Friedrich zu Sachsen mit Sibylla, einer Tochter Herzogs Johann III. zu Jülich und Cleve.

Einen andern Hauptanspruch machten diejenigen Häuser, welche weiblicher Seits von dem Herzoge Wilhelm XII. oder IV. abstammen, dessen älteste Tochter, Maria Eleonora, die Gemahlin Albrecht Friedrich, Markgrafens zu Brandenburg und Herzogs von Preußen, gewesen (aber kurz vor ihrem Bruder, Herzog Johann Wilhelm, gestorben), aus welcher Ehe die Prinzessin Anna, des Kurfürsten Johann Sigmund zu Brandenburg Gemahlin, entsprossen; die zweite Schwester Anna an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig zu Neuburg; die dritte, Magdalena, an Johann I. von Zweibrücken, und die vierte Sibylla, an Carl von Burgau vermählt gewesen war.

Diese Häuser standen wider Sachsen für Einen Mann; sie selbst aber spalteten sich wieder in verschiedene Parteien, von denen die Häuser Brandenburg-Preußen und Pfalz vornehmlich zu bemerken sind. Man stritt also:

1) Ob Sachsen, oder die Schwestern des letztverstorbenen Herzogs in seinen hinterlassenen Ländern folgen sollten?

2) Ob unter den vier Schwestern die älteste

allein, oder alle vier zugleich erben sollten? und —

3) Ob unter diesen die brandenburgische oder die neuburgische Gemahlin für die älteste zu halten sei?

Johann Sigmund, Kurfürst zu Brandenburg, nahm nach des Herzogs Johann Wilhelm Ableben ohne Weiteres Besitz von den streitigen Ländern, mußte aber doch am 31. Mai 1609 zu Dortmund mit dem katholisch gewordenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu Neuburg einen Vergleich eingehen, vermöge dessen beide Parteien bis zum gütlichen oder rechtlichen Austrag der Sache sich mit einander freundlich begehen und diese Lande gemeinschaftlich verwalten wollten.

Im Jahre 1624 wurde zu Düsseldorf ein weiterer Vergleich getroffen, kraft dessen Kurbrandenburg das Herzogthum Cleve, mit Ausnahme von Ysselburg und Winnekendonk, nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg und dem Amte Windeck aus dem Herzogthum Berg; Pfalz-Neuburg hingegen Jülich, Berg, Ravenstein und die vorhin erwähnten zwei Ortschaften von Cleve bekam.

Dieser Vergleich wurde 1629 mit einigen Veränderungen wiederholt, und 1630 dahin geändert, daß Kurbrandenburg das Herzogthum Cleve und

die Grafschaft Mark; Pfalz-Neuburg aber Jülich und Berg und Ravenstein nebst Bresskesand behielt, Ravensburg aber in Gemeinschaft blieb.

Endlich schloß Kurfürst Friedrich Wilhelm 1666 mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilheln, dem Sohn Wolfgang Wilhelm's, einen Erbvergleich, kraft dessen der Kurfürst und seine Nachkommen im vollkommenen und ruhigen Besitz des Herzogthums Cleve und der beiden Grafschaften Mark und Ravensberg blieben, hingegen der Pfalzgraf und seine Nachkommen auf eben solche Weise die Herzogthümer Jülich und Berg, nebst den Herrschaften Winnenthal und Bresskesand, behielten. Zugleich wurde in diesem Vergleich ausgemacht, daß alle diese zur Jülichschen Erbschaft gehörigen Lande troß ihrer Theilung in einem beständigen Bündniß vereinigt bleiben und sowol der Kurfürst als der Pfalzgraf und ihre beiderseitigen Nachkommen Titel und Wappen von allen Landen führen sollten. Beider Häuser Anforderungen auf die Herrschaft Ravenstein wurden auf ein Compromiß ausgestellt und der Vergleich im Jahre 1678 vom Kaiser Leopold mit seiner Bestätigung versehen.

Wie verhielt es sich mit den Vorbesitzern der übrigen Jülichschen Erbschaftslande, ehe sie in einer einzigen Hand vereinigt waren?

Die vormaligen Grafen von der Mark hatten ihren Ursprung von den Grafen von Altena, welche von einigen Genealogisten von den Grafen von Teisterbank und Cleve herleiten. Die Reihe der Grafen von Altena fängt gewöhnlich mit einem Adolf an, welcher, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Eberhard, das Schloß Altena auf dem Gipfel eines hohen Felsens an der Lenne erbaut hat, und vom Kaiser Heinrich V. zum Grafen von Altena und Berg erhoben worden ist, da sich dann diese beiden Brüder wegen der ererbten und erworbenen Länder also verglichen haben, daß Adolf Schloß und Grafschaft Altena, Eberhard aber das Schloß Aldenburg und die Grafschaft Berg übernahm. Adolf III., Graf von Altena, welcher 1249 starb, soll zuerst den Namen und das Wappen von der Mark angenommen haben. So viel ist aus Urkunden von 1203, 1220 und 1221 gewiß, daß damals schon der Name von der Mark bei den Grafen von Altena im Gebrauch gewesen, wie er denn auch nach jener Zeit ausschließlich in Uebung geblieben ist. Adolf V., Graf von der Mark, wurde, wie oben gezeigt, durch Heirath Graf von Cleve, so daß seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts die beiden Lande Mark und Cleve vereinigt waren.

Als erster Graf von Ravensberg gilt Hermann von Calvalle. Er hat im 12. Jahrhundert gelebt. Sein Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1346 mit Bernhard, dessen ältern Bruders und Vorwesers Tochter Margarethe die Gemahlin Herzogs Gerhard zu Jülich und Grafen zu Berg war, welcher dieserwegen die Grafschaft Ravensberg an sich brachte. Als nun das herzogliche Haus Cleve-Jülich-Berg erlosch, nahm der Brandenburger Kurfürst Johann Sigmund auch von der Grafschaft Ravensberg sofort Besitz und setzte seinen Bruder, den Markgrafen Ernst, als Statthalter ein. Die Besitzergreifungs-Urkunde ist vom 6. Juli 1609 datirt, und huldigen ließ sich der Kurfürst am 20. October desselben Jahres zu Jöllenbeck, woselbst abwechselnd mit Wallenbrück die Landtage gehalten wurden.

Allein diese Landtage kamen in Ravensberg, in der Mark und in Cleve sehr bald, und ganz besonders seit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, außer Gebrauch; hielten es die Hohenzollern von da an, als der Ehrgeiz sie trieb, eine Rolle in der Welt spielen zu wollen, nicht allein für überflüssig, sondern auch für schädlich, auf Berathungen mit ihren getreuen Ständen der Ritterschaft und der Städte sich einzulassen; die Autokratie

befahl: — Oeffnet die Taschen, stellt Eure Leiber, damit ich groß werde! Nicht raisonnirt; und damit Basta! Und so ist's gegangen bis auf den heutigen Tag, da man schreibt das Jahr 1844 nach Christi Geburt! Und mahnt man nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts an heilige Versprechungen, die gegeben wurden, als ein ganzes Volk sich erhoben hatte zur Befreiung seines Landesherrn von entsetzlichster Schmach, die, obwol von Gott gesandt, nicht erkannt ward, so heißt's: Euer beschränkter Unterthanen-Verstand ist zu — dumm, um mir Rathschläge geben zu können! Schuster, bleib bei Deinem Leisten!

Der Deutsche ist ein großer Freund von Festen und Festlichkeiten und liebt es zu jubeln bei sogenannten Jubelfeiern, welche halb- oder ganzjahrhundertjährig das Gedächtniß an irgend ein Ereigniß aufzufrischen bestimmt sind. Sollten die guten Ravensberger, die wackeren Markaner und die biederen Clevianer auf den Gedanken kommen, den Jahrestag zu feiern, der ihre Voraltern vor zweihnndert Jahren unter den Schutz des brandenburgischen Kurhuts stellte, so würden sie ihre Jubelfeier rechtlich im Jahre 1878 anstellen können, weil vom Jahre 78 im 17. Jahrhundert die kai-

serliche Bestätigung des Erbvergleichs von 1666 datirt, der ohne die Genehmigung des Reichsoberhaupts und kaiserlichen Oberherrn keine bindende Kraft hatte, eben wie ein Vertrag zwischen Unmündigen geschlossen erst dann Gültigkeit erlangt, wenn er von den Vormündern genehmigt, von der obervormundschaftlichen Behörde bestätigt ist. Sie würden im Jahre 1878 — jubeln können, wenn nicht ein Zwischenreich stattgefunden!. Die Ravensberger, die rechtsrheinischen Clevianer und die Markaner können und dürfen es thatsächlich rechtlich erst im Jahre 1878 + 8 = 1886, die linksrheinischen Clevianer erst im Jahre 1878 + 20 = 1898, in Betracht, daß die drei ersteren von 1807 bis 1815 den Eintagsfliegen des Königreichs Westfalen und des Großherzogthums Berg einverleibt und die letzteren, die linksrheinischen Clevianer von 1795 bis 1815 Mitglieder der französischen Republik und dessen Erbnehmers, des französischen Kaiserreichs Unthanen gewesen sind. Werden die Ravensberger, die Markaner und die Clevianer jenes kleine Additions-Exempel nicht machen, dann laufen sie Gefahr, in eine eben so große Albernheit zu verfallen, als es dem Louis dixhuit, — den die Franzosen 1815 Louis biscuit nannten, seiner gebrechlichen Beine halber,

— begegnete, da er, nachdem er von germanischen und slawischen Fürsten wieder auf den Thron von Frankreich gesetzt, den kindischen Streich beging, den Antritt seiner Regierung vom Todestage seines Bruders, des sechszehnten Ludwig, zu datiren. Diese Albernheit, ja Dummheit hat der jüngste der Brüder, Carl, sechszehn Jahre später büßen müssen; mit ihm, den die Franzosen zum — Teufel jagten, ist die ältere Linie der Nachkommen Heinrichs IV., de ce roi vaillant, wie die Franzosen noch heute mit Enthusiasmus singen, für immer auf dem Throne des schönen Frankreichs erloschen.

Um auf die Vorbesitzer der Jülichschen Erbschaftsländer zurück zu kommen, so ist zu bemerken, daß der erste Graf von Jülich, den man mit einiger Gewißheit kennt, Gerhard gewesen ist, welcher in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gelebt hat. Graf Wilhelm VII. wurde vom Kaiser Ludwig, aus Baiern, zum Markgrafen, welches er schon 1337 war, und vom Kaiser Carl IV., dem Lützelburger, 1356 zur Würde eines Herzogs von Jülich erhoben. Sein Sohn Herzog Wilhelm VIII. erheirathete das Herzogthum Gelderland und die Grafschaft Zütphen; als aber dessen Sohn Reinhold 1433 ohne Leibeserben starb,

kamen die Herzogthümer Jülich und Gelderland nebst Zütphen an Herzog Adolf VIII. zu Berg, welcher aber Gelderland und Zütphen an Arnold von Egmond abtreten mußte. Als auch er 1437 kinderlos starb, folgte ihm seines Bruders Wilhelm Sohn Gerhard in den Herzogthümern Jülich und Berg, der zugleich von Vatersseite Graf zu Ravensberg war. Dieses Gerhard's Sohn, Wilhelm XI. oder III., starb im Jahre 1511, und seine Lande Jülich, Berg und Ravensberg wurden seiner Tochter Gemahl, dem Herzoge Johann III. zu Cleve, Grafen von der Mark und Herrn von Ravenstein, zu Theil. Wie es mit diesen vereinigten Ländern ergangen, ist oben bei dem Herzogthume Cleve erzählt. Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die Herzogthümer Jülich und Berg, so wie die Herrschaften Ravenstein, Winnenthal und Breskesand an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, welcher 1685 Kurfürst zur Pfalz wurde, gekommen sind. Weil dessen zweiter Sohn und Nachfolger, Kurfürst Carl Philipp, weder Söhne noch Brüder hatte, so verlangte das Kurhaus Brandenburg nach seinem Tode den Besitz der gedachten Länder, wohingegen der Kurfürst zur Pfalz solche dem künftigen Erben der Kur-Pfalz, nämlich dem Pfalzgrafen zu Sulzbach, Carl Philipp

Theodor, erhalten wissen wollte. Diese Sache verursachte große Bewegungen, wurde aber endlich, nachdem sich die ländergierigen Brandenburger, in der Person Königs Friedrich II., mit dem Herzogthum Schlesien bereichert hatten, im Jahre 1742 durch einen Vergleich beigelegt, vermöge dessen das Haus Sulzbach nach dem Tode des alten Kurfürsten in dem Besitz der Länder Jülich, Berg und Ravenstein erhalten wurde, worauf der Pfalzgraf Carl Wilhelm Theodor sich in denselben huldigen ließ, und bald hernach dem verstorbenen alten Kurfürsten zur Pfalz, wie in der Kur-Pfalz, so auch in den Ländern Jülich, Berg und Ravenstein, folgte. Nach dem Erlöschen der Sulzbacher mit Cärl Theodor von Pfalzbaiern 1799 kamen diese Länder an Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, 1806 erster König in Baiern.

Das Land Berg stand ursprünglich unter den Grafen von Altena, bekam aber in der Folge mit Engelbert seinen eigenen Grafen. Dieser war ein Bruder des altenaischen Grafen Eberhard I. und lebte in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der alte Stamm der Grafen von Berg erlosch 1348 mit Adolf VII., welcher der eilfte Graf war. Seine Tochter Margaretha soll des Herzogs Gerhard zu Jülich Gemahlin gewesen sein, wenigstens

war dieser Gerhard auch Graf zu Berg, obgleich es ungewiß ist, wie er dazu gelangt, und ob er der zwölfte oder dreizehnte Graf gewesen sei. Sein Sohn Wilhelm wurde 1380 vom Kaiser Wenzeslaus zur Würde eines Herzogs von Berg erhoben, und dessen Sohn Adolf VIII. wurde auch, wie oben bemerkt worden ist, Herzog zu Jülich und in Gelderland.

Das Land Mörs war ein altes Clevisches Lehn, welches die ehemaligen Grafen von Mörs schon 1287 von den Grafen zu Cleve empfangen haben. Nach Hermann's, des letzten Grafen von Mörs, Tode wollte Wilhelm, Herzog zu Cleve, die Grafschaft Mörs als ein eröffnetes Lehn in Besitz nehmen; allein des letzten Grafen Schwester Walpurgis, welche an den Grafen Adolf von Neuenar vermählt war, maßte sich ihrer an, woraus ein Streit entstand, welcher 1579 dahin beigelegt wurde, daß Graf Adolf die Grafschaft Mörs vom Clevischen Herzoge Wilhelm zu Erblehn nahm unter der Bedingung, daß, wenn die Gräfin Walpurgis ohne Kinder stürbe, die Grafschaft dem Herzoge zu Cleve heimfallen solle. Allein Walpurgis schenkte und vermachte die Grafschaft an den Prinzen Mauritz von Nassau, der sie auch dem Herzoge zu Cleve entriß, als dieser sie, nach

dem im Jahre 1600 erfolgten Tode der Gräfin, in Besitz genommen hatte. Beide Theile verglichen sich 1606 dahin, daß die Bürgerschaft zu Mörs neutral sein, Prinz Mauritz in's Schloß eine Besatzung von 206 Mann legen, und nach seinem Tode die Grafschaft dem Herzoge heimfallen sollte. Da aber Prinz Mauritz 1625 starb, nahm sein Nachfolger Friedrich Heinrich die Grafschaft in Besitz, in welchem auch das Nassau-Oranische Haus bis auf den Tod Wilhelms III., Königs von Großbritannien, geblieben ist, nach welchem das Haus Brandenburg-Preußen die Grafschaft theils als Lehnsherr, theils als Erbe in Besitz genommen hat.

Die Herrlichkeit Frimörsheim haben die Grafen zu Mörs von der Abtei Werden zu Lehn getragen, daher sie nach des letzten Grafen Hermann's Tode der Abtei eröffnet wurde, welche aber 1579 den Herzog Wilhelm zu Cleve damit belehnte. Der Genuß der Herrlichkeit verblieb aber der obgedachten Gräfin Walpurgis, nach deren Ableben Prinz Mauritz von Nassau-Oranien diese Herrlichkeit ebenfalls an sich riß, auch von der Abtei Werden die Belehnung darüber erhielt. Im Jahre 1648 brachte aber das Haus Brandenburg diese Herrlichkeit nebst den übrigen Werdenschen Lehen

wieder an das Herzogthum Cleve, ließ auch die Belehnung über dieselbe 1668 und 1681 erneuern. Zum Fürstenthum erhob der Kaiser Joseph die Grafschaft Mörs im Jahre 1707 auf Antrag des damaligen Besitzers, Königs Friedrich Wilhelm I. in Preußen.

Was die Verhältnisse dieser Länder zum Deutschen Reich und seiner Verfassung betrifft, so ruhte die Jülich-Cleve- und Bergische Stimme im Reichsfürstenrathe seit Herzogs Johann Wilhelm's Tode. Im Westfälischen Kreise, dem diese Länder zugetheilt waren, führten die Kurfürsten zu Brandenburg und Pfalz, als Herzoge zu Cleve, Jülich und Berg, das Condirectorium und Mitausschreibeamt wechselsweise, saßen und votirten auch auf den Kreistagen nach dem Fürstbischofe von Münster abwechselnd, hatten aber beim Directorio zusammen nur eine Stimme. Zu den Reichsanlagen hatte der Kurfürst zu Brandenburg wegen Cleve und Mark monatlich 1066 Fl. und wegen Ravensberg 142 Fl. 8 Xr., für das Reichskammergericht aber zu jedem Ziele 676 Thlr. 26 3/4 Xr. zu zahlen. Für Mörs betrug dieser Beitrag 42 Thlr. 54 1/4 Xr., und zu dem Reichsanschlage 4 Mann zu Roß und 12 zu Fuß. Nach der Erhebung dieser Grafschaft zu einem Fürstenthume bekam

der Kurfürst zu Brandenburg wegen Mörs Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath und beim Westfälischen Kreise ebenfalls den fürstlichen Rang, unmittelbar nach Ostfriesland, angewiesen.

Der Utrechter Frieden 1713 hat das Haus Hohenzollern in den Besitz eines Theils vom Oberquartier des Herzogthums Gelderland gebracht. Die Könige in Preußen besaßen dieses Gelderland als souveraine Herren, denn es war nicht ein Bestandtheil des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Sie ließen es von einer Commission verwalten, deren Haupt der Gouverneur von Geldern war. Die Rechtspflege übte in letzter Instanz ein Justizcollegium.

Dieser preußische Antheil am Herzogthum Gelderland bestand aus — der Stadt und dem Amte Geldern, der Stadt und dem Amte Straelen, dem Städtchen und Amte Wachtendonk, den Aemtern Middelaer und Kriekenbeek, dem Lande Kessel und den Herrlichkeiten Walbeek, Aerßer, Aefferden ꝛc. Das Amt Montfoord gehörte zwar auch den Königen in Preußen, es stand aber unter der Souverainetät der Generalstaaten der Republik der Vereinigten Niederlande.

Im Amte Geldern lag der Flecken Kevelaer, berühmt wegen des wunderthätigen Marienbildes, welches daselbst in einer Kapelle verehrt wurde, und jährlich Tausende und abermals Tausende Wunderglaubende an sich lockte. Hatte der neue Landesherr im Utrechter Frieden doch versprochen, die römisch-katholische Religion in dem Stande zu lassen, in welchem sie unter spanischer Regierung gewesen war. Und gab dieser Cultus der Jungfrau nicht willkommene Freudentage und Volksfeste? Freilich auf Unkosten der guten Sitten und des Geldsäckels! Zum Amte Kriekenbeek gehörte der Flecken Viersßen, welcher auf einer Exclave im Umfange des Herzogthums Jülich lag, und schon damals, da das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde, durch seinen Gewerbfleiß sich auszeichnete.

Der Friede von Lüneville war eine nothwendige Folge des Verraths an Kaiser und Reich, welche durch Separat-Unterhandlungen eines Kurfürsten von Baiern, eines Herzogs von Würtemberg, eines Markgrafen von Baden und eines Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und zuletzt in

Basel begangen worden war. Er entriß Deutschland alle seine Provinzen auf dem linken Rheinufer, also auch die jenseit des Rheins gelegenen Lande der Jülichschen Erbschaft.

Der Republik einverleibt, wurden sie dem nördlichsten der vier vereinigten Departements zugetheilt, wie die französische Regierung ihre in Deutschland gemachten Eroberungen nannte. Jenes nördlichste Departement erhielt seinen Namen von dem Flusse Roer, sprich Ruhr, der das Jülicherland in der Richtung von Süden nach Norden bewässert und bei Roermonde in die Maas fließt. Die kaiserliche freie Reichs- und ursprüngliche Krönungsstadt Aachen wurde der Sitz der Präfectur in diesem Roer-Departement; die Stadt Cleve erhielt eine Unter-Präfectur für das Arrondissement Cleve.

Die Beschlüsse des Wiener Congresses, 1815, haben bekanntlich die Jülichschen Erbschaftslande der Krone Preußen überwiesen, die nach Ablauf von zweihundert Jahren endlich in den Besitz aller dieser Lande gelangt ist, nach deren Gesammtheit die Vorfahren Friedrich Wilhelms III. so oft, jedoch vergeblich, die Hand ausgestreckt hatten!

Cleve — einst die Hauptstadt eines Herzogthums des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, wo ein berühmter Nassau-Oranier, der Prinz Mayritz, als Statthalter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg auf der Schwanenburg residirt hatte, in deren Räumen auch die obersten Landescollegien für die preußisch-westfälische Provinz Cleve-Mark und Mörs ihr richterliches und Verwaltungs-Wesen trieben, wo neben der Regierung und der Kriegs- und Domainenkammer auch das Landgericht, das Cleve-Märkanische Pupillen-Collegium (oberste Vormundschaftsbehörde), das Medicinal-Collegium der Provinz, die Obersteuercasse, die Landrenten- und die Obersalzkasse ihre Schreibstuben, Archive und Registraturen, auch eine Münze ihre Werkstatt hatte, woselbst die Landesmünze, Clevesches Geld, Thaler und Stüber, geschlagen wurde, das auf einem andern Fuß als das preußische Courantgeld nach dem Münzfuß von 1764 beruhte; jetzt, nach den Friedensschlüssen von Basel und Lüneville eine Arrondissementsstadt der „einen und untheilbaren“ Republik, mit einem Unterpräfecten, einem Tribunal erster Instanz, einem Friedensrichter für den Canton Cleve, einem Arrondissements-Steuer-Empfänger, einem Steuer-Controleur 2c. — war in den

letzten Jahren des vorigen und den ersten des laufenden Jahrhunderts ein städtischer Wohnplatz von recht ansehnlicher Ausdehnung, der in drei Theile zerfiel, in de Boven-, de Middel- en de Onderstad.

Das Schloß, die Schwanenburg, ein uraltes Gebäude von viereckiger Gestalt und bedeutendem Umfange mit mehr als einem Hofe und in einer seiner Ecken mit einem hohen, weit im Lande sichtbaren Thurm, der Schwanenthurm genannt, krönte den Gipfel des höchsten der Hügel, die als zusammenhangende Kette über den Reichswald bis in die Gegend von Nimwegen streichen. Von der Schloßhöhe erstreckte sich die Bovenstad, hochdeutsch die Oberstadt, in mehreren Straßen längs des steilen Abhangs bis zur sanftern Abdachung, auf der die Mittelstadt erbaut war, welche bis zur Middelpoort, dem mittlern Thore, reichte, wo die Onder- oder Unterstadt begann, welche sich bis an's Wasser erstreckte, der Spoygraben genannt, der ein schiffbarer Canal zur Verbindung mit dem Rheine war. Cleve wurde, und wird wol noch heute zuweilen, Cleve am Rhein genannt, zum Unterschied von Cleven im Veltlin, Chiavenna im Val Tellina; nichtsdestoweniger lag die Stadt beinahe zwei Stunden Weges vom Rheinstrom ent-

fernt, wie auch gegenwärtig noch. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in der Cleve am Rhein gelegen war, aber welcher Periode diese Zeit angehört, ist bis jetzt nicht ermittelt worden; so viel scheint jedoch unzweifelhaft zu sein, daß der Spoygraben in einem ehemaligen Rheinbette liegt. Ueberhaupt ist die Zahl dieser vormaligen Stromlaufe im Herzogthum Cleve außerordentlich groß. Theilweise liegen sie trocken und ihre Betten sind fruchtbares Weideland, andere haben noch Wasser in ihren verengten Betten; und diese werden durchgängig alter Rhein genannt. Der nächste alte Rhein bei Cleve war auf dem halben Wege nach Emmerich bei dem Dorfe Kellen, woselbst man mittelst einer Pont oder Seilfähre übersetzte. Kellen ist eine Römeransiedelung, wie der Name sagt, der aus Colonia entstanden ist.

Cleve war in dem Zeitraum, dem diese Denkblätter gewidmet sind, eine wohlgebaute Stadt, ganz im Stil der niederländischen Städte: der Giebel der Häuser nach der Straße, alle in rothen Backsteinen mit weißen Kalkfugen, die Fenster zumeist mit grün angestrichenen Laden, vor fast jedem Hause zwei eben so angestrichene Holzbänke, die zu beiden Seiten der Hausthür senkrecht auf der Front des Hausgiebels standen, jede Bank

für zwei, auch drei erwachsene Personen eingerichtet. Die meisten Hauptstraßen waren breit, alle Straßen aber sehr gut gepflastert und außerordentlich reinlich gehalten, wie denn überhaupt Reinlichkeit und Sauberkeit ein Merkmal nicht allein des Aeußern der Häuser, sondern auch des Innern der Wohnungen war.

Das reformirte Waisenhaus, in welchem der Wallfahrer zur Welt gekommen ist, lag im mittlern Theile der Stadt an einer Straße, die man die Stechbahn nannte, und woselbst in alten Zeiten die Grafen von Cleve sehr wahrscheinlich ihre Stechbahn zur Abhaltung von Turnieren gehabt hatten. Das Gebäude befand sich in einem Zustande, der einer gründlichen Aufbesserung bedurft hätte; allein das Waisenhaus hatte an seinem Vermögen durch den französischen Krieg so große Einbuße erlitten, daß für die Deckung der Kosten eines Reparaturbaues nichts übrig blieb. Das Gebäude war, außer dem Erdgeschoß, ein Stockwerk hoch, und darüber der Söller. Es hatte eine ansehnliche Tiefe; nach dem Hofe einen einstöckigen Flügel, in welchem sich die Schulstuben befanden. Der ziemlich geräumige Hof war durch einen hölzernen Staketenzaun vom Garten getrennt, der sich am ziemlich steilen Abhang des

Berges in die Höhe zog und durch Steinmauern in drei oder vier Abtheilungen terrassiret war. Er enthielt sehr viele Obstbäume, und an den Terrassenmauern gab es Weinspaliere einer ganz vorzüglichen Traubensorte.

Wie tief doch die Eindrücke haften, die der Mensch in der Kindheit und Jugend empfängt! Dem Wallfahrer schwebt eine Naturerscheinung so lebhaft vor der Seele, als hätt' er sie erst gestern erlebt, und doch liegt zwischen diesem Gestern und Heute der Zeitraum eines halben Jahrhunderts! Der Schauplatz, auf dem diese Erscheinung wirkte, war insonderheit auch der Garten des reformirten Waisenhauses zu Cleve. Es war am 9. November des Jahres 1802, als über die Länder des mittlern Europa ein Luftwirbel von einer Stärke sich bewegte, wie sie seitdem bei Stürmen nicht wieder erlebt worden ist. Sie gab ein Bild von den gewaltsamen Zerstörungen, welche durch westindische Orkane und Luftwirbel anderer Tropengegenden in den von ihnen betroffenen Ländern angerichtet werden. Es heulte, brüllte und zischte in der Luft, als sollte die Welt untergehen. Das Waisenhaus erbebte in seinen Grundfesten, als wäre mit der Lufterschütterung auch eine Erdschütterung verbunden. Die Pan=

nen oder Dachziegel des Waisenhauses und des dicht anstoßenden Capuzinerklosters flogen wie Papierblätter durch die Luft und lagerten sich im Garten ab, nnd ein von unten nach oben senkrecht wirkender Strom hob das Schieferdach vom Doppelthurm der Klosterkirche und schleuderte es prasselnd und rasselnd auf das Straßenpflaster; die Thürme schwankten durch die heftige Bewegung an ihren Spitzen. Der Hausvater hatte sich mit Frau und Kindern in ein nach dem Garten gehendes Zimmer begeben, um die Verwüstungen anzuschauen, deren Schauplatz dieser Garten war. Die meisten Obstbäume lagen geknickt oder ganz abgebrochen auf der Erde, und ihre abgerissenen Zweige und Aeste waren ein Spiel des Windes, der sie in der Luft umherwirbelte, als wären es Eiderdaunen gewesen. Ein alter Birnbaum mit einem Stamm von mindestens fünf Schuhe Umfang stand noch aufrecht auf der zweiten Terrasse, obwol seine mächtige Krone schon sehr gelichtet war. Da, mit einem Mal, drehte sich die Ruine dieser Krone wie ein Kreisel, und der Stamm mit ihr, und gehoben wurde er aus seinem Erdbette mit dem ganzen Wurzelstock wol an die fünf Schuhe hoch in die Luft, in der er senkrecht schwebend noch einmal kreiselte, dann

aber krachend niederstürzte, die Terrassenmauer mit sich niederreißend, zwischen deren Fugen die Wurzelzweige verwachsen waren. Es war drei Uhr Nachmittags. Gleichsam, als hätte der Sturm diesen Baum sich zum letzten Opfer erkoren, ließ er bald nach dessen Sturz an Heftigkeit nach und hörte gegen Abend gänzlich auf, nachdem er vom frühen Morgen an gewüthet hatte. Groß waren die Verheerungen, die dieser Novembersturm von 1802 in Stadt und Land angerichtet hatte, und selbst Menschen, von herabstürzenden Dachziegeln u. d. m. getroffen, nicht ohne Beschädigung davongekommen. Im Reichswalde sah es, so wurde in den nächsten Tagen von Augenzeugen erzählt, entsetzlich aus; ganze Reihen der urältesten Bäume lagen niedergestreckt, und einzelne waren so umgestülpt worden, daß sie, an stehengebliebene Stämme gelehnt, die Wurzelstöcke statt der Krone in die Lüfte streckten.

Cleve hatte eine Collegialkirche, welche von dem Grafen Diderich 1334 auf Monterberg bei Kalkar gestiftet, 1341 aber nach Cleve verlegt worden war; und außer dem schon genannten Kapuzinerkloster noch ein Mannskloster vom Orden der Minoriten, so wie auch ein Nonnenkloster der Clarissinnen und ein adeliges Frauenstift. Die Zahl der römischen

Christen war indessen nicht groß. Die meisten Einwohner der Stadt waren Reformirte, die sich in deutsche und französische unterschieden. Doch war die französische Gemeinde, welche von den Refugiés aus Frankreich, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. zu Brandenburg, ersten Königs in Preußen, angesiedelt worden war, nicht sehr zahlreich, die Muttersprache aber noch immer die Familien-, auch die Sprache des Gottesdienstes in dieser Gemeinde. Der Verkehr der Reformirten beider Sprachen trug wesentlich dazu bei, die Kenntniß der französischen Sprache unter den deutschen Reformirten frühzeitig schon im Kindesalter einheimisch zu machen. Der Pilger hat keine Erinnerung, ob die französische Gemeinde ein eigenes Kirchengebäude besaß, oder ob das der deutschen Gemeinde mit jener simultan war, das aber weiß er noch, daß die 1618 erbaute deutsche reformirte Kirche ein sehr großes, im Innern ganz schmuckloses Gebäude ohne Altäre, Crucifixe, Bilder und Kreuze war, und daß diese Kirche eine vorzügliche Orgel und auf ihrem Thurme das schönste, klangvollste Geläut in ganz Cleve hatte; wohingegen auf dem Dache der lutherischen Kirche ein kleines Reuterthürmchen stand, mit einem Paar Glöcklein darin,

die eher Schellen als Glocken waren, was vermuthen ließ, daß dieses Gebäude vor 1620 einem Minoriten-Convent zu gottesdienstlichen Zwecken gedient haben mochte. In Cleve gab es eine kleine Mennoniten-Gemeinde, die ein eigenes Bethaus besaß. Die ziemlich zahlreiche Gemeinde der Israeliten hatte ihre Synagoge. Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Mennoniten und Juden lebten in der größten Eintracht, denn in Cleve herrschte das Princip, durch das Niederland und England groß geworden sind, das Princip der Toleranz: jüdische Kinder besuchten die Schule des reformirten Waisenhauses!

Die Mennoniten-Gemeinde erinnert den Wallfahrer an seine Taufe, weil der weibliche Zeuge bei dieser heiligen Handlung der genannten Gemeinde angehörte. Die Pathe war die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes, eine betagte Jungfrau, welche, wie man zu sagen pflegt, sitzen geblieben war; eine hohe, hagere Gestalt mit Gesichtszügen, die einst anziehend gewesen sein mochten, jetzt aber theils durch den Zahn der Zeit, theils aber durch ein moralisches Gebrechen manche Einbuße erlitten hatte; denn Kathe, so hieß sie mit Vornamen (Abkürzung für Catharina), war, trotz ihres frommen Gemüths, wegen übermäßiger Ge-

nauigkeit, die an Geiz gränzte, in der ganzen Stadt bekannt. Beiläufig sei es hier schon bemerkt, daß Catharinen und Marien im Leben des Pilgers auf der Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung eine große Rolle gespielt haben. In Cleve war es Sitte, daß die Taufzeugen, insonderheit die weiblichen, die Täuflinge nicht blos am ersten, sondern auch an allen folgenden Geburtstagen derselben bis zu einem gewissen Lebensalter mit kleinen Geschenken bedachten. Dieses Gesetz wurde auch über den Geburtstag auf zwei Tage im Jahre ausgedehnt, nämlich auf den Neujahrstag und auf den Tag, der im Kalender den Namen des Senter Clos führt, d. h. den Sanct-Nicolai-Tag, am 6. December; und zwar war dieser Tag derjenige, an welchem eine ansehnliche Bescheerung gewährt werden mußte. Senter Clos vertrat die Weihnacht in anderen Ländereren und Provinzen des deutschen Reichs. Eine Weihnachtsbescheerung hat der Wallfahrer in seiner Kindheit und Jugend nicht gekannt, auch später nicht in Münster. Weil nun Kathe es versäumt hatte, ihres Täuflings seit dessen Geburt am Senter Clos eingedenk zu sein, so beschloß die Mutter des Wallfahrers, in Verbindung mit dessen Schwestern, die reiche, aber geizige Mennonitin an die Lan-

dessitte zu erinnern: Krölleskën (Familien-Diminutiv für Carl) mußte der Pathe ein „Klömpje" setzen! Klömpje ist das Diminutiv von Klomp, und unter Klomp versteht man einen Holzschuh, der in Westfalen wirklich die Gestalt eines Klumpen hat, indem aus einem einzigen Stück Holz eine Art Schuh geschnitzt wird. Bruder Fritz bekam den Auftrag, eine große gelbe Rübe zu einem Klömpje zu schneiden, welches die Gestalt eines kleinen Holzschuhes von etwa vier Zoll hatte. Krölleskën, er mochte fünf Jahre alt sein, wurde in seinen Sonntagsstaat und die feinste Wäsche gekleidet, und so zur Pathin geschickt, um das Klömpje zu setzen. Der Wallfahrer weiß sich des Gefühls noch sehr wohl zu erinnern, das ihn auf dem Wege befiel: es war kein angenehmes, denn statt der Kathe anhänglich zu sein oder sie gar zu lieben, fürchtete er sich vor ihr, hatte sie doch immer an dat Jongelken (dem Jüngelchen) zu tadeln, wenn sie in's älterliche Haus kam, und war er schon ein Deugniet (ein Taugenichts), der von dem Vater und der Mutter und den Schwestern verzogen werde. Brauch war es, daß das Klömpje stillschweigend gesetzt werden mußte, d. h. das Erinnerungszeichen mußte mit einer tiefen Verbeugung, aber ohne ein Wort zu sagen, überreicht

werden. Also geschah es denn auch in diesem Falle, aber unter Zittern und Zagen, weil die Kathe immer schalt und mit einer eben nicht sehr melodischen Stimme stets keifte. So auch dieses Mal! Als aber der kindliche Pilger die erzürnte Kaiserin mit einer bittenden, ja flehenden Geberde anblickte, da schmolz das Eis von ihrem Herzen, sie hob den kleinen Buben auf ihren Schooß, drückte ihn an das steinige Arabien ihres Busens, herzte und küßte ihn auf die zärtlichste Weise und entließ ihn mit den liebevollsten Worten. Das Klömpjesetzen hatte den Erfolg, daß dem Kröllesken eine Senter-Clos-Bescheerung zu Theil wurde, wie er sie Zeit seines Lebens nicht wieder gehabt hat. Kathe war selbst gekommen zum Aufbauen, um sich an der Freude des Kindes zu erfreuen. Sie war an dem Abend die Liebenswürdigkeit selher und ist es von da an auch geblieben. Was nicht die Geberdensprache vermag! Der männliche Pathe des Wallfahrers war ein Beamter bei der Cleve-Märkischen Regierung oder bei der Kammer, Namens Steinmann, dessen Sohn Friedrich sich als Poet und Kritiker literarischen Ruf verschafft hat; er hat die Narrenbibliothek, Erzählungen und Novellen, Gedichte und ein Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte

geschrieben, Alles in dem Zeitraume von 1827 bis 1835; nach einer längern Pause hat er den Mefistofeles in fünf Bänden, 1843 und 1844, folgen lassen. Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, von dessen Kinderjahren nur eine ganz dunkele Erinnerung im Gedächtniß des Wallfahrers haften geblieben ist. Haustaufen waren in der reformirten Gemeinde zu Cleve nur in äußersten Fällen, bei Schwächlichkeit und Kränklichkeit des Täuflings, oder bei Nothttaufen zulässig. So war es beim Wallfahrer der Fall, einem überaus schwächlich in die Welt getretenen Erdenpilger, dem noch Monate nach der Geburt die Lebensfähigkeit abgesprochen wurde. Nur Kraftmittel, welche der Arzt des elterlichen Hauses, Medicinalrath Beuth, verordnete, haben ihn am Leben erhalten, besonders aber die sorgsamste Pflege bei Tag und bei Nacht der liebenden Mutter, die ihn aus dem Lebensquell der eigenen Brust über die gewöhnliche Zeit hinaus genähret hat.

Der Wallfahrer war der jüngste Sohn und das letzte Kind seiner Eltern. — Seine Mutter stand, als er geboren wurde, in einem Lebensalter, wo die Empfängniß des Weibes gemeiniglich ihr Ende erreicht zu haben pflegt, daher auch die außerordentliche Schwächlichkeit und Reizbarkeit,

die ihm durch die Kinderjahre geblieben ist. Beuth hatte insbesondere die Vermeidung jedweder Aufregung, sei sie körperlich oder seelisch, dringend empfohlen. Das wußte der Kleine und er zog daraus Nutzen zum Besten seines ältesten Bruders, der, ein loser Strick, wie er vom Vater genannt wurde, wegen toller Jungenstreiche, die oft vorkamen, gestraft werden mußte. Der Vater ließ sich bei diesen Bestrafungen von der Lebhaftigkeit seines Temperaments nicht selten zu einem Uebermaaß der Strafe hinreißen. Dann war es der Wallfahrer, der sich auf die Erde warf, mit Aermchen und Beinchen strampelte, sich wälzte und fürchterlich schrie, was den Vater abstehen ließ von weiterer Anwendung des Stocks, nur um das schwächliche Kind zu beruhigen, — das sich ja nicht alteriren durfte!! Hatte Pathin Kathe, zuweilen Zeugin solcher Auftritte, Unrecht, wenn sie von Verziehen des Kröllesken sprach? Die väterliche Erziehungsmethode war eine gar eigenthümliche: der älteste Sohn wurde mit einer Härte behandelt, die er nicht verdiente, der jüngste dagegen mit einer Weichheit, welche in sehr vielen Fällen recht übel angebracht war. Jene Härte milderte sich, nachdem Bruder Fritz das Unglück gehabt hatte, ein Bein zu brechen, diese Weichheit

wurde gesteigert, als Kröllesken dem Wassertode nahe gewesen war.

Ein Paar Stunden Weges von Cleve entfernt liegt das adlige Landgut Mooyland, d. h. Schönland, offenbar also genannt wegen seiner schönen Lage in herrlichen Umgebungen. Das Schloß Mooyland, der Sitz einer selbständigen Gerichtsbarkeit, war ein ansehnliches und stattliches Gebäude; und die dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude umschlossen einen großen Hof. Der reformirte Waisenmeister stand mit dem Gutsherrn von Mooyland auf vertrautem Fuße, und dieser liebte es, seine Freunde in der Stadt zur Sommerszeit oft bei sich zu sehen. Regel war es, daß sie eins ihrer Kinder, oder auch wol ein Paar, mitbringen mußten. So befand sich denn eines Sonntags Bruder Fritz mit in Mooyland in Gesellschaft eines Schulgenossen, der seinen Vater ebenfalls dahin begleitet hatte. Die beiden Burschen tummelten sich auf dem Wirthschaftshofe wacker umher, allerhand Spiele treibend, unter denen Wettlaufen ohne und mit Hindernissen ein Hauptvergnügen war. Sie hatten zwei Wagen, die vom vorigen Tage her, nachdem mit ihnen Heu eingefahren worden war, noch auf dem Hofe standen, mit einem Zwischenraum von etwa dreißig

Schritt so hintereinander gestellt, daß die beiden Deichseln das Hinderniß beim Wettlauf bildeten, welches übersprungen werden mußte. Mehrmals hatten sie den Lauf gemacht und Bruder Fritz, ein sehr behender Läufer, war immer Sieger geblieben. Das verdroß den Mitkämpfer. Beim wiederholten Lauf, als Beide dicht vor dem ersten Hinderniß noch beisammen waren, bekam Bruder Fritz, in dem nämlichen Augenblick, als er den Deichselsprung machen wollte, einen Stoß, der dem Sprung eine falsche Richtung gab; er stieß mit einem Fuß an die Deichsel, was zur Folge hatte, daß er der Länge nach hinschlug und nicht wieder aufstehen konnte; er hatte einen gefährlichen Beinbruch erlitten! So liefen diese Uebungen im Turnen und Turnieren unglücklich ab. Der Mitläufer, er hieß Wurm, ein guter Junge und Herzensfreund von Bruder Fritz, war untröstlich über Das, was er verschuldet.

Zum Amte Uedem gehörte die Ortschaft Uedemerbruch. Sie ist verhältnißmäßig neuern Ursprungs, vermuthlich entstanden, als Prinz Moritz von Nassau-Siegen kurfürstlich-brandenburgischer Statthalter des Herzogthums Cleve war, denn diesem Statthalter hat das Land Cleve große Verbesserungen in seinem Anbau zu verdanken.

Das Gebiet dieser Ortschaft ist von ansehnlicher Ausdehnung. Wie schon der Name besagt, ist sie in einer urbar gemachten Bruchniederung angelegt. Eine Menge Gräben und Entwässerungscanäle durchschneiden sie, die ihren sehr trägen Abfluß zur Niers haben, einem Nebenflusse der Maas. Schmale geradlinige Wege, mit Weidenbäumen beflanzt, bilden die Straßen des Uedemerbruchs, dessen Häuser sehr weit auseinander liegen, ein jedes Haus in der Mitte des ihm zugewiesenen „Areals“ an Bau- und Weideland. Dorthin hatten die Eltern des Wallfahrers ihr Kröllesken einmal mitgenommen, als sie den Geistlichen des Orts besuchten, der ein vertrauter Freund des Vaters war. Es war im Sommer desjenigen Jahres, welches das 18. Jahrhundert beschlossen hat. Die Eltern machten einen Spaziergang durch die Ortschaft, Kröllesken mit ihnen. Mochte das Paar in ein Gespräch vertieft gewesen sein, oder nicht, genug, es hatte nicht bemerkt, daß der kleine Bube, statt vor zu gehen, zurück geblieben war. Die Mutter blickte sich um; sie sah ihr Kröllesken nicht; sie ging hundert und einige Schritt zurück, — welcher Schreck überfiel sie da! Aus dem mit sogenannter Entengrütze ganz grün überzogenen Graben längs des Weges starrten ihr

ein Paar Beinchen entgegen, — Krölleskon war kopfüber in's Wasser gestürzt! Ihn herausziehen, und den Vater herbeirufen, war das Werk eines Augenblicks. Die Mutter trug den Leblosen in das nächste Bauerhaus, wo der Verunglückte rasch entkleidet und von der sorgsamen, theilnehmenden Wirthin, nachdem sie ihn auf den Kopf gestellt hatte, damit er das noch nicht verschluckte Entengrützewasser von sich gebe, in erwärmte Betten gepackt und mit wollenen Tüchern gerieben wurde. Ueber eine halbe Stunde, so erzählten später die Eltern oft, haben sie gefürchtet, ihr Krölleskon werde zu Dem heimgekehrt sein, der ihn gegeben; dann hätten sich schwache Lebenszeichen gezeigt, die von Viertelstunde zu Viertelstunde an Stärke zugenommen, bis er endlich nach Ablauf von zwei Stunden wieder frei geathmet und die Augen aufgeschlagen habe. Wie war es aber zugegangen, daß der kleine Pilger so früh am Ende seiner Wallfahrt angelangt zu sein schien? In dem Graben am Wege hatten viele Frösche ihr Spiel getrieben. Er hatte eine auf dem Wege liegende Weidengerte genommen und nach den harmlosen Thierchen geschlagen, die natürlich davon gehüpft waren; ein großer Frosch aber war am jenseitigen Rande des Grabens ruhig sitzen geblieben, und

hatte den Pilger mit seinen großen Augen gleichsam wie strafend angeblickt; auch ihn zu vertreiben war die Absicht gewesen; allein weil die Gerte für die Breite des Grabens zu kurz war, so mißglückte nicht allein der Versuch, sondern er lief für den Störenfried mit dem Verlust des Gleichgewichts des Körpers ab, die Beine konnten den Oberleib nicht mehr halten, der Kopf kam zuerst in's Wasser! Diese erste Bekanntschaft mit — nassen Todeshallen, — neunzehn Jahre später hat er sie zum zweiten Male kennen gelernt, — hat einen zwiefachen Einfluß auf den Pilger geübt, einen physischen und einen moralischen; physisch: weil er, der vor diesem Ereigniß eine blühende Gesichtsfarbe gehabt, von da an ein blasser Knabe und Jüngling gewesen, was auf's Mannesalter fortgepflanzt worden ist; moralisch: weil er nie wieder nach Fröschen geschlagen und überhaupt nie ein Thier absichtlich getödtet hat, selbst überlästige Fliegen und andere Insekten nicht, lieber hat er, wenn es nicht gelingen wollte, sie zum Fenster hinaus zu treiben, sich von ihnen quälen lassen, als daß er sich entschließen konnte, sie zu tödten; mit Abscheu hat er sich abgewandt, wenn er ein Hausthier mißhandeln sah, und er's nicht hindern konnte; und die Jagd aus Liebhaberei

oder gar aus Leidenschaft, ist ihm von jeher ein Gräuel gewesen; und das Alles, was er sich zum Guten anrechnet, verdankt er dem nahen Wassertode im Uedemerbruch; denn er ist ihm ein Fingerzeig Gottes gewesen, daß, wie groß auch die Gewalt ist, die dem Menschen über die unbelebte und belebte Natur eingeräumt worden, er diese Gewalt doch nicht mißbrauchen dürfe, um das berechtigte Leben aller übrigen Creaturen muthwillig zu stören, oder gar es grausamer Weise zu vertilgen. Grausam aber handelt der Mensch, der aus Liebhaberei die Jagd treibt, und sie zu den „noblen Passionen" rechnet. Stellt sich ein solcher Mensch nicht in die Reihen der blutdürstigen und reißenden Thiere des Geschlechts Felis; und ist es nicht eine Entwürdigung des edelsten Geschöpfes Gottes, wenn es aus der Jagd ein ritterliches Vergnügen macht? Verhältnisse haben dem Pilger geboten, während seiner Tecklenburger Zeit — über die ein folgender Abschnitt dieser Denkblätter berichten wird —, an der Jagd Theil zu nemen; aber es ist immer nur als Zuschauer geschehen, und wie schon gegen die damaligen Jagdgenossen, so hat er auch in späteren Zeiten gegen andere Freunde der Jagd nicht unterlassen, seinen Unwillen und seine Feindschaft gegen diese —

Freundschaft offenherzig und freimüthig auszusprechen; und er hat in mehr als einem Falle die Genugthuung gehabt, daß leidenschaftliche Jäger von den ihnen vorgetragenen Gründen überzeugt worden sind, während andere „blutdürstige und heimtückisch lauernde Bestien vom Katzengeschlecht“ ihn wegen seiner Thierliebe verlacht haben!

In den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts fing das reformirte Waisenhaus zu Cleve allmälig an zu — verwaisen, d. h. es gab in der Gemeinde keine Waisen mehr. Die vorgesetzte Behörde faßte in Folge dessen den Beschluß, das Waisenhaus einstweilen und bis auf Weiteres zu — schließen. Auch die damit verbunden gewesene reformirte Schule wurde einer jüngern Lehrkraft anvertraut, welche, irrt der Wallfahrer nicht, bereits unter dessen Vater als Hülfslehrer an der Schule thätig gewesen war. Dieser Lehrer war ein eingeborner Clevianer, Namens Gottfried Koch. In einem andern Abschnitt dieser Denkblätter wird auf diesen würdigen Mann zurückzukommen sein. Der bisherige Waisenmeister wurde, es war im April 1796, ein Jahr nach dem Baseler Frieden, an die Regierung zu Cleve berufen.

Schon in der Jugend mathematischen und historischen Studien obgelegen, widmete er sich ihnen im reifern Mannesalter mit einer Ausdauer, die ihm eine mathematische Preisfrage gewinnen ließ, welche eine gelehrte Gesellschaft zu Haarlem aufgegeben hatte. Nicht allein, daß dieser Preis ihm das Diplom eines Mitgliedes oder Correspondenten der meisten in den Niederlanden bestehenden gelehrten Maatschappyen und Genootschappen eintrug, unter denen Felix meritis zu Amsterdam obenan stand, er verschaffte ihm auch die persönliche Bekanntschaft einer großen Menge holländischer Gelehrten, da die Haarlemer Gesellschaft die ehrende Aufforderung an ihn hatte ergehen lassen, in ihren Sitzungen von Zeit zu Zeit persönlich zu erscheinen. Die Niederlande waren damals nicht blos eine politische, sondern auch eine Gelehrten-Republik, zu welch' letztern der Grund ebenfalls in den Tagen des Freiheitskampfes gelegt worden war. Jene Aufforderung hatte die Folge, daß der Vater des Wallfahrers regelmäßig ein Mal im Jahre eine Reise nach Amsterdam und Haarlem unternahm, seine gelehrten Freunde in diesen und anderen Städten der sieben vereinigten Provinzen zu besuchen, so in Utrecht, Leyden, Rotterdam, Dortrecht rc. Dieser

lebhafte Verkehr mit den Metropolen der holländischen Gelehrsamkeit führte dann auch die Bekanntschaft mit Buchhändlern herbei, die mehrentheils selbst Gelehrte waren, wie sie es in Holland heut' zu Tage noch zu sein pflegen, und dadurch vorzugsweise entstand die Liebhaberei für Bücher, die zur Gründung einer Bibliothek führte, wie sie im Besitz eines Privatgelehrten selten so groß und umfangreich gewesen ist, als in dem des Vaters des Wallfahrers. Ankäufe auf Bücher-Auctionen in Holland und in Deutschland und durch Auswahl des Leipziger Meß-Catalogs vermehrten diese Bibliothek von Jahr zu Jahr durch Ankunft großer Kisten voll Bücher, alter wie neuer, so daß diese Bibliopolie, die schon in Xanten ihren Anfang genommen hatte, zu einer Art Bibliomanie ausartete, gegen die des Wallfahrers Mutter, mit Rücksicht auf die starke Familie, nicht selten zu Felde zog, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht! —

Die Familie bestand aus sechs blonden Kindern, drei Töchtern und drei Söhnen, die dem Alter nach so auf einander folgten: Helene, geboren in Hagen; Friederike, geboren in Xanten; Wilhelmine, Friedrich, Johann und Carl, diese vier geboren in Cleve. Wilhelmine hatte als Kind das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren, indem

sie mit einem Glase in der Hand gefallen war. Ihre regelmäßigen Gesichtszüge wurden dadurch nicht entstellt. Sie ist unter des Wallfahrers Geschwistern diejenige, welche mit der Herzensgüte der Mutter zugleich die Verstandesschärfe und Thatkraft des Vaters geerbt und letztere in schweren Drangsalen folgender Zeiten zum Heile des väterlichen Hauses oft geübt hat. Friedrich kam zur Welt im denkwürdigsten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, in demjenigen Jahre, welches ein großes Volk zum Selbstbewußtsein gebracht hat, die Fesseln zu brechen, in welche es von der Tyrannei einer Fürstenfamilie geschmiedet worden war, die durch die höchste Potenz der Sittenlosigkeit und Liederlichkeit ein Schandmal der Menschheit geworden war, und die durch das Beispiel, das sie Jahrhunderte lang gegeben, einen Theil des edlen Volks, über das sie von „Gottes Gnaden" gesetzt, in den Strudel der Sünde und Verderbtheit mit hineingerissen hatte. Läßt sich von einem Strafgericht Gottes sprechen, so ist die französische Revolution eins gewesen, wie es nie in der Welt geübt worden, denn es hat, ganz verschieden von der englischen Revolution, den engen Kreis, auf den diese zunächst wirkte, weit überschritten, indem es aller Welt in's Gedächtniß zurück-

gerufen, was in Vergessenheit gekommen war, daß nämlich die Völker nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da sind, berufen, ihnen ein glänzendes Vorbild der Sittlichkeit zu sein, an deren Hand geleitet, Menschen und Völker nur allein dem hohen Ziele entgegenstreben können, Gott ähnlich zu werden. Friedrich wurde geboren wenige Wochen nach der Erstürmung und Zerstörung der Zwingburg, welche die Tyrannei erbaut hatte; Johann und Carl sind echte Söhne der Revolution!

Sie haben sich dessen Zeit ihres Lebens gefreut; sie haben Gott gedankt, daß seine Gnade sie gewürdigt hat, in der Morgenröthe des Völkerbewußtseins zur Welt gekommen zu sein, daß sie an den Brüsten der Freiheit die ewigen, unwandelbaren Grundsätze der Sittlichkeit und die davon untrennbaren Menschenrechte mit vollen Zügen eingeschlürft haben, und sie haben sich gelobt, als sie Jünglinge waren, den heiligsten Gefühlen, die sie mit der Muttermilch der Freiheit eingesogen, nie und nimmer untreu zu werden, sich nie zu beugen vor Sittlichunwürdigem, sondern aufrecht zu stehen immer und überall, wo Menschen sind! Und dieses Gelöbniß ist von ihnen gehalten worden. Sie gaben es sich, als sie einst auf Marburgs erhabenem

Felsenschlosse dem Anbruch einer neuen Revolution der Erde entgegensahen, in jenem Zeitraume, als der Siebenschläfer Wilhelm von Hessen, der Seelenverkäufer und Ehebrecher, wie die meisten seines Gleichen, zurückgekehrt war, die Bahn der Tyrannei und Blutsaugerei auf's Neue zu betreten. Es war am Morgen des 1. Januar 1815, als die Sonne hinter Amöneburgs Felsenkegel hervortrat über den Gesichtskreis, wiederum einmal zu bescheinen das schöne Hessenland und seine biederen Bewohner, die in arger Täuschung des Geschiedenen und Gekommenen in Trauerflor sich hüllten, den zu zerreißen sie funfzehn Jahre später nur den halben Muth gehabt!

In der Familie des Wallfahrers waren, wie schon ein Mal erwähnt, drei Sprachen gang und gäbe, die niederländische jedoch als allgemeine Landessprache im engern Kreise des Hauses die vorwaltende, daher denn auch die Eltern ihre Kinder und die Geschwister unter sich bei den niederländischen Vornamen, doch fast nur immer in der Diminutivform, nannten. So hieß der älteste Sohn Fritzken; der zweite Jantje oder auch Jänteken, von Jan, dem niederdeutschen Ausdruck für Johann; der jüngste hieß Karelken, woraus mit der Zeit Krölleskens entstanden war mit Hinblick auf

das blonde Lockenhaar, das ihm in der Kindheit eigen war; denn Kröllen in clevisch-holländischer Volksmundart hieß so viel als kraus sein.

In eine Zeit, die weit liegt vor der Geburt des Pilgers auf der Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, fallen die ersten Anfänge der Bestrebungen seines Vaters, die Ersparungen, welche er seinem schriftstellerischen Fleiß, — theils durch Abfassung selbständiger Werke im Fache der Geschichte und der Mathesis, theils durch Theilnahme an kritischen Instituten, namentlich an der deutschen Bibliothek, welche der gelehrte Buchhändler Friedrich Nicolai zu Berlin herausgab, und an den Göttingischen gelehrten Anzeigen, verdankte, in Grundeigenthum anzulegen. Die Gelegenheit dazu bot sich in der ehemaligen Herrlichkeit Lymers, die man später das Amt Zevenaer nannte. Dieses Amt liegt auf dem rechten Ufer des Rheins, war also nicht dem Baseler Frieden verfallen; doch wurde es einige Jahre später auf Verlangen Frankreichs vom Herzogthum Cleve getrennt und mit der Provinz Gelderland der batavischen Republik wieder vereinigt, war doch die Herrlichkeit Lymers vor Zeiten ein Lehn des Herzogthums Geldern gewesen. Jene Bestrebungen zur Erwerbung von Grundeigenthum sind

in späterer Zeit fortgesetzt worden, und daraus ist, vorzugsweise begünstigt durch die außerordentliche Sparsamkeit der Familienmutter Maria Elisabeth, der Besitz eines größern Landgutes hervorgegangen, welcher den Familiengliedern des Wallfahrers noch heute das Bewußtsein giebt, kraft dieses Grundeigenthums Bürger eines Landes zu sein, in welchem bürgerliche und politische Freiheit und religiöse Duldung unter Verfassungsformen herrscht, die nach wie vor republikanische sind, wenn auch die Spitze der Republik statt eines Erbstatthalters seit 1815 König genannt wird.

O, Ihr Anbeter der unbeschränkten Monarchie und Autokratie, Ihr Bücklingmacher und Kniebeuger, Ihr Scharwenzler und Speichellecker, die Ihr Nichts gelernt habt als Euch zu sonnen im matten Abglanz der Strahlen besudelter Throne, welche das Blut der Völker in schmachvollster Fleischeslust vergeudet haben, die Euch, erbärmliche Vollstrecker ihres Eigenwillens, verachten, weil Ihr zur Canaille gehört, die nicht von „Gottes Gnaden" geboren; ziehet hin in's Land der Freiheit und Duldung, zu schauen, wie es dem Menschen um's Herz ist, der empfindet, was des Menschen würdig ist, weil er drei Jahrhunderte hindurch wieder

gelernt, was des Menschen Bestimmung in der Gesellschaft ist, nicht ein Pflichtiger allein und gehorsamer Knecht, nein auch ein Berechtigter und im Gemeinwesen ein Mitstimmer!

Unter den Schriften des Pilgervaters ist eine, welche historische Untersuchungen über den Zustand enthält, in dem sich eine gewisse, für die Kultur des Menschengeschlechts höchst wichtige Kunst während des Alterthums befunden hat. Dieses, aus drei Bänden bestehende und mit vielen Kupfertafeln erläuterte Werk hat seiner Zeit bei den Geschichtskennern und in der Gelehrtenwelt überhaupt eine günstige Aufnahme und großen Beifall gefunden. Etwa dreißig Jahre später fand sich ein sehr gelehrter, aber auf physischen wie moralischen Stelzfüßen stolzirender Oberbibliothekar zu Gotha, Namens Ukert, veranlaßt, ein Wort bittern Tadels über jenes Werk laut werden zu lassen. Dieses Wort hat den Sohn des Verfassers tief verdrossen; er hat's aber vergessen, und den Gothaischen Stelzfuß dazu, als er im Jahre 1828 den Veteran unter den deutschen Historico-Geographen in München besuchte: Conrad Mannert. Der liebenswürdige Alte war so freundlich, selbst das Gespräch auf das gedachte Werk zu lenken und seiner in den ehrendsten Ausdrücken zu ge-

denken. Das freute den Sohn, und dieser erfreute damit den damals noch lebenden, geliebten Vater durch sofortige briefliche Mittheilung.

Der Geist muß immer Herr im Hause bleiben, und nie müßig sein! So war des Vaters Sprüchwort, und er hat's geübt bis an sein Lebensende.

Von den Männern in Cleve, deren Andenken im Gedächtnisse des Wallfahrers haften geblieben ist, sind hier nur wenige zu nennen, da die meisten einem spätern Abschnitte vorbehalten bleiben müssen.

Der Director des reformirten Gymnasiums zu Cleve hieß Maas, ein langer, hagerer, dürr aussehender, aber grundgelehrter Schulmann, dessen Lieblingswissenschaft Geographie und Geschichte war. Er hatte des holländischen Predigers Bachiene Erdbeschreibung des heiligen Landes in deutscher Sprache und mit einem Karten-Atlas vermehrt herausgegeben, ein Werk, welches, in Folge der gründlichen Studien in den Quellenschriften jener Zeit, auch heute noch eine Fundgrube tiefen Wissens ist. Maas trieb mit Vorliebe Kartographie. Er besaß eine ansehnliche

Sammlung von Landkarten, besonders Nürnberger von Homann und Amsterdamer von Covens und Mortier und anderen älteren holländischen Landkartenstechern. Maas kannte die Rheinlande, Westfalen und Holland durch Autopsie ganz genau, und alle übrigen Länder der Erde durch Lectüre von topographischen Schilderungen und Reisebeschreibungen. Auf Grund dieser Kenntniß verbesserte er das in seinem Besitz befindliche Exemplar der Landkarten durch handschriftliche Correcturen und Nachträge. Einige dieser von Maas berichtigten Karten sind in die Sammlung des Wallfahrers übergegangen und bilden einen ihrer werthvollsten Bestandtheile; so Homann'sche Karten vom Herzogthum Cleve und von dem Hochstift Münster, die kleine Wiebekingsche Karte vom Niederrheinstrom, eine Mortiersche Karte von Gelderland 2c.

Gleich nach dem Lüneviller Frieden hörte die preußische Verwaltung in Cleve auf, wenn gleich die Beamten der Regierung und Kammer noch in der Stadt so lange blieben, bis das Entschädigungs-Geschäft in Regensburg nach den Vorschriften des ersten französischen Consuls und des russischen Kaisers zum endgültigen Abschluß gekommen war. Beide Behörden blieben auch in ihren Functionen, so weit sich diese auf das rechts-

rheinische Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark bezogen. Doch wurde eine Deputation der Kriegs- und Domainenkammer nach Emmerich verlegt.

Der erste französische Unterpräfect für das Arrondissement Cleve war Dorsch, ein Deutscher aus Heppenheim im Erzstift Mainz, und einst Professor an der Universität zu Mainz, dann ein hervorragendes Mitglied des Jacobinerklubs daselbst, der Gesinnung und dem Wesen nach ganz Franzos, von Gestalt ein kleines, hageres Männchen, beweglich wie Quecksilber und mit einer Volubilität der Zunge begabt, die Staunen erregen mußte. Geschäftskunde und Thätigkeit machten es ihm nicht schwer, sein Arrondissement binnen kürzester Frist nach französischem Fuß zu organisiren. Seinen Collegen in den anderen Arrondissements und dem Präfecten zu Aachen erleichterte er das gleiche Geschäft durch Ausarbeitung einer Statistik des Roer-Departements, die späterhin, 1804, zu Cöln in französischer Sprache gedruckt wurde. Ein werthvolles Werk, was zu einer historischen Quelle für die heutigen preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, Cöln und Aachen geworden ist. Dorsch machte sich durch die Humanität bemerkbar und beliebt, mit der er

bei Umwandlung der Behörde und ihres Personals zu Werke ging.

Der Rhein wurde französischer Seits mit einer Douanenlinie besetzt und scharf bewacht. Die Zollwache war militairisch organisirt und bewaffnet. Sie trug dunkelgrüne Uniformsröcke ohne weitere Abzeichen, als die Abzeichen für die verschiedenen Grade der Beamten. Diese wurden in Cleve allgemein Commisen genannt, von Commis, der Bezeichnung eines der unteren Grade. Der Zolltarif war nicht eben übermäßig hoch, die Revision dagegen überaus scharf und lästig, was der Versuch des Schleichhandels herbeigeführt hatte. Wer über den Rhein kam, wurde bis auf's Hemd untersucht, selbst Frauen, deren Untersuchung weibliche Douaniers vornahmen. Emmerich gegenüber war eine solche Zollstätte mit zwei Revisionsbuden auf dem Banndeich, die eine für Männer, die andere für Frauen. Der Zolldirector hatte in Cleve seinen Sitz. Türk, so hieß er, war ein großer, stattlicher Mann mit buschigem Silberhaar, dazu ein Ehrenmann und von altem Adel, der in der Revolution um sein Vermögen gekommen war. Sein Sohn war einer der Préposés beim Zollwesen. Er verliebte sich in die wunderschöne älteste Tochter des lutherischen Predigers Offelsmeyer und

diese sich in den schönen jungen Franzosen. Seine Bewerbung um ihre Hand wurde vom Vater, einem Franzosenhasser, barsch abgelehnt. Das Paar ging auf und davon, und der Fluch des Vaters folgte der Tochter! Als Offelsmeyer im Jahre 1814, nunmehr Feldpropst der preußischen Armee, mit nach Paris gekommen war, wurde ihm eines Tags eine Dame gemeldet, die sich nicht nennen wollte. Als sie mit drei Kindern eingetreten, warfen sich alle Viere dem Feldprobste zu Füßen. Es war seine entflohene Tochter, es waren seine Enkel! Offelsmeyer nahm zwar den Fluch zurück, nicht aber Kind und Enkel an's väterliche Herz; Du bist und bleibst eine Verworfene, hatte er gesagt, fremd mir und den Meinigen, und die drei Franzosen-Bastarde dazu! Frau von Türk, noch immer eine sehr schöne Frau, war seit vier Jahren Wittwe. Ihr Mann war nach der Flucht aus Cleve Soldat geworden und in Spanien auf dem Felde der Ehre geblieben. Der Kaiser hatte befohlen, der Wittwe des tapfern Capitains eine einträgliche Tabaksverkaufsstelle zu übertragen, und diese war ihr in Etampes, zwischen Paris und Orléans, verliehen worden.

Eines vierten Franzosen erinnert sich der Wallfahrer aus seiner Clevischen Zeit mit warmer

Liebe. Er hieß Gouvion und war Chirurgien-Major so wie erster Arzt in einem zu Cleve errichteten Militairlazareth. Bei Gelegenheit einer plötzlichen Erkrankung der Familienmutter war er, da der Medicinalrath Beuth außerhalb der Stadt gewesen, als Arzt in's elterliche Haus gerufen worden. Von da an blieb der in seinem Fache geschickte, dabei sehr gebildete und höchst liebenswürdige junge Mann ein fast täglicher Gast im elterlichen Hause, innerhalb dessen ein Magnet vorhanden war, der seine Anziehungskraft auf ihn ausübte. Dieser Magnet war des Wallfahrers älteste Schwester Helene, eine reizende Blondine mit himmelblauen Augen und einer Gesichtsbildung, welche durch die in ihr ausgeprägte Unschuld und Herzensgüte einen unwiderstehlichen Zauber übte. Camille, so war Gouvion's Vorname, und Helene wären sicherlich ein Paar geworden, wenn er nicht, in eine höhere Stellung und zur Armee in Italien versetzt, bald darauf in Ausübung seines Berufs gestorben wäre. Sein Andenken ehren die Ueberlebenden bis auf den heutigen Tag!

Noch zweier jungen Leute ist zu gedenken, welche zu den vertrauten Freunden des elterlichen Hauses gehörten, da sie mit den Töchtern desselben aufgewachsen und Schüler der reformirten

Schule gewesen waren, trotzdem sie dem Glauben des alten Testaments angehörten. Salomon, der blonde, und Joel, der schwarze Meyer, Söhne eines reichen Handlungshauses, welches theils in Cleve theils in Wesel etablirt war, hingen mit wahrhaft kindlicher Liebe an ihrem ehemaligen Lehrer, dem reformirten Waisen- und Schulmeister und dessen Gattin, und zugethan waren sie mit brüderlicher Liebe den Kindern des Hauses, in welchem sie als Angehörige betrachtet wurden. Der Unterschied der Religion kam gar nicht in Anregung; es war ein Verhältniß rein menschlicher Empfindungen, welche bei den Eltern des Wallfahrers, trotz ihrer Frömmigkeit, von der liberalen Anschauungsweise, den die reformirte Lehre vom Christenthum und von der Religion überhaupt hat, gefördert wurden; und dieses schöne Verhältniß hat bis an's Lebensende der Betheiligten fortbestanden.

„Nur ein Narr kann Juden wegen ihrer Religion geringer als anders Gläubige achten, aber die Renegaten haben immer kein ganz zu verwerfliches Vorurtheil wider sich."

Diese Ansicht des „Verstorbenen," die er in einem seiner Briefe aus London vom Novbr. 1826 bei Gelegenheit eines Besuchs auf dem Landgute

Rothschild's ausspricht, unterschreibt der Wallfahrer aus vollem Bewußtsein und mit freudigem Herzen als seine selbststeigene. Während eines langen Lebens hat er unter denen, die den einzigen, alleinigen Gott anbeten, verhältnißmäßig weit mehr brave und edle Menschen kennen gelernt, als unter denen, welche an einen dreieinigen Gott glauben; — oder, wenn er sich eines vulgären Ausdrucks bedienen darf: er hat unter den Juden mehr Christen als Juden, unter den Christen mehr Juden als Christen gefunden.

Der Verstorbene — (auf den diese Denkblätter in einer der folgenden Abtheilungen vielleicht zurückkommen) — fügt jenem Ausspruch Nachstehendes hinzu:

„In drei Fällen möcht' ich jedoch den Juden unbedingt erlauben, die Religion zu wechseln. Einmal, wenn sie sich wirklich einbilden, nur unter dem Namen Christen selig werden zu können; zweitens ihren Mädchen, wenn diese einen Christen heirathen wollen, und ihn nicht anders bekommen können; drittens, wenn einmal ein Jude zu einem christlichen Könige erwählt werden sollte, was auch nicht unmöglich ist, da ja noch weit geringere als jüdische Barone, und solche, die noto-

risch gar keine Religion hatten, in neuerer Zeit schon öfters den Thron bestiegen."

Einverstanden mit Nr. Eins! Einverstanden mit Nr. Zwei! Nicht aber einverstanden mit Nr. Drei! Warum sollte nicht ein jüdischer König auf dem Throne eines christlichen Landes sitzen können? Auf den Thron gehört die Sittlichkeit in höchster Potenz, also Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, es gehört auf ihn Geist und Charakterstärke, fester Wille und Thatkraft. Wer will, wer kann diese nothwendigen Eigenschaften eines Throninhabers Dem absprechen, der da glaubt an Moses und die Propheten?

Von den beiden Brüdern Meyer aus Cleve ist einer, wenn auch nicht ein politischer König, doch ein König der fortschreitenden gewerblichen Kultur geworden, der König eines Industriezweiges in der Hauptstadt des Preußisches Staats, der vor ihm dort nicht bekannt war: Joel Meyer wurde im Jahre 1816 der Begründer des öffentlichen Straßen= oder Droschkenfuhrwesens in Berlin, und dadurch ein Wohlthäter von Hundert-Tausenden von Menschen, ein Ernährer von Tausenden von Familien!

Der Clevische Gesundbrunnen zog zur Kurzeit eine Menge Fremder von nah und fern nach Cleve, besonders Niederländer mit ihren Familien, welche während der guten Jahreszeit in der romantischen Hügellandschaft Erholung von den anstrengenden Arbeiten des Handelscomptoirs suchten. Der schönen Natur im Thiergarten war unter den letzten Herzogen die Kunst zu Hülfe gekommen durch Anlage von Wasserkünsten, eines Amphitheaters, eines Doolgartens, und eines besondern Lustwaldes, der wegen seiner Bodenbeschaffenheit Berg en Daal hieß und woselbst dem Prinzen Mauritz von Nassau ein Denkmal errichtet war, dem Erneuerer und Erhalter dieser Anlagen zum „Nutzen und Vergnügen des Publikums.“ Nach dem Abgange dieses Statthalters und dem Ableben seines Machtgebers, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg, hatten auch dessen Regierungsnachfolger, die zwei ersten Könige in Preußen, für die Instandhaltung jener Anlagen Sorge getragen; allein unter dem dritten Könige kamen sie, während des siebenjährigen Krieges, der Cleve fast beständig in den Händen der Franzosen hielt, in Verfall, dem Friedrich II. nicht gründlich abhelfen ließ, weil er den größten Theil der jährlich auf dem Bauetat stehenden Gelder zu

seinen Privatbauten in Sanssouci verbrauchte. Sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., ließ die Anlagen am Clevischen Gesundbrunen und im Thiergarten ganz verkommen, brauchte der doch das Geld zum Bau des Marmorpalastes an einem — heiligen See, und zu ganz anderen Zwecken, wodurch der Name des Sees gewaltig entheiligt wurde!! Die Folge dieser Vernachlässigungen war, daß der Fremdenverkehr in Cleve sehr in Abnahme gerieth und dadurch der Nahrungsstand der Stadt nicht wenig Einbuße erlitt; was aber machte sich daraus ein Fürst, der ein Hoherpriester war aller Weichlichkeiten und Ueppigkeiten der Fleischeslust? Auch der Krieg hatte das Seinige beigetragen zur Verminderung der Kurgäste am Clevischen Gesundbrunnen, wo die Familie Roberts eine, in ihr gleichsam erblich gewordene, vortrefflich eingerichtete Oekonomie unterhielt, die von den Bewohnern der Stadt fleißig besucht wurde. Größere Ausflüge machte man nach den schön gelegenen Dörfern Materborn, Rindern u. a. Rindern war wegen seines Obstbaues, besonders in Zwetschken, berühmt.

In späteren Zeiten hat Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode dem Wallfahrer oft erzählt, daß, als er nach dem Weltfrieden und nach der Or-

ganisation der preußischen Rheinprovinz im Jahre 1816, Präsident der Regierung zu Cleve geworden, sein Hauptaugenwerk mit auf Wiederherstellung des Thiergartens und seiner Anlagen, die er ganz verwildert vorgefunden, gerichtet gewesen und er Sorge dafür getragen habe, daß eine bestimmte Summe zur Unterhaltung auf den Etat gekommen sei. „Denn", fügte Graf Anton hinzu, „ich sah sogleich, als ich nach Cleve kam, daß der Gesundbrunnen mit eine Nahrungsquelle der guten Clevianer und es daher Pflicht des Königs sei, diese Quelle, welche durch fast völliges Schwinden des Fremdenverkehrs während der französischen Herrschaft ganz verstopft war, wieder zu öffnen. Ich habe, so lang' ich das Präsidium der Clevischen Regierung geführt, alles Mögliche gethan, um den Thiergarten und seine Anlagen wieder in bauliche Würden zu bringen, und die Genugthuung gehabt, daß meine Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben sind; denn nicht allein, daß die Sommerfrequenz wieder begonnen und außerordentlich zugenommen hat, es haben sich auch einzelne holländische Familien, die sich von den Geschäften zurückgezogen, in Cleve angesiedelt und am Wege von der Stadt nach dem Thiergarten Wohnhäuser erbaut, wor-

aus, wenn es so fortgeht, eine Vorstadt, oder ein neuer Stadttheil entstehen kann."

Ehre sei dem edlen Grafen, daß er für Cleve, des Wallfahrers Geburtsstätte, also Sorge getragen; Ehre aber auch dem Könige, der das wieder gut gemacht, was sein Vater durch Vernachlässigung und durch gänzliches Aufgeben, durch Ausbrechen dieser Perle in Preußens Krone, an Cleve Uebles gethan!

Am 1. Januar des Jahres 1820 wanderte der Pilger in Gesellschaft seines treuen Dieners Kay spät am Nachmittag aus Arnsberg, um in Hamm zu übernachten; denn er wollte am folgenden Tage bei Zeiten in Münster eintreffen, war der 2. Januar doch der Geburtstag seines lieben Vaters. Am Abend dieses Tages sprach der Vater zum Pilger: „Ich danke Dir, mein lieber Sohn, daß Du diesen Tag nicht versäumt hast; es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich Dich an diesem Jahrestage sehe. Zur Bethätigung meines Danks übergeb' ich Dir hier diese Blätter, die seit zweiundzwanzig Jahren in meinen Händen sind. Ihr Verfasser ist Fr. N. in Berlin, der mein Freund

war, längst aber in die Gefilde des ewigen Friedens heimgegangen ist. Liesest Du diese Handschrift, so wird es Dir recht lebendig inne werden, daß Gott der Herr das Preußische Königshaus wunderbar gerettet hat, seitdem die Tugend auf den Thron zurückgekehrt ist.“ Der Wallfahrer läßt diese Blätter folgen!

[Der Herausgeber nimmt aber Anstand sie drucken zu lassen! Unter der Aufschrift „Oheim und Neffe und des Neffen Liebchen. Ein Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert“ und mit dem Motto: „Difficile est satyram non scribere“ enthält diese Denkschrift, welche mindestens sechs Bogen füllen würde, eine Charakterschilderung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II., so wie des letztern Verhältniß zur Wilhelmine Enke, einer Trompeters-Tochter aus Dessau, bekannter unter dem Namen Gräfin Lichtenau. Nur den Anfang und das Ende der Denkschrift setzt der Herausgeber hierher.]

Der Anfang lautet also:

„Der dritte der preußischen Könige ist schon bei seiner Lebenszeit, noch mehr aber nach seinem Tode, der „Große,“ sogar der „Einzige“ genannt worden; allein wie groß auch die Eigenschaften dieses Königs gewesen sind, wie einzig in ihrer

Größe, er hat es es nicht vermocht, Das zu überwinden, was die Pfaffen Erbsünde nennen, und ihr Zögling, das unwissend gehaltene, gedankenlose Volk! Mit anderen Worten: der Philosoph auf dem Throne ist nicht frei gewesen von den Schwächen, die der menschlichen Natur für alle Zeiten ankleben, und die zu besiegen nur wenigen unter den Denkern gelingt. Diese Schwächen traten bei diesem Könige eben so scharf hervor, als die starken Kräfte seines Geistes. Friedrich II. hat sehr große Schwächen besessen!

„Die erste und größte seiner Schwächen war — die Selbstsucht!"

„Unter allen Menschen unsers Jahrhunderts, die sich einen Namen gemacht, ist Friedrich II. der größte Egoist gewesen!"

Das Ende der Denkschrift schließt mit folgenden Worten:

„Des Oheims Selbstsucht hat einen großen Sieg errungen! Nur seine Regierung wird in der Geschichte glänzen; die des Neffen wird man übersehen, und man wird wohl daran thun, um die Nachkommen nicht an Schmachvolles zu erinnern.

„Was Fénélon einst vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern schrieb: — Il est bien prince, c'est à dire faible dans sa conduite et corrumpu

dans ses mœurs, — das läßt sich auch vom vierten Könige auf dem preußischen Throne sagen!

„Die Verderbtheit seiner Sitten hat auf die sogenannten gebildeten Stände in der Hauptstadt des Landes den schauerlichsten Einfluß der Verwilderung geübt. Das eheliche Familienleben in Berlin ist bis auf den Grund untergraben: Ehebruch ist bei Männern und Frauen an der Tagesordnung. Gatten schämen sich nicht, ihre Gattinnen, Väter und Mütter finden nichts Böses darin, ihre Söhne und Töchter zu den Festen zu führen, welche in öffentlichen Freudenhäusern schamlos zur Schau gestellt werden: da sieht man in dem vornehmsten dieser Häuser, wo sich die Schubitz — so heißt die Bordellwirthin — je nach dem Rang des Gastes einen Friedrichsd'or abwärts bis zu einem Thaler Eintrittsgeld geben läßt, Minister und Referendarien, Generale und Fähnriche und Junker ein lustiges Leben treiben, wie es nie dagewesen ist; und in den Tabagien der unteren Stände findet das lockende Beispiel seine gemeine Nachahmung in den scheußlichsten Orgien!

„Les extrêmes se touchent!“ Wie in Sachsen das Schandleben am Hofe der Auguste einen Zinzendorf und die Herrnhuter hervorrief, so hat das 18. Jahrhundert des würtembergischen Hoflebens

auch die Pietisten am Neckar, und die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. von Preußen ein Wöllnersches Religions-Edikt und die heuchlerische Scheinheiligkeit zur Welt gebracht."

„Was Alles hat der tugendhafte Sohn und Großneffe wieder gut zu machen!"

Geschrieben zu Berlin im Januar 1798.

Münster unter preußischer Herrschaft.
1803 — 1806.

Das Hochstift Münster war durch geheim gehaltene Sonderverträge mit dem Machthaber in Frankreich dem Könige von Preußen zugesagt worden als eine der Entschädigungen für die durch den Lüneviller Frieden abgetretenen Länder auf dem linken Rheinufer, aber erst der Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803 gab diesen die deutsche Reichsverfassung immer tiefer untergrabenden Sonderverträgen rechtliche Wirkung, indem er zugleich nur einen Theil des Oberstifts an Preußen überwies, der aber den fruchtbarsten und bevölkertsten enthielt. Er umfaßte die südöstlichen Gegenden von der Lippe abwärts, auf der Ostseite mit dem Paderbornschen, dem Osnabrückschen und der Grafschaft Tecklenburg, und auf der

Caravane für sich und ungefähr den Schluß der großen.

Die Verzögerung kam daher, daß des Vaters Bibliothek beim Einpacken große Mühe machte, und mehr Zeit erforderte, als erwartet worden war. Es mußten erst Kisten dazu gezimmert werden. Der Schreiner nahm als Bretter die Repositorien, in denen die Bücher gestanden hatten. Diese mußten also herausgenommen werden, was, weil der Vater in diesen Tagen amtlich übermäßig beschäftigt war, von dem Schreiner und seinen Gesellen geschah, die es nicht kümmerte, ob die in den Fächern nach Wissenschaften geordneten Bücher auf dem Fußboden zusammengestellt wurden, die vielmehr Alles bunt durcheinander warfen. Als der Vater, amtsfreier, nun nachsah, wie weit der Herr Schreinermeister in seiner Arbeit vorgeschritten, erblickte er die Bescheerung, die seinem bibliopolischen Sinn für Ordnung ein Gräuel war. Gern wär' er in seiner Lebhaftigkeit dem Ordnung verachtenden Künstler von dem Hobel, der kalt- und stumpfsinnig zuschaute, wie der Vater sich ärgerte, auf den Leib gegangen, allein was hätt's geholfen? Der Verdruß wäre nur ärger geworden. Es blieb nichts Anderes übrig, als mit dem Wiederordnen der Bücher an's Werk

zu gehen, damit jedes wissenschaftliche Fach seine besondere Kiste bekäme. Darüber vergingen mehrere Tage. Endlich war die Bibliothek eingepackt, die Kisten wurden auf mehrere Frachtwagen geladen, und ihnen noch vieles Hausgeräth aus dem Departement der Mutter zugesellt, und die Wagenreihe unter Leitung eines sichern Fuhrherrn nach Münster in Bewegung gesetzt. Der Uebergang über den Rhein bei Emmerich auf den gewöhnlichen Ponten oder Fährfahrzeugen, wie sie damals auf dem Rheine in Gebrauch waren, hatte seine Schwierigkeiten gehabt, und die Revision Seitens der Zollbehörde.

Einige Tage nachher folgte die Familie. Der Abschied von Cleve, wo die Eltern so lange Jahre gelebt und viele glückliche neben vielen unglücklichen Tagen erlebt hatten, war schwer. Vier ihrer Kinder, die jüngste Tochter und die drei Söhne, hatten in Cleve das Licht der Welt erblickt. Eltern und Kinder nahmen von jeder Stube, jedem Winkel, von der Küche und dem Keller, und von dem schönen Terrassengarten, in dem sie so froh und heiter gewesen waren, besonders Abschied. Einem Jeden standen Thränen in den Augen. Die Familie stieg nicht gleich am Waisenhause in die Reisewagen, sondern ging zu

Fuß durch die Stadt, um die Straßen noch ein Mal zu begrüßen, die Middel-Poort und die Häuser, in denen sie vergnügt gewesen waren. Rührend war es, wie so viele alte Freunde vor ihre Häuser traten, und den Scheidenden ein letztes Lebewohl zuriefen. Erst außerhalb der Brug-Poort am Spoygraben wurden die Wagen bestiegen. Es waren ihrer zwei für die Reisenden selbst, und ein Packwagen für Hausgeräth, was mit der Bibliothek nicht hatte fortgeschafft werden können.

Die Reisewagen waren damals noch nicht so bequem eingerichtet, wie sie es gegenwärtig sind: eng und kurz mußten sich die Reisenden zusammenpressen und wußten die Erwachsenen, die in einen solchen Kasten eingeklemmt wurden, oft gar nicht, wo sie ihre Beine lassen sollten. In der ersten dieser, auch im Aeußern gar wunderlich aussehenden Fortbewegungsmaschinen saßen die Eltern und die beiden jüngsten Söhne, in der zweiten zwei Töchter, der älteste Sohn, Azor der Haushund, und ein Bauer mit einem Lieblings-Canarienvogel der Mutter, den sie nicht hatte zurücklassen wollen; Bruder Fritz mußte den Käfig im Arme halten, damit er nicht umfalle.

Der Weg ging nach dem Rhein bei Emmerich. Auf halbem Wege liegt das Dorf Kellen, wo man

vermittelst einer Pont über den alten Rhein setzen muß. Ach, so oft war man in diesem Dorfe gewesen zum Besuch bei dortigen Landleuten, die Butter und Eier in's elterliche Haus gebracht hatten, und die man nun nicht wiedersehen sollte. Und als die Reisenden an den Rhein kamen und von den französischen Zollbeamten noch an die Pont begleitet wurden, als die Pont sich nun in Bewegung setzte und in der Mitte des breiten Stromes schwamm, da war es dem Vater und der Mutter und den älteren Kindern, als sollte der Schmerz sie übermannen!

War dieser schöne, breite Strom von jetzt ab nicht Deutschlands Gränzstrom!

Die Reise von Cleve nach Münster wurde in drei Tagen gemacht. Am ersten ging es über Emmerich und Anholt nach Bockholt, immer durch fruchtbare, angebaute Gegenden, die am zweiten Tage über Borken und Velen nach Koesfeld von trostlosen Haideflächen ersetzt wurden, welche nur hin und wieder in Kämpen und Bauerhöfen Abwechselung fanden. Am dritten Tage endlich ging es, Anfangs am Fuße einer Hügelkette, über Nottuln, dann in einer ganz ebenen Gegend, aber auf der ganzen Strecke durch mehr angebautes Land, als Tags vorher, nach Münster.

Während der drei Reisetage war die Witterung gut, beständig heiterer Himmel und große Wärme, die auf den baumlosen Ericafeldern, ohne Schatten gegen die unmittelbar wirkenden Sonnenstrahlen, beschwerlich wurde. Es war im hohen Sommer.

Die Caravane zog durch das Neue Thor in Münster ein. Es war noch früh am Tage.

Die Familie fühlte sich überrascht, als die Wagenreihe über einen freien, mit einer Allee junger Bäume bepflanzten Platz, auf dem ein großer, unscheinbarer Schuppen stand, in eine Straße einbog. Die Ueberraschung war aber nicht eine wohlthuende, sondern unerquicklich, wie selten eine. Statt einer breiten Straße mit regelmäßig gebauten Häusern, wie die Einbildungskraft sie in den jungen Gemüthern geschaffen hatte, und in der großen Stadt Münster, der Hauptstadt des weiland größten Hochstifts im heil. Röm. Reich deutscher Nation, als unfehlbar vorauszusetzen das erste Recht zu haben vermeinte, gelangte man in eine schmale Gasse, mit kleinen, niedrigen, hüttenähnlichen Häusern, die Giebel nach der Gasse gerichtet, und die meisten nur mit zwei Fenstern und der Thür daneben, der Giebel in seiner Spitze bald nach vorn, bald nach hinten gebeugt, als

drohe die Hütte nach der Gasse oder nach dem Hinterraum, den man Hof nennen mochte, einzustürzen, das eine Giebelhaus vor-, das Nachbarhaus zurückspringend. Und dazu die Gasse mit kleinen, spitzen und auf die hohe Kante gestellten, weiß aussehenden Steinen gepflastert, die den Wagenrädern eine hüpfende Bewegung mittheilten, welche den in den Wagen sitzenden Menschen eben keine angenehme Empfindung erregte. Es war, wie sich später ergab, die Jüddefelder Straße!

In dieser häßlichen, schmutzigen Stadt sollen wir künftig leben? klagte die Mutter im ersten Wagen; o, unser liebes, hübsches, reinliches Cleve, wir finden es nirgends wieder! Und dabei traten der guten Mutter Thränen in die Augen.

Der Vater tröstete. Siehe da den hohen, massigen Kirchthurm, sagte er, als wir in eine etwas breitere Gasse einbogen; eine Stadt, die so stattliche Kirchengebäude besitzt, kann im Innern auch nicht anders als schön sein. Der Vater glaubte selbst nicht an das, womit er die Mutter zu beruhigen suchte. Die eine Seite dieser zweiten Gasse, die Rosenstraße genannt, war von einer hohen Mauer gebildet, welche die Kirche zu Unserer Lieben Frau und die Gebäude des geistlichen Stiftes in Ueberwasser, wozu die Kirche gehörte,

die zugleich Pfarrkirche war, nebst einem großen Garten, umfaßte; auf der linken Seite der Rosenstraße standen bürgerliche Wohngebäude, die wirklichen Häusern schon mehr glichen, als die Hütten der Jüddefelder Straße; in der Mitte dieser Häuserreihe stand eine Kirche mit zwei Spitzthürmen, von der Gasse abgesondert durch eine, mit einem hohen Portal in der Mitte und zwei Pforten an der Seite versehene Mauer; es war die Kirche des Klosters der Observanten, dessen Gebäude von der Kirche verdeckt waren.

Die Wagen gingen über eine kleine Brücke, mit der Statue eines Heiligen der Kirche geschmückt, an der eine ewige Lampe brannte. Rechts war ein ziemlich großes Wasserbecken, links klapperten die unsichtbaren Räder einer Wassermühle, der gräflich Plettenbergschen.

Jenseit der Brücke wurde die Gasse wieder schmaler, ihre Häuser aber nahmen eine stattlichere Gestalt an. Sogleich kam wiederum auf der linken Seite ein Kirchengebäude zum Vorschein, klein, mit niedrigem Thurm, der heiligen Maria Magdalena geweiht.

Dicht an dieser Kirche rauschte es auf der rechten Seite gar gewaltig. Von einem hohen Wehr stürzte das Wasser des Aaflüßchens in ein brei-

tes Becken, jenseit dessen, über hohen Bäumen, die in dem Garten einer der Domcurien standen, die beiden Thürme der Cathedralkirche hervorragten, welche auf höherem Boden steht, als die Straße, in der sich die Caravane langsam fortbewegte; es war der Spiekerhof.

Die Straße wurde, jenseit eines kleinen Platzes, noch schmaler und durch die Höhe der Häuser dunkler; was sie aber von allen bisher gesehenen Straßen unterschied, waren Arkaden, in anderen alten Städten Deutschlands Lauben genannt, welche auf der rechten Seite der Straße längs der ganzen Häuserreihe liefen, und sich von da an, fast ohne Unterbrechung, durch den ansehnlichsten und belebtesten Theil der Stadt bis an die Rothenburg erstrecken. Diese architektonische Einrichtung, für die Mutter und den jüngern Theil der Einziehenden eine ganz neue Erscheinung, hat das Mittelalter ohne Zweifel gewählt, um Raum für die Bewegung in Straßen und Gassen zu gewinnen; ob sie aber die Bequemlichkeit in den Wohnungen und die Erwärmung derselben zur Winterszeit gefördert habe, ist eine Frage, die angezweifelt werden darf. In diesen Bogengängen herrscht beständig ein lebhafter Luftstrom, der sich auf dem obern Stock der Häuser fortpflanzt und

8*

die Fußböden der Zimmer erkältet, insonderheit wenn die Arkaden nicht gewölbt sind, wie es in Münster meistens der Fall war.

Die Straße erweiterte sich. An ihrem Ende sah man links ein größeres Gebäude, dessen Vorderseite, nach dem breitern Theil der Straße gerichtet, mit vier Säulen geschmückt war, und dessen Bauart sich mit der der übrigen Gebäude gar nicht in Einklang bringen ließ. Es war, wie sich späterhin ergab, das Schauspielhaus, welches unter dem vorletzten Fürstbischof Maximilian Friedrich von der Regierung des Hochstifts erbaut worden war. Der erweiterte Theil der Straße hieß der Roggenmarkt. Rechts und links Giebel, die sich staffelförmig in eine Spitze verliefen, einige mit der seltsamsten Ornamentik, andere mit der Bildsäule der Jungfrau oder eines Heiligen auf dem Gipfel. Auf der linken Seite des Roggenmarktes war über dem Eingange eines Gebäudes das preußische Wappen mit den zwei wilden Männern angebracht; in schwarzweißem Gewande stand ein Schilderhaus davor, und ein Füsilier ging, das Gewehr im Arm, vor dem Gebäude auf und ab. Blau angestrichene lange Wagen mit Orangestreifen sperrten den Durchgang. In diesem Gebäude war das Postamt, und unmittelbar daneben ein

einfacher „Wilder Mann", unter dessen Schutz die Einwanderer in Münster durch einen hohen Thorweg dieses Gasthofes unter Dach und Fach gelangten.

So war die Reise von Cleve nach Münster; so der Einzug in die Stadt, die der Familie des Wallfahrers eine neue Heimath werden sollte.

Wol an die acht Tage gab der „Wilde Mann" gastfreundliche Herberge gegen Geld und gute Worte, gegen hellklingende Schillinge, Blamüser und anders benannte münstersche Münzsorten, in welche die aus dem Stüberlande Kommenden sich gar nicht finden konnten.

Nachdem der Vater bei seinen Vorgesetzten sich gemeldet hatte, begann er mit der Mutter und der ältesten Tochter Lena die Wanderung durch die Stadt, eine Wohnung zu suchen. Der Zuzug so vieler Familien machte die Wohnungen knapp. Jede der eingeborenen Familien bewohnte Ein Haus, meist ihr Eigenthum, ein Erbenhaus oft seit Jahrhunderten im Besitz der nämlichen Familie. Keine wollte Räume darin abgeben; das widersprach der Landessitte, am allerwenigsten an die

Ketzer, die sich mit einem Mal in ihre Stadt drängten. Den preußischen Beamten mittlern und niedern Ranges erwuchsen aus dieser Stimmung der münsterschen Bürgerschaft, und dem Haß, den sie nicht im mindesten zu verschleiern suchte, große Verlegenheiten. Die höheren Beamten, die Präsidenten und andere Vorsteher von Behörden, hatten in der Beziehung keine Sorge; sie hatten die fiskalischen Gebäude, die an den neuen Landesherrn übergegangen waren, auch ein Paar vacant gewordene Domcurien für sich in Anspruch genommen, und in den meist stattlichen Gemächern derselben ihr neues — Nest ganz behaglich aufgeschlagen und eingerichtet. Nicht so die Beamten jener vorher erwähnten Kategorien. Die, hatten sie Frau und Kinder, mußten lange suchen, bevor sie einen Fleck fanden, von dem sie sagen konnten: hier ist dein Wohn- und Ruheplatz! Sie mußten ein ganzes Haus miethen oder auch gleich kaufen. Die Eltern des Wallfahrers fanden endlich eins in einer, vom Mittelpunkt der Stadt zwar nicht entlegenen, aber sehr engen Gasse, in der Kirchherrengasse, nach dem Pfarrhaus von St. Lamberti so genannt, neben dem das miethsweise erworbene Häuschen belegen war.

Gewöhnt an die Clevisch-Holländische Reinlich-

keit und Sauberkeit machte es auf die Glieder der Familie einen kaum zu beschreibenden Eindruck des — Entsetzens, als sie von alle Dem, was mit ihrer Denk- und Lebensweise auf's Innigste verwachsen war, gerade das Entgegengesetzteste fanden, im „Wilden Mann" Fußböden, die seit einem Jahre nicht einmal mit einem Reißbesen, geschweige denn mit Schrubber und Wasser gereinigt worden zu sein schienen, so dick war die Kruste von Straßenschmutz und Unrath, die sie deckte. Niemand hatte daran gedacht, eine Bürste zum Reinigen der Schuhe und Stiefel auf dem Hausflur anzubringen, vor keinem Zimmer lag eine Strohmatte; das Alles waren damals in Münster Luxusartikel, die für überflüssig, ja für Ziererei gehalten wurden. Dicker Staub lag auf den plumpen, dicken, schwerfälligen Möbeln von Eichenholz, in deren Form sich auch nicht die geringste Spur von Eleganz zeigte, ohne von der Bequemlichkeit zu sprechen, an der es ihnen gänzlich fehlte. Teller und Tassen, Löffel, Messer und Gabeln waren schmutzig, wenn sie in Gebrauch gegeben wurden. Die Mutter und die Schwestern mußten erst Alles abwischen und zwar mit eigenen Tüchern, da die von der Hauswirthin des „Wilden Mannes" gegebenen so aussahen, als könnten sie nicht,

wie die Mutter sich ausdrückte, mit einer Ofenzange angefaßt werden.

Kurz, Unreinlichkeit, Schmutz und Unrath an allen Enden und Ecken! Und so war es, wie sich späterhin ergab, in allen bürgerlichen Familienkreisen. Selbst die vornehmen Häuser waren nicht frei davon, wenn gleich in ihnen diese Schattenseite der Münsterschen Lebensweise nicht so grell hervortrat.

Kein Zweifel, daß die Sitten und Gewohnheiten der aus Cleve eingewanderten Familien auf die eingeborenen Münsteraner wohlthätig eingewirkt haben: langsam zwar, aber doch augenscheinlich, nahmen jene Schatten allmälig eine hellere Tinte an. Die Leute wurden es sich bewußt, daß der Sinn für Reinlichkeit, wie er in Cleve und noch mehr in Holland, und hier sogar bis zum Exceß, herrschte, auch sein Gutes habe, daß sich unter seiner Herrschaft eigentlich doch angenehmer leben lasse, als nach der Väterweise. Nur sträubte sich das katholische Gefühl des Münsteraners gegen Alles, was von den protestantischen Preußen, den Verhaßten, kam; und darum hat es lange gedauert, ehe der Sinn für's Schöne, dem das Saubere und Reinliche auch angehört, in Münster zum Durchbruch gekommen ist.

Ja, verhaßt waren die Preußen! Die Münsteraner sahen den König von Preußen als einen Usurpator an, als ihren natürlichen Feind, der es hintertrieben, daß ein Hochstift Münster nicht von Bestand geblieben, und Anton Victor von Oesterreich, Kaisers Franz jüngerer Bruder, nicht auf den Bischofsstuhl von Münster gestiegen. Der münstersche Bürgersmann hatte keinen Begriff vom Geiste der neuen Zeit, er ließ sich nicht belehren, er wollte nicht aufgeklärt sein, die geistlichen Herren, seine Beichtväter, wußten es besser, und diese dem niedern Clerus angehörenden Geistlichen, die Pastore, die Kapelläne, auch die Klostergeistlichen, thaten Alles, was in ihren Kräften stand, die Bürgerschaft in den Ideen der Vergangenheit zu bekräftigen, und ihr die schöne Zukunft bestimmt in Aussicht zu stellen, die Anton Victor nach Münster führen werde. Bei den Geistlichen war es nicht Heuchelei, wenn sie also zu den Bürgern sprachen, sondern die innigste Ueberzeugung; denn auch sie waren verblendet, wie selbst mehrere der höheren Geistlichen vom Domkapitel. Den König von Preußen nannte man in Münster nicht anders als den „Luthersgen Köning;“ die preußischen Beamten „dat prüske Volk,“ und nahm den Ausdruck Volk im verächtlichen

Sinne, oder auch „Luthersge Dickköppe,“ und die preußischen Offiziere „prüske Windbüdels.“ Ob man bei der zuletzt erwähnten Bezeichnung Recht oder Unrecht hatte, wird sich aus dem Verfolg dieser Denkblätter ergeben.

Einen großen Anstoß fanden die Cleveschen Familien ihrerseits an der Mundart, welche in Münster gesprochen wurde. Statt der weicheren Klänge ihres Dialekts hörten sie hier harte, rauhe, grobe Töne, die ihr Ohr verletzten, und Wörter und Ausdrücke, deren Sinn nicht verstanden wurde. Hochdeutsch wurde nur geschrieben, nie, oder doch blos von Einzelnen aus dem Kreise der höhern Geistlichkeit, gesprochen; das münstersche Platt war die allgemeine Familien- und Umgangssprache vom ärmsten Schuster aufwärts bis zum Dompropst und dem reichsten Edelmann von der Ritterschaft.

Um die münstersche Bürgerschaft mit dem neuen Zustand der Dinge zu versöhnen und sie mit seiner Regierung zu befreunden, hatte der König von Preußen mehrere alte Familien, die man Münsters Geschlechter nennen konnte, in den Adelstand erhoben. Dahin gehörten die Familien Detten, Duesberg,

Druffel, Forkenbeck, Hülst, Münstermann, Olfers, Schlebrügge, Zurmühlen u. a., allein wie sehr diese Familien sich dadurch geschmeichelt fühlten, auf die übrige Bürgerschaft und den großen Haufen machte dieser Ausfluß der Gnade des neuen Landesherrn gar keinen Eindruck, während er von den altadligen Familien der Ritterschaft als Verletzung ihrer Rechte angesehen wurde. Mit Mißachtung blickten diese auf die Herren vom Briefadel, mit denen man nichts gemein habe; wäre das Diplom vom Kaiser gekommen, so würd's ein anderes gewesen sein; so aber kam es ja vom Markgrafen von Brandenburg, der sich das, nur dem Kaiser zustehende Recht der Standeserhöhung beilegte, weil er von Kaisers Gnaden auch Souverain in Preußen war, in jenem kleinen Lande dort oben am Strande der Ostsee, das einer seiner Vorfahren, ein Abtrünniger, dem Deutschen Orden entfremdet, also einer geistlichen Stiftung, deren Erbnehmer die Kirche sei, welcher das Land, entweder aus freien Stücken oder gezwungen, zurückgegeben werden müsse.

Die Häupter einiger der geadelten Familien hatten ihrem Geburtslande als Mitglieder der fürstbischöflichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden gedient. Sie waren zum Theil in die Behörden des neuen Landesherrn übergetreten, als

Kriegsräthe bei der Kriegs= und Domainenkammer, als Regierungsräthe bei der Regierung, wo sie als genaue Kenner des münsterschen Rechts und der bestehenden Verfassung, so wie der Steuerkraft des Landes, unentbehrlich waren. Das erfuhr bei ihren Mitbürgern großes Mißfallen. Wie kann ein braver Münsterländer, der fest und treu halten soll an seinem gewählten Herrn, dem Fürstbischofe Anton Victor, und an dem Hause Oesterreich, dem Ketzer dienen, dem Usurpator, und ihm gar noch die Wege zeigen, auf denen er den rechtmäßigen Landesfürsten berauben könne? So urtheilte der Bürger in seinen Gesellschaften, so der Adlige in den seinigen.

Münster hatte bei der Besitzergreifung Seitens des Königs von Preußen eine sehr große Menge Klöster und geistlicher Convente für Männer und Frauen und von den verschiedensten Ordensregeln, theils unvermögende, theils vermögende, und einzelne sogar reichbegüterte. Durch die Beschlüsse auf dem Regensburger Reichstage hatte der König das Recht erlangt, diese Klöster aufzuheben und ihre Güter zu seinen Gunsten zu verwenden. Allein, wie es wol zu geschehen pflegt, daß das größte Recht zum Unrecht werden kann, so geschah es auch hier in Münster, indem die königlichen Be=

hörden unrecht gegen den König, ihren Herrn, handelten, da sie bei der Secularisation der geistlichen Stiftungen mit einer Hast verfuhren, die das Gefühl des streng katholischen Münsteraners auf's Tiefste verletzen mußte. Ja, es empörte sich, als nach Aufhebung des Minoritenklosters die Gebäude desselben zu einer Caserne eingerichtet, und die Zellen, wo einst ein stilles Leben der Beschaulichkeit gewidmet gewesen war, in Soldatenstuben verwandelt wurden, wo Waffenlärm und Rohheit mit einander wetteiferten; und dann sogar die Kirche dieses Klosters den Ketzern überwiesen wurde, um darin dem höchsten Wesen nach deren profaner Weise zu dienen. Beides war denn doch den frommgläubigen Christen von der alleinseligmachenden Kirche ein zu arger Gewaltstreich, wegen dessen die katholischen Kriegsräthe bei der Provinzial-Verwaltungsbehörde, ob ihrer Theilnahme an demselben, in adligen und bürgerlichen Kreisen der schärfsten Beurtheilung unterworfen wurden. Zu spät war es, als die Kriegs- und Domainenkammer, den übeln Eindruck wahrnehmend, den ihre Maßregel machte, mit der Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifte überhaupt langsamer und vorsichtiger zu Werke ging; das böse Blut war nun einmal da! Der

Bürgersmann lärmte und tobte, fluchte und schimpfte auf das „Luthersge Volk,“ das sich nicht entblödete, die heiligen Stätten der Kirche, die Stiftungen der frommen Vorfahren anzutasten, auf so gewaltsame Weise, um sich mit dem Vermögen zu bereichern, was milde und gottgefällige Gaben und Vermächtnisse Jahrhunderte lang zusammengebracht hatten. Mit der Secularisation ging man immer langsamer vor: einige Convente haben auch die Franzosenzeit erlebt.

Die Kirche des Minoritenklosters war also eine protestantische geworden, eine Simultankirche für Lutheraner und Reformirte.

Seines Bilderschmucks ganz und gar beraubt, stand das ziemlich große Gebäude mit seinen geweißten Wänden ganz nackt und kahl da, seiner frühern Bestimmung und der prächtigen und reichen Ausschmückung aller Kirchen in der Stadt gleichsam Hohn sprechend, bei der, es muß anerkannt werden, der gute Geschmack den Vorsitz geführt hatte. Nirgends sah man Ueberladung, die katholischen Kirchen eigen zu sein pflegt; in jeder Kirche, im Dom, in der Lamberti-, Lüdgeri-, Martini- und Ueberwasserkirche, den Hauptkirchen der Stadt, herrschten Einfachheit und reine Form im Schmuck

der Altäre, in der Ausstattung mit Bildern, der Malerei und Plastik, selbst in den Kirchenstühlen mit ihrem durch die Zeit braun gewordenen Holzwerk, gegen welche die Kirchenstühle in dem neuen protestantischen Gotteshause gewaltig abstachen. Mit Oelfarbe weiß angestrichen, erregten sie das Lachen des Münsteraners, der auch Anstoß nahm an den Emporkirchen, die man gebaut hatte. Dergleichen kannte er in seinen Kirchen nicht, und er fühlte es sehr bald heraus, daß diese Einrichtung auf die Ständeverschiedenheit berechnet zu sein scheine, da die Stühle dieser Emporkirchen von den Vornehmen, die Bänke im Unterraum aber von den Gemeinen besetzt wurden. Muß denn, fragte er, die menschliche Eitelkeit auch noch im Tempel Gottes zum Vorschein kommen? Führte die Neugierde den Münsteraner in „de Luthersge Kierk,“ so kam es ihm doch gar zu drollig vor, daß er darin, wie in einem Gefangenhause, eingeschlossen wurde, wenn der Prediger die Kanzel betreten hatte, und er nicht eher wieder entlassen wurde, bis der letzte Vers eines Kirchenliedes nach eintönigster Melodie, ohne Sang und Klang, abgeleiert worden war.

Die Art und Weise, wie die protestantische Kirche eingerichtet worden war und wie der Gottesdienst abgehalten wurde, trug nicht unwesentlich

bei, die Antipathie gegen Preußen und Protestanten zu steigern. Klugheit wär' es gewesen und hohe Weisheit, wenn die protestantische Kirchenbehörde den langgewohnten kirchlichen Anschauungen der Bevölkerung von Münster Rechnung getragen, wenn sie das Innere des Kirchengebäudes nicht zu einem weißen, kalten Mauerwerk umgeformt und selbst die Abhaltung des Gottesdienstes dem Ritus angepaßt hätte, der mit den Gefühlen des münsterschen Bürgers auf's Innigste verschmolzen war.

Sehr nachtheilig für die Achtung, die sich die Protestanten erringen sollten, wirkte es, als es der Bürgerschaft zu Ohren kam, daß zwischen den beiden Geistlichen der protestantischen Kirche Hader und Streit ausgebrochen sei, und dieser auf die Gemeindeglieder so zurückgewirkt habe, daß eine jede Confession der Lutheraner und der Reformirten für ihren Prediger Partei genommen habe. Und was hatte zu diesem Hader Anlaß gegeben? Die menschliche Schwäche der Eitelkeit und des Neides! Es verhielt sich damit so: —

Der Prediger der reformirten Gemeinde war Dr. Möller, ein tiefer Denker und einer der ausgezeichnetsten Gottesgelahrten seiner Zeit. Er war Professor der Theologie an der Cleveschen Uni-

versität Duisburg gewesen und nach Auflösung derselben an die neu gegründete reformirte Gemeinde zu Münster berufen worden. Möller war zudem das mildeste Gemüth, das man sich denken kann, eine ehrliche, rechtschaffene Seele, die keinen Menschen in seinen Rechten beeinträchtigen, nicht eine — Fliege beleidigen konnte, und eben seiner Gemüthlichkeit wegen bald ein beliebtes Mitglied der münsterschen Gesellschaft und selbst mit katholischen Geistlichen freierer Richtung befreundet, unter denen der Dombechant Spiegel den gelehrten, doch etwas — frömmelnden Möller auszeichnete.

Der Prediger der lutherischen Gemeinde dagegen war ein Mann von stolzem Wesen und herrischer Gemüthsart, dem Alles mißfiel, was nicht nach seinem Kopfe ging, der überall herrschen und nirgends sich vor Anderer Ansicht beugen wollte; dabei aber auch ein Mann der strengsten Sitten und unantastbarsten Rechtschaffenheit; seiner theologischen Bildung nach einer von den gewöhnlichen Theologen, nichtsdestoweniger ein Kanzelredner, der durch seine Beredsamkeit und seine Predigt, welche, wie man wußte, oft ohne Vorbereitung aus dem Stegreif gehalten wurde, tiefen Eindruck auf seine Zuhörer machte, während Möller's Predigten, wie gelehrt sie auch ausgearbeitet

sein mochten, ihren Zweck um so mehr verfehlten, als sie mit einem sehr kurzsichtigen Auge vom Blatte abgelesen wurden. Der lutherische Prediger war Offelsmeyer, früher Feldprediger bei einem Fußregiment und dann bei der lutherischen Gemeinde zu Cleve, von wo er mit nach Münster gekommen war.

Möller und Offelsmeyer waren Mitglieder der Kriegs- und Domainenkammer und bildeten mit einem weltlichen Mitgliede und unter dem Vorsitz des Kammer-Directors die geistliche Abtheilung derselben, welche die protestantischen Kirchen- und Schulangelegenheiten des Kammer-Departements, innerhalb dessen die Grafschaften Tecklenburg und Lingen fast ganz protestantisch waren, zu bearbeiten hatte. Simultan wie dieses Consistorium war, denn so konnte man die geistliche Kammerabtheilung wol nennen, kam es zwischen dem reformirten und dem lutherischen Mitgliede nicht selten zu einer Verschiedenheit der Ansichten, bei der Offelsmeyer die seinige stets zur Geltung gebracht wissen wollte. Weil das aber nach dem pflichtmäßigen Ermessen des Directors und des weltlichen Raths nicht immer geschehen konnte, sondern Möller's Ansicht nicht selten den Ausschlag gab, so entstand in Offelsmeyer's neidischem Ge-

müth ein Haß gegen Möller, den man fast tödtlich nennen konnte, und der, Anfangs unter der Asche glimmend, zur hellen Flamme aufloderte, als seine Eitelkeit dadurch verletzt wurde, da Möller den Titel eines Consistorial-Raths, er aber nur den eines Consistorial-Assessors bekommen hatte.

Nicht erwägend, daß der Neid das Verdienst auch dann noch ehrt, wenn er sich müht, es herabzuwürdigen, lief Offelsmeyer bei den angesehensten Mitgliedern der lutherischen Gemeinde herum, wegen dieser Zurücksetzung ihres Predigers Beschwerde zu führen, und den biedern und gutmüthigen, an seinem neuen Titel ganz unschuldigen Möller jesuitischer Schleicherei anzuklagen, vermöge deren es ihm gelungen sei, den Rathstitel zu erwischen. Einige Gemeindeglieder waren schwach genug, den Klagen ihres Predigers ihr Ohr zu leihen, und seiner persönlichen Entrüstung theilnehmend sich anzuschließen. Sie sprachen weiter und weiter, und bald war die lutherische Gemeinde gleichsam in Aufruhr über das vermeintliche Unrecht, was ihrem Prediger zugefügt worden sei; es berühre ihn nicht allein, sondern träfe die ganze Gemeinde, die auf diese Weise gegen die reformirte zurückgesetzt worden sei. Nun fingen auch die Reformirten an, sich zu rühren; auch sie traten für

ihren Prediger auf und behaupteten, weil sie in der Mehrzahl seien, was wirklich der Fall war, so gebühre ihnen und ihrem Geistlichen der Vorrang. Die Parteiung ging aus den Familien auf ganz natürlichem Wege auch in die Schule über, wo Reformirte und Lutheraner unter einem reformirten Lehrer zusammen saßen. Der aber war verständig genug, den Streitigkeiten, die unter seinen Schulbuben schon zu Balgereien ausgeartet waren, bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben. Unter den Erwachsenen schienen die alten Zwistigkeiten zwischen den beiden Confessionen wieder ausbrechen zu wollen, — hier, in Münster, eines lächerlichen Titels wegen, hier, unter den Augen der katholischen Bevölkerung, für die das Schauspiel des protestantischen Titelstreits ein Lustspiel war, an dem man sich ergötzen, über das man lachen, so recht aus Herzensgrunde lachen konnte.

Um dem Scandal ein Ende zu machen, trug Möller selbst bei dem Kammer-Präsidium darauf an, daß es sich in Berlin für die Verleihung des Rathstitels auch an seinen Amtsbruder verwenden möge. Und als das Consistorialraths-Patent nun wirklich aus Berlin angelangt war, da war große Freude in der lutherischen Gemeinde. Der Friede zwischen Lutheranern und Reformirten war her-

gestellt zur Befriedigung der Unbefangenen und Ruhigen, die, an dem bisherigen Treiben ein Aergerniß nehmend, stets zur Einigkeit gemahnt hatten.

Der neugebackene Herr Consistorial-Rath Offelsmeyer stolzirte nun aber, seiner Würde mehr als bewußt, wie ein gespreizter Pfau in den Straßen einher, die ihm zu eng geworden zu sein schienen, gemessenen Schritts, den er sich als Feldprediger beim Regiment angewöhnt hatte, den Kopf auf der großen mächtigen Gestalt hoch in die Höhe, die Nase gen Himmel gewendet, in der rechten Hand, die einer Faust glich, ein großes Spanischrohr, das wir Schulbuben fürchten gelernt hatten. Wehe dem, der es aus Vergeßlichkeit unterließ, vor dem Hern Consistorial-Assessor, jetzigen Consistorial-Rath, die Kappe zu ziehen: ein tüchtiger Schlag mit dem Rohr, oder wenn man bei guter Laune war, ein empfindliches Kneipen des Ohrs war das Erinnerungszeichen, künftig aufmerksamer zu sein. Möller dagegen war raschen Gangs, mit beiden Armen schlenkernd wie ein Hampelmann. Wegen seines kurzen Gesichts erkannte er kaum einen Erwachsenen, geschweige denn uns kleine Schulbuben; und dennoch zogen wir ehrerbietig die Mützen, weil wir ihn lieb hatten; aber er

dankte nicht, weil er es nicht sah. Eine Brille zu tragen, verschmähte er, zuweilen aber bediente er sich einer Lorgnette.

Von den öffentlichen Gebäuden Münsters fesselte die Eingewanderten vorzugsweise das Rathhaus wegen der schönen Architektur seines Giebels, der im reinsten gothischen Stil mit der reichsten Ornamentik ausgeführt, aber geschmackwidrig bemalt war mit kolossalen Figuren, die Karl den Großen und einige seiner Getreuesten vorstellen sollten; dann aber auch wegen der historischen Erinnerungen, die sich an dieses Gebäude knüpfen, davon die erste ein scheußliches Denkzeichen wilder Sitten eines vergangenen Jahrhunderts darbot, die zweite dagegen die trostlose Spaltung des deutschen Volks in zwei Parteien, die katholische und die protestantische, und seine schmachvolle Unterwerfung unter den Willen seines Erbfeindes Frankreich lebhaft in's Gedächtniß zurückrief.

Am Giebel des Rathhauses hingen, als Wahrzeichen der Unvernunft der frühern Menschheit, noch immer die, durch Oxydation der Verwesung

entgegengehenden eisernen Werkzeuge, Zangen, Kneipen, Stecher etc., womit Jan van Leijden und die Wüthendsten seiner Genossen auf öffentlichem Hauptmarkte vor dem Rathhause selbst zu Tode gemartert worden waren; und blickte man links und schaute hinauf zum Lambertikirchthurm, so sah man ganz oben, wo das Mauerwerk aufhört, drei eiserne Käfige neben einander, der mittlere etwas höher, darin die, durch jene Marterwerkzeuge verunstalteten Körper Jan's van Leijden, Krechting's und Knipperdolling's, wie die Sage ging, noch mit einer Spur von Leben ausgestellt worden waren, ein Aas für die den hohen Thurm umflatternden Raben und Dolen, wie sie jetzt noch, nach drei Jahrhunderten, ihn umflatterten, als verbreite das Gestenge von Eisen noch immer den Geruch des verwesenden Fleisches jener Unglücklichen, die ihr religiöser und politischer Wahnwitz und die Verderbtheit ihrer Sinnenlust in dieses erhabenste der Gräber gebettet hatte, zum abschreckenden Beispiel von Stadt und Land auf viele Stunden Weges in der Runde! Ein drittes Denkzeichen an die Wiedertäuferzeit sah man an der Kirche des h. Servatius. An ihr war in damaliger Zeit eine Kanzel ausgebrochen worden, die Rothmann betreten hatte, um dem auf dem

Kirchhofe unter freiem Himmel versammelten Volke die neue Lehre zu predigen, da keine der Kirchen geräumig genug gewesen war, die Menge des horchenden und lauschenden Volks zu fassen, das die, das Ohr kitzelnde Lehre mit Gier in sich einsog.

Die zweite historische Merkwürdigkeit des Rathhauses war der Friedenssaal. Ein schmales Gäßchen führte dahin. Eine Mauer, mit einer kleinen Pforte, trennte das Gäßchen von einem kleinen Hofe; trat man durch das Pförtchen ein, so erblickte man zur rechten Hand eine Reihe kirchenähnlicher Fenster in Spitzbogenstil mit kleinen, runden Glasscheiben in Bleifassung. Noch ein Pförtchen wurde aufgeschlossen und seine Schwelle überschritten, und man befand sich in dem ziemlich langen und hohen Raume, in welchem französische Gesandte dem deutschen Reiche den Westfälischen Frieden dictirten, wie schwedische es in Osnabrück zu thun die Macht hatten. Im Friedenssaale des münsterschen Rathhauses sah man noch die hölzernen, mit Kirchenchorstühlen Aehnlichkeit habenden Sitze, auf denen die Gesandten zum westfälischen Friedenscongreß Platz genommen hatten, und über jedem der Sitze prangte das Portrait des Gesandten, der da gesessen hatte, in Oelfarben

gemalt, jetzt vergilbt und bestaubt, die strengen oder milden Gesichtszüge kaum zu erkennen.

Der Friedenssaal weckte in dem Herzen eines jeden Patrioten und Freundes seines deutschen Vaterlandes schmerzliche Empfindungen. Und war nicht der Westfälische Friede eben erst in zweiter Auflage erschienen? War nicht der Friede von Lüneville von Frankreich, vertreten von einem glücklichen Soldaten, dem deutschen Reich in die Feder dictirt worden? War nicht die neue Ordnung der Dinge im Reich in Regensburg nach den peremtorischen Vorschriften desselben Soldaten geregelt worden, und hatte dabei nicht Rußland die Rolle übernommen, die Schweden, jetzt ohnmächtig, weil ihm der rechte Mann fehlte, im Jahre 1648 gespielt hatte?

Die Münsteraner waren stolz auf ihren Friedenssaal; sie betrachteten ihn als ein historisches Kleinod, auf das jeder Eingewanderte sogleich aufmerksam gemacht werden müsse. Aber in dem stolzen Bewußtsein, daß innerhalb ihrer Mauern und in diesem kleinen Raume vor anderthalb Jahrhunderten ein neues deutsches Reich, mit großem Verlust an Land und Leuten und mit unendlicher Einbuße an seiner politischen Machtstellung gestiftet worden war, vergaßen sie es in

ihrem Dünkel, sich daran zu erinnern, daß der Westfälische Friede es gewesen, der den politischen Einfluß der Kirche in Deutschland gebrochen, und dem von ihnen so gehaßten protestantischen Fürstenhause Brandenburg-Preußen durch Bestechung der Friedensunterhändler so viel Vorschub zu seiner Machtentfaltung geleistet hatte.

Trat man zu der gewundenen und eckigen Frauenstraße hinaus, so hatte man einen großen Platz vor sich, dessen Eingang von zwei Obelisken bezeichnet war, und man erblickte außer zwei kleineren und einem größern Gebäude, im Hintergrunde des Platzes ein großes Prachtgebäude von drei Stockwerk, in der Mitte ein hohes Portal mit drei Eingängen, darüber ein kleiner, offener Thurm mit hellklingender Schlaguhr, zu beiden Seiten des Gebäudes ein Flügel, das Portal von Bruchstein in großen Werkstücken mit vieler Ornamentik, sonst aber von Backstein nach holländischer Art, die Rahmen der Fenster aber und die Eingänge ebenfalls von Bruchstein aus irgend einer Sandsteinformation, die weit hergeholt sein mußte. Das landesfürstliche Schloß, vom Fürstbischofe Maximilian Friedrich erbaut, hatte in seinem Aeußern Aehnlichkeit mit dem Neuen Palaste, welchen Friedrich II. nach Beendigung des siebenjährigen

Krieges am Ende des Gartens von Sanssouci erbauen ließ. Das Münstersche Schloß stand am Eingang der Stelle, wo Fürstbischof Bernhard von Galen die Citadelle erbaut hatte, die man seine Brille nannte, durch welche und die Mündungen der auf den Wällen der Citadelle aufgepflanzten Karthaunen er seine, zum Aufruhr nur zu geneigten lieben Bürger von Münster zu beliebäugeln pflegte, erforderlichen Falls auch die Staaten-General der sieben Vereinigten Provinzen der Niederlande, mit denen der mehr welt- und kriegslustige, als messelesende Bischof gar oft angebunden hatte. Das Treppenhaus des Schlosses war mit schönen Fresken verziert und der mittlere Prunksaal, der durch zwei Stockwerke ging, ein Muster von Architektur und architektonischer Ornamentik, mit einem vortrefflichen Deckengemälde al Fresco. Daran schlossen sich zu beiden Seiten Gesellschafts- und Speisesäle, so wie die Gemächer, welche der Fürstbischof bewohnte, wenn er seine Residenz in Münster nahm; dann wohnte sein Hofstaat im Erdgeschoß und die Dienerschaft im obersten Stock.

Jetzt wurde das Erdgeschoß zur linken Seite und deren Flügel vom Generallieutenant Blücher, und zur rechten Seite vom Oberpräsidenten Stein, nachher Vincke bewohnt.

Von den drei anderen Gebäuden auf dem Schloßplatze war das größere der fürstliche Marstall gewesen, von dem diese Denkblätter an einer andern Stelle sprechen werden, die beiden anderen aber, die einander gegenüberstanden, kleine einstöckige Häuser mit Mansarden und in Hakenform, hatten der permanenten Schloßdienerschaft zur Wohnung gedient, wie auch jetzt noch in einem derselben der Schloßverwalter wohnte, indeß das andere an zwei Subalternbeamten der Kammer, die in der Stadt kein Unterkommen gefunden hatten, vermiethet war.

Eine breite gepflasterte Fahrbahn führte von den Obelisken am Ende der Frauenstraße in gerader Linie auf's Schloßportal, und zu beiden Seiten der Bahn, rechts und links, liefen Fußsteige, welche ebenfalls gepflastert waren. Der Schloßplatz hatte ehemals regelmäßig eingetheilte Rasenparterres gehabt, die von einer, mit jungen Linden bepflanzten Fahrbahn und mehreren Fußwegen durchschnitten waren. Jetzt waren diese Parterres, welche einst gewiß ein Schmuck des Platzes gewesen waren, zertreten und zerstampft von preußischen Soldaten und ihren Rossen, die hier ihre Uebungen gemacht hatten und zeitweise noch machten, zu nicht geringem Verdruß der

Münsteraner, die mit Recht darüber klagten, daß man so wenig Achtung vor den Anlagen ihrer ehemaligen Landesfürsten zeige und den schönen Schloßplatz seines schönsten Schmucks beraube.

Der Schloßgarten dagegen war im besten Stande erhalten worden. Er nahm das Innere und die zum Theil abgetragenen Wälle der Citadelle oder Brille ein. Daß man die Wälle nicht ganz abgetragen, hatte für den Garten den Vortheil gehabt, Erhöhungen und Senkungen bei seiner Anlage zu erzielen, die in der Landschaftsgärtnerei einen so schönen Effect hervorbringen. In der Mitte war der Blumengarten, welcher im Sommer mit exotischen Topfgewächsen noch weiter ausgeschmückt wurde, zu deren Ueberwinterung im Hintergrunde, der Sonnenseite zugekehrt, ein Paar Gewächshäuser standen. Dieser Theil des Schloßgartens, welcher in der Regel gesperrt war, diente zu gleicher Zeit als botanischer Garten für die Universität. Ringsum war er auf dem ehemaligen Wall von Buschwerk umkränzt, welches von einer, auch zum Fahren dienenden, Hauptallee durchschnitten war, und an den ehemaligen Citadellgräben auch einen Wasserschmuck besaß.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war Münster eine starke Festung gewesen, deren Werke

erst nach dem siebenjährigen Kriege abgetragen wurden. Jetzt lief rings um die Stadt eine Wandelbahn für Fahrende und Reitende und für Fußgänger, an den meisten Stellen mit Lindenbäumen in vierfacher Reihe bepflanzt, die zur Blüthezeit einen balsamischen Duft verbreiteten. Einzelne Rudera der Bollwerke und Bastionen standen noch, so am Hörxterthor, am Mauritz- und am Ludgerithor. Die Höhe des Bollwerks am ersten und dritten Thor war mit Bäumen bepflanzt, dagegen war die Bastion am Mauritzthor noch ganz im festungsmäßigen Zustande und diente darum auch zu den Uebungen der Artillerie-Rekruten beim Dienst am Geschütz, davon in der Regel drei mit ihren Mündungen aus den Schießscharten hervorguckten. Zwei ehemalige Außenwerke, die ringsum mit Wassergräben umgeben waren, hießen Schanzen. Die Sternschanze umschloß das Pulvermagazin der Besatzung. Der Zugang war immer gesperrt, und mehrere Soldaten hielten Wache. Mit brennender Tabakspfeife durfte Niemand vorübergehen. Die Engelschanze war mit einem palastähnlichen Gebäude bebaut, das einem Privatmanne gehört. Ein drittes ehemaliges Außenwerk, da gelegen, wo das Aaflüßchen in die Stadt tritt, wurde die Insel genannt.

weil man mit einer Kahnfähre über die Aa fahren mußte. Ein intelligenter Mann hatte da eine Kaffeewirthschaft angelegt, welche ein beliebter Vergnügungsort für die gebildeten Stände geworden war.

Weil gleich nach ihrem Eintritt in die Stadt die Aa ihre Wasserkraft der Mühle an der Deutschordens-Commende zu St. Georg gab, so bildete das Flüßchen außerhalb des Stadtwalls zwischen der eben genannten Insel und dem Aegidithor in der Regel einen breit ausgedehnten schönen Wasserspiegel, der im Sommer von der Insel aus mit einigen Nachen, die daselbst in Bereitschaft lagen, zu kleinen Lustfahrten benutzt wurden, indeß er im Winter die vortrefflichste Schlitten- und Schlittschuhbahn bildete, die eine Stunde weit bis zum Kump reichte, einem Hofe in der Bauerschaft Uppenberg, woselbst Erfrischungen gereicht wurden, wie das platte Land sie zu liefern vermochte. Besonders an Sonntags-Nachmittagen war dieser Eisspiegel ein großer Tummelplatz für Jung und Alt, für Männer und Frauen, für Knaben und Mädchen, davon das männliche Geschlecht sich die gesunde Bewegung des Schlittschuhlaufens machte, und Frauen und Mädchen auf Stoßschlitten fuhren; und ein großes Fest für eine geschlossene

Gesellschaft der Eisfahrer war es, wenn eine lange Reihe von Schlitten Abends bei Fackelschein einen Zug nach dem Kump unternahm, woselbst vorher ein solennes Abendbrod bestellt worden war. In späteren Jahren fing auch die Mädchenwelt an, indem sie ihre natürliche Schüchternheit ablegte, sich des Schlittschuhfahrens zu befleißigen, was zwar zuerst Anstand fand, dennoch aber bald ganz allgemein wurde. Den ersten Anstoß dazu gaben zwei junge, sehr schöne Holländerinnen, jede Erbin von einigen Tonnen Goldes, welche ein paar Jahre bei ihrem Vormunde lebten, der sich nach Münster zurückgezogen hatte und im Romberger Hofe wohnte. Diese Mädchen brachten die Mode aus ihrem Vaterlande mit, die sogleich viel Beifall und Nachahmung fand.

Von den Kirchengebäuden fiel den Eingewanderten auf: der Dom durch die Massenhaftigkeit des Bauwerks, die architektonische Schönheit seines Hauptportals, durch den sogenannten Umgang am Hauptchor mit seinen köstlichen Verzierungen in weißem Marmor, durch viele ausgezeichnete Kirchenbilder und die Menge von Seitenkapellen, Stiftungen reichbegüterter Familien des Münsterlandes, unter denen die Galen'sche Kapelle, gestiftet von Bernhard von Galen, sich durch den

Reichthum ihrer Ausschmückung auszeichnete; u. a. hing in dieser Kapelle das Modell eines Kriegsschiffs von massivem Silber, welches der kriegerische Fürstbischof aus der Beute hatte anfertigen lassen, welches er in seinen siegreichen Kriegen mit den Republikanern in den Niederlanden diesen abgenommen hatte; — sodann die Lüdgerikirche durch Paarung des Rundbogenstils der Kirche selbst mit dem Spitzbogenstil des Thurms, welcher die Eigenthümlichkeit besaß, daß er nicht in einer Spitze verlief, sondern platt abgeschnitten war und mit einer Menge kleiner Spitzsäulen endigte; — die Lambertikirche durch ihren hohen Thurm und ihr hohes Spitzdach, auch durch schöne Ornamente am Hauptportal, obwol sie durch den Zahn der Zeit sehr gelitten hatten; — die Liebfrauenkirche in Ueberwasser, vornehmlich durch die Massenhaftigkeit ihres hohen gothischen Thurms, dessen Spitze in einer der Belagerungen, welche Münster zu erleiden gehabt, durch Kanonengeschoß zerstört und durch ein kleines Aufsatzthürmchen mit Schlaguhr ersetzt worden; — die Martinikirche, ebenfalls durch ihren Thurm und seine schwarze Schieferkappe von seltsamer Form, die ihm aufgesetzt worden war, als er seine Spitze gleichfalls durch feindliche Kugeln eingebüßt hatte; —

die Jacobikirche, auch der alte Dom genannt, ein kleines Gebäude im Spitzbogenstil, auf dem Domplatze, jetzt aber nicht mehr zum gottesdienstlichen Gebrauch verwendet; — die Kirche des Jesuitencollegiums, in dem Baustil, welcher den Architekten der Gesellschaft Jesu eigenthümlich war; — die Kirche der Barmherzigen Brüder, auch Clemenskirche genannt, weil sie der Fürstbischof Clemens August gebaut, der überdem das Kloster der Barmherzigen Brüder zu einem der besteingerichteten Krankenhäuser Deutschlands dotirt hatte, durch Einfachheit der Form, ein schönes Deckengemälde und ein prächtiges Altarbild; — die Kirche des Dominikaner- und die des Kapuziner-Klosters, jene mit zwei, diese mit einem Thurme. Alle diese und die meisten der übrigen Kloster-Kirchen waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend geöffnet, so daß Jeder, der das Bedürfniß fühlte, an heiliger Stätte ein stilles Gebet zu verrichten, oder die Jungfrau Maria oder irgend einen Schutzpatron aus dem Kranze der Heiligen um Verwendung bei Gott Vater und Gott dem Sohne zu bitten, nur eintreten durfte. Fensterschmuck durch Glasmalerei fand sich nur in den Seitenkapellen des Doms und in einigen Fenstern der Lambertikirche.

Der Dom stand auf der höchsten Stelle der Stadt, auf dem Thalrande des Aaflüßchens, gegen das sich das Terrain sanft senkte. An einer Seite war er durch den Kreuzgang verbaut, an den sich kleine, dem Domkapitel gehörende Gebäude anschlossen, die von Kirchendienern bewohnt wurden, auf den drei anderen Seiten aber stand der Dom frei nach dem großen Platze, Domhof genannt, der mit Bäumen bepflanzt war. Der Domhof bildete ein Viereck, von dem die eine Langseite die Kirche einnahm, die andere aber, so wie die zwei Kurzseiten, mit den Curien der Domherren bebaut waren. Zum Domhofe führten nur vier Eingänge, die ehemals durch Thürme vertheidigt gewesen waren, wenn die aufsässige Bürgerschaft von Münster, mit der Regierung ihres Fürsten oder des Domkapitels unzufrieden, einen bewaffneten Angriff auf die geistlichen Herren im Chorrock unternahm, die zu ihrem Schutz eine Leibwache um sich hatten. Einer dieser Thürme stand noch, der Spiegelthurm, am Eingang von Ueberwasser her. Die meisten Curien waren stattliche Gebäude.

Unter ihnen zeichnete sich besonders die Dom-Dechanei aus, dem Hauptportal der Kirche gerade gegenüber, aber tiefer als diese am Abhang zum

Kasflüßchen gelegen. Ein Flügelgebäude, wie mehrere andere Curien, bildend, war der Vorhof durch eine niedrige Mauer, auf dem ein eisernes Gitter von geschmackvoller Form stand, vom Domplatze geschieden. Prächtig, doch nicht überladen, waren die großen Gemächer der Dombechanei geschmückt mit Bildern aus allen Schulen, die von den Kunstliebenden unter den Dechanten der Münsterschen Cathedrale gesammelt worden waren und von dem jetzigen Inhaber dieser hohen Kirchenwürde sorgfältig gepflegt und vermehrt wurden. Der Wallfahrer schwärmt noch jetzt, in seinem vorgerückten Lebensalter, das dem Ablauf eines halben Jahrhunderts sich nähert, in der Erinnerung an die Eindrücke, die sein Knaben- und Jünglingsherz bei Betrachtung der Bilder empfangen, welche die Dombechanei zu einem Kunstmuseum machten. Ihnen verdankt er es, daß der Sinn für's Schöne in seiner Seele geweckt worden ist und die erste Nahrung empfangen hat. Tausende von Fußtritten hat er in dem Saale und den übrigen Gemächern der Dombechanei stehen, wenn ihn eine schriftliche Bestellung oder auch ein mündlicher Auftrag des Vaters zum Dombechanten führte, der, weil er es einmal bemerkte, daß der kleine Bote Gefallen an den schönen Ge-

mälden finde, demselben freie Hand gelassen hatte, so lange zu verweilen, als er Lust habe. Und der kleine Bursch machte von dieser Erlaubniß weidlich Gebrauch. Zuweilen trat der Dombechant, aus seinem Arbeitscabinet kommend, hinzu, um dem aufmerksamen Betrachter der Bilder über die Bedeutung des einen oder des andern Gemäldes und über die Empfindungen, die es in der Seele des Knaben errege, zu befragen; und fiel die Antwort nicht befriedigend aus, so ließ sich der Prälat leutselig herab, die ausgesprochene Ansicht zu berichtigen und lehrreiche Erläuterungen anzuknüpfen. Auch die große, reich ausgestattete Bibliothek des Dombechanten stand dem Knaben offen, und die ansehnliche Sammlung von Landkarten, welche einen Bestandtheil derselben bildete. Nächst dem Schloßgarten hat der Garten der Dombechanei, der ihm gleichfalls zu jeder Zeit geöffnet war, dem Wallfahrer die Liebhaberei für Landschaftsgärtnerei geweckt, der er im Mannesalter praktischen Ausdruck gegeben hat. Der Garten, durch das Aaflüßchen getheilt, über das eine grüngestrichene Laufbrücke führte, war von einem kunstsinnigen Dombechanten des 18. Jahrhunderts, unter Beihülfe eines geschickten Gärtners, in einen Lustwald nach Lenôtre'schem Stil verwandelt wor-

den, dem aber der jetzige Dombechant mehr die Form eines englischen Parks gegeben hatte. Am Ufer des Aaflüßchens lag ein kleiner Kahn, mit zwei Rudern darin; auch den durfte des Vaters Bote benutzen, wenn er in die Dombechanei geschickt wurde; jedes Mal mußte aber die besondere Erlaubniß des Prälaten eingeholt werden, der sie willig ertheilte, doch stets mit dem Zusatze: „Nimm Dich in Acht, Carl!“

Betrat man den Domhof vom Prinzipalmarkt her, so war das erste große Gebäude zur linken Hand ein Flügelgebäude mit Vorhof, der Anfangs, nach Art der Dombechanei, durch Mauer und Gitter gesperrt war. In der Folge verschwand diese Bewehrung, welche zwei Eingänge hatte. In diesem zweistöckigen Gebäude hatte die Kriegs- und Domainenkammer ihren Sitz aufgeschlagen. Irrt sich der Wallfahrer nicht, so hatte es auch unter der fürstbischöflichen Regierung zum gleichen Zweck gedient, und sehr wahrscheinlich hatte die Hofkammer und die Pfennigkammer darin ihre Schreibstuben gehabt.

So unregelmäßig Münster auch gebaut und wie unfreundlich der Eindruck war, den die meisten Straßen und Häuser auf den Wandelnden durch

die Stadt machten, wie vollends beengt, düster und ungastlich sie bei übelm Wetter erschien, so besaß sie dennoch mehrere palastähnliche Gebäude, die Höfe genannt wurden, eine Benennung, welche aus der allerfrühsten Zeit der Geschichte der Stadt Münster stammte. Diese, über die ganze Stadt verbreiteten großen Gebäude waren ursprünglich Meyerhöfe gewesen, und aus der Vereinigung derselben die Stadt entstanden. Sie gehörten alten Familien von der Ritterschaft des Hochstifts Münster, Nachkommen der Ministerialen des Bisthums, oder an deren Stelle Getretenen, die darin ihren Wohnsitz nahmen, wenn der scheidende Herbst sie von ihren Landsitzen, Häuser genannt, in die Stadt verwies. Zu diesen mit Höfen angesessenen Familien gehörten die: — Ascheberg, Beverförde, Böselager, Droste-Erbdroste-Darfeld, Droste-Hülshof, Galen (Graf), Heeremann van Zuijdwijk, Kerkerink-Borg, Kettler zu Harkotten, Korf genannt Schmising, Landsberg-Steinfurt, Landsberg-Velen, Merveld (Graf), Nagel-Ittlingen, Nagel-Dornik, Plettenberg-Nordkirchen (Graf), Romberg, Schmising-Kerßenbrock, Schmising-Tatenhausen, Senden, Twickel, Westerholdt.

Die Familie Heeremann war eigentlich eine holländische und eben sowol in ihrer Heimath als

auch im Münsterlande mit adligen „Häusern" angesessen.

Ein Prachtgebäude im griechischen Stil von ganz grau gewordenem Sandstein in neuerer Zeit erbaut, das schönste Gebäude in ganz Münster, wirklich ein Palast, stand auf der Neubrücker-Straße; es war der Romberger Hof, mit einem großen Garten dahinter, der sich bis an die Hörter-Straße erstreckte, wo die Familie Romberg noch ein zweites, sehr stattlich aussehendes, Haus besaß.

Die Familie des Wallfahrers fühlte sich in ihrer Behausung in der Kirchherrengasse sehr unbehaglich; insonderheit fühlte sich der Hausvater unglücklich, seine Bibliothek nicht aufstellen, und die Hausmutter, sich nicht in einem Garten mit Säen, Pflanzen und Pflegen von Küchengewächsen beschäftigen zu können. Es wurde daher beschlossen, ein größeres Haus mit Garten käuflich zu erwerben. Die Gelegenheit dazu bot sich in der ersten Hälfte des Jahres 1804. Das Haus, was zum Kauf angeboten wurde, stand in der Ritterstraße. So pomphaft dieser Name klingt, und so viel versprechend er auch ist, so war die Straße die ihn führte, doch nur eine von den vielen engen Gassen, an denen Münster so reich ist, besetzt mit kleinen und niedrigen hüttenähnlichen Häusern,

die kleinen Handwerkern und Tagelöhner-Familien zur Wohnung dienten. Das in Rede stehende Haus war ein Palast unter diesen Baracken, ein zweistöckiges Haus von sechs Fenstern in der Front, ganz massiv, was unter den Bürgerhäusern eine Seltenheit war, dahinter ein kleiner Garten. Es wurde für den Preis von 3000 Thaler erworben. Weil aber das Innere in ganz vernachlässigtem Zustande war, so mußten noch große Kosten aufgewendet werden zur Erneuerung von Fußböden, Fenstern und Thüren, zum Tapezieren der Zimmer u. s. w. Der Vorbesitzer hieß Woldermann.

Der Vater war glücklich, endlich im Stande zu sein, die Bibliothek aufstellen zu können. Eben damals wurden in einem der aufgehobenen Klöster, — der Name desselben ist dem Wallfahrer entfallen, — alle dazu gehörig gewesenen Utensilien öffentlich versteigert. Dazu gehörten auch die Repositorien der sehr bedeutenden Klosterbibliothek. Der Vater erstand auf der Auction einen großen Theil dieser Bücherschränke, die von Eichenholz sehr elegant gearbeitet und braun gebeizt waren. Weil er der einzige Kauflustige, und ohne seinen Zutritt alle diese Schränke nur nach dem Stoffwerthe bezahlt worden wären, die Kaufliebhaber aber alle wußten, daß er ihrer bedürfe,

so machten sie sich ein absonderliches Vergnügen daraus, ihn beim Bieten zu — überbieten, wodurch der Domainenkasse, zu deren Gunsten die Güter des Klosters eingezogen worden waren, ein höherer Gewinn entsprang, als es sonst der Fall gewesen wäre. Wol an die vierzehn Tage war der Schreiner beschäftigt, die Repositorien für das Zimmer einzurichten, in welchem die Bibliothek aufgestellt werden sollte. Und dann ging es an's Aufstellen der Bücher, wobei es sich bald ergab, daß der Bibliothekraum zu klein war, und die Bücher verschiedener Fachwissenschaften in zwei Reihen hinter einander aufgestellt werden mußten.

Die Mutter war glücklich, in einem kleinen Garten ihre Wirthschaft betreiben zu können. Im Herbste des nämlichen Jahres 1804 legte sie sich einen Rasenplatz im Garten an, der zum Bleichen der Wäsche dienen sollte, wie es Cleve-Holländischer Brauch war. Von den Zimmern der Hinterseite des Hauses und im Garten sah man den Thurm der Martinikirche und hörte das Geläute desselben ganz in der Nähe. Ehe die Familie an diesen Glockenlärm — der Wallfahrer kann das Geläute dieser Glocken, denen es an allem Wohl- und Einklang fehlte, wol so nennen — der vom Morgen bsi zum Abend sechs und auch

acht Mal wiederholt wurde, sich gewöhnen konnte, dauerte es lange, besonders war der eintönige Anschlag von zwei Glocken verschiedener Stimmung, den man Beiern nannte, im höchsten Grade widerwärtig.

An den Garten des elterlichen Hauses stieß ein größerer, welcher den Geschwistern Ising gehörte, deren Haus in der Hörterstraße stand. Es waren ihrer drei; zwei alte, unverheirathet gebliebene Jungfrauen und ein Sohn von 38—40 Jahren, der körperlich unvollständig entwickelt und geistig ganz unentwickelt geblieben war. Groß und schlank und hager wie er war, lief das unglückliche Geschöpf, mit vorgestrecktem Oberleib und barhäuptig den ganzen Tag, es mochte Wetter sein, welches es wollte, im Garten umher, unartikulirte, lallende Töne ausstoßend, die, so wie die ganze Erscheinung des Unglücklichen, uns die Nachbarschaft Anfangs sehr verleidete. Allein wie der Mensch sich an Alles gewöhnt, so gewöhnte sich in diesem Falle die Familie des Wallfahrers auch an ihren Nachbarn, von dem der Verkäufer des Hauses bei den Kauf=Unterhandlungen wohlweislich geschwiegen hatte. Jan (Johann) Ising führte ein durchaus animalisches Leben, ohne jedoch ganz empfindungslos zu sein. Er hatte sich bald mit uns befreundet,

und wußte einen jeden der Familie zu unterscheiden, was er bald durch verschiedene Töne, bald auch durch Zeichen zu erkennen gab. Oft trottirte er stundenlang an dem lebendigen Zaun, der beide Gärten schied, auf und ab. Kam dann einer von uns Knaben auch in den Garten, so mußte er auf unserer Seite der Hecke den Trab mitmachen. Gutmüthig wie der Jan im Ganzen genommen war, konnte er doch böse werden, wenn man seinem Willen nicht gleich nachkam, doch beruhigte er sich gleich, sobald der — Ritt seinen Anfang genommen hatte. Dabei machte er Kapriolen wie ein junges Pferd, und war durchaus nicht zu ermüden. Hatten wir Knaben nicht länger Lust oder Zeit, die Tollheiten des unglücklichen Jan mitzumachen, so war er auch zufrieden, wenn wir uns davonmachten. Eigenthümlich war es, daß er einen gewissen Sinn für's Glockengeläute hatte. Sobald auf dem Martinithurm geläutet wurde, so war Jan auch sogleich an einer bestimmten Stelle der Gränzhecke, von wo aus der Thurm am besten gesehen werden konnte. Da stellte er sich auf und machte die Bewegung des Glockenläutens mit den Armen so lange, als es auf dem Thurm läutete. Dann fing das Trottiren im Garten wieder an. Mehr als ein Mal

hatten die Schwestern Ising Gelegenheit gehabt, ihr Grundstück vortheilhaft zu verkaufen, allein ihr verstorbener Vater hatte letztwillig verordnet, daß sie sich des Hauses und Gartens nur dann entäußern dürften, wenn der Sohn Jan mit Tode abgegangen sei, weil der Garten dessen einzige Welt geworden. Erst in der Periode, welche des Wallfahrers Denkwürdigkeiten Münsters Franzosenzeit nennen, starb Jan Ising, worauf das Grundstück in den Besitz des Freiherrn von Wintgen, auf Ermelinghof, überging, der den größten Theil des Gartens in einen englischen Park verwandelte, wobei an unserer Seite viele Fliederbüsche und andere Ziersträucher und besonders Robinien oder Pseudo-Akazien gepflanzt wurden, die rasch in die Höhe schossen und zur Blüthezeit einen angenehmen Duft auch in unserm Garten verbreiteten. Nur klagte die Mutter, daß der vermehrte Blätterfall ihrer Bleicherei schädlich werde.

Außer dem älterlichen Hause stand in der Ritterstraße noch ein zweites, das sich von den Hütten durch Massivbau unterschied und dieselben weit überragte, wie das unsrige es auch that. Es gehörte einem Schreinermeister Hagemann, der einer alten münsterschen Handwerker-Familie ent-

stammte, die mit ihm zu erlöschen drohte. In diesem Hause bezog späterhin der lutherische Prediger Offelsmeyer eine Miethswohnung. Es fiel in die Zeit des oben erwähnten Consistorialraths-Streits, und gerade, als er am heftigsten entbrannt war. Die Offelsmeyer'sche Familie wurde eine sehr unangenehme Nachbarschaft. Nicht allein, daß ihr Haupt den Vater des Wallfahrers haßte, weil er ihn mit an der Spitze der Möller'schen oder Reformirten-Partei glaubte, was ein grundloser Verdacht war, dann aber auch Neid, daß derselbe Hauseigenthümer geworden war; diese Stimmung des Predigers pflanzte sich auch auf seine Familie fort, die es den Geschwistern des Wallfahrers fast bei jeder Gelegenheit durch Redensarten sowol als Geberden fühlen ließ.

Der Vater des Wallfahrers war der erste und — zugleich letzte von „dat Prüske Volk," welcher sich durch Hauskauf in Münster ansässig machte, und dadurch gewissermaßen seinen Wunsch zu erkennen gab, sich den alten Bürgerfamilien der Stadt anschließen zu wollen. Von diesen wurde es sehr gut aufgenommen; man kam ihm überall entgegen, noch mehr, als er mit der Zeit bemüht war, sich der münsterschen Mundart zu bemächtigen, um mit seinen nunmehrigen Mitbürgern in

ihrem Platt sprechen zu können. In dieser Richtung wirkte er auch auf seine Kinder, von denen die jüngste Tochter Mina und die beiden jüngsten Söhne in dem Gebrauch der, an Wörtern sowol, als an Redewendungen reichen Mundart des münsterschen Plattdeutsch es bis zu einem gewissen Grad der Vollendung gebracht haben. Von den Beamten des spezifischen Preußenthums wurde dieses Hinneigen zum alten Bürgerthum eines „Preußen" unwürdig, und das Erlernen des Volksdialekts für einen Rückschritt in der Bildung, ja für gemein erachtet. Der Vater kümmerte sich nicht um das Geschwätz; er blieb auf der einmal eingeschlagenen Bahn, die er für die rechte erkannt hatte, ohne dadurch genöthigt zu sein, seinem preußischen, noch viel weniger seinem National-Gefühl als Deutscher etwas zu vergeben.

In dem Bürgerthum alter Städte liegt ein tiefer Grund sittlicher Wohlfahrt, wenn die Familien, die es bilden, sich fortpflanzen und ihr Name Jahrhunderte lang in der Geschichte der Stadt mit Ehren genannt wird.

So in Münster zur Zeit, als das geistliche Regiment daselbst nach tausendjährigem Bestand den Weg alles Fleisches gegangen war. Es gab in Münster mehrere Bürgerfamilien, die ihre Ge-

schlechtsregister bis in's 15. und 14. Jahrhundert verfolgen konnten, andere, von denen der Ursprung nicht durch schriftliche Ueberlieferung festgestellt war, die man aber für noch älter als jene, und für Nachkommen von Ministerialen der geistlichen Herren des Hochstifts hielt, was jedoch besonders diejenigen traf, die bereits oben als Neuadlige genannt worden sind.

Zu den alten Bürgerfamilien der Stadt Münster rechnete man die Namen:

Aschendorf, Aulike, Bodde, Boner, Böker, Coppenrath, Deiters, Diekhof, Dierikx, Düesberg, Elmering, Füsting, Giese, Gladen, Goosen, Hannasch, Hassenkamp, Hoetumb, Hosson, Hölscher, Jßfort, Jsing, Keller, Kördink, Laakmann, Lagemann, Landgreber, Linde, Kinderkamp, Lohkamp, Lutterbeck, Melchers, Niedick, Osthof, Osthus, Overschmidt, Renne, Rottmann, Scheffer-Boichorst, Schlüter, Schücking, Schweling, Schwick, Smeddink, Sternberg, Storp, Strierßen, Theißing, Thüßing, Tüshaus, Waldeck, Walleck, Westhof, Westhus, Wilberding, Zeppenfeld, Zumbrick, Zumfelde, Zumloh, Zurstraßen.

Von den Niedick's wußte man, daß sie aus Stromberg eingewandert waren. Die Smeddink's verhochdeutschten ihren Namen in der Folge in

Schmedding, wie denn auch die Zumbrücks u. s. w. sich ursprünglich plattdeutsch Tombrögg ꝛc. geschrieben hatten.

Diese Namen gehörten dem altmünsterschen Beamten- und Gelehrten-Stande überhaupt an, dem höhern Gewerbe- und selbst dem Handwerksstande. Alle Familien waren mehr oder minder verschwägert, denn man hatte es sich gewissermaßen zum Gesetz gemacht, keine Frau aus einer andern Stadt zu holen. Jede Familie besaß ihr eigenes Haus, und wurde, wie schon einmal gesagt worden ist, von ihr allein bewohnt; sie besaß aber auch außerhalb des Stadtgrabens ihren Garten, oder auch mehr als einen, den sie selbst durch ihre Dienstleute bebaute, und worin es kleine Gartenhäuser gab, die zu geselligen Zusammenkünften der Familien benutzt wurden, bei denen ein gewisser Turnuß üblich war.

So zeigte Münster ein für sich abgeschlossenes Bürgerthum, dessen Schranken zu überspringen, durch Heirath etwa, einem Fremden sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich wurde. Den vielen Lichtseiten, die es bot, standen aber auch viele Schattenseiten gegenüber. Kann es doch nicht anders sein! Dadurch, daß es gleichsam eine einzige, große Familie bildete und es fremdem Blute

die Aufnahme versagte, blieb es mehr oder weniger auf seinem alten Standpunkte stehen; jede gründliche Auffrischung wies es von sich ab, was zur Folge hatte, daß der Anschein hervortrat, es werde — verknöchern.

Es war im Jahre des Heils, da man schrieb 1805, als Schwester Friederike ins elterliche Haus zurückkehrte. Sie hatte seit Anfang des Jahres 1803 in Amsterdam gelebt in der Familie des Barons Boetzelaar als Erzieherin dessen drei Töchter. Friederike war ganz Holländerin geworden, gravitätisch in ihrem Benehmen, wie die schönen Bewohnerinnen Bataviens damaliger Zeit alle waren, niemals rückwärts blickend, kaum rechts und links zur Seite — schielend, stets vorwärts, das Auge aber nicht gerad' aus, sondern zur Erde gesenkt, zuweilen es aufschlagend gen Himmel! So wollt' es die holländische Sitte selbst in der großen Handels- und Seestadt Amsterdam, wo Fremde aus allen europäischen Nationen angesiedelt waren, und hunderttausend aus allen Theilen der Welt im Hafen zeitwillig verkehrten, was freilich nunmehr durch den Seekrieg aufgehört hatte oder doch auf ein Minimum beschränkt war. Also selbst in dieser großen Stadt herrschte jene Sitte, die man in Holland als das erste Erfor-

derniß durch Erziehung zu erlangender weiblicher Vollkommenheit ansah, und die man — Sittsamkeit nannte. Friederiken war dieser Brauch zur andern Natur geworden, und er ist ihr auch heute noch eigen, wiewol in gemilderter Form.

Friederike war ein schönes Mädchen. Sie hatte die regelmäßigen Gesichtszüge des Vaters, diese aber weiblich veredelt. Der Gestalt nach war sie ein Abbild der Mutter, von mittler, schlanker Statur, und mit jenen plastischen Wellenlinien, die in der ästhetisch gebildeten Seele des Mannes einen wohlthuendern Eindruck zurückläßt, als der blos sinnliche Mensch ihn durch's Auge in sich aufnimmt. Voll und üppig war ihr Busen, den sie bei der Heimkehr nicht, wie die Pariser Mode von damals als Ueberrest der wildesten Zeit der Revolutionsjahre es vorschrieb, vom Hals ab tief entblößt trug, sondern der holländischen Sitte folgend, die noch nicht in dem Maße, wie anderwärts, von französischer Mode verderbt und vergiftet war, sittsam eingehüllt, unter dem hoch hinauf gehenden Leibchen nur errathen lassend, was es verberge. Friederikens hellblondes Haar zeichnete sich durch Seiden-Weiche und Glanz und eine Fülle aus, die ihr schwer machte, es nach dem in Holland üblichen Brauch

unter dem kleinen Häubchen, das auch Jungfrauen trugen, zu bewältigen und zu ordnen; aufgelöst fiel ihr das Hinterhaar fast bis zur Erde herab.

Aus ihrem von der Mutter ererbten dunkelblauen Auge schaute ein Engel der Güte, in lebhaftem Gespräch schoß es aber auch Blitze, die den feurigen, hervorragenden Geist des Vaters verkündeten, von dem sie in Allem, was Verstandesschärfe und Urtheilskraft betrifft, die echtgeborene Tochter war. Friederike war ein sehr gebildetes Mädchen. Schon im elterlichen Hause unter Leitung des Vaters, und dann während des Aufenthalts in Amsterdam hatte sie einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, wie wenige ihres Geschlechts. Baron Boetzelaar, einer aus der Schule altholländischer Gelehrsamkeit, die mit der gründlichsten Bildung in allen Zweigen des menschlichen Wissens verknüpft war, besaß eine große Büchersammlung, davon der größere Theil in seinem Hause in der Stadt, der kleinere auf der Buitenplaats, dem Sommersitz außerhalb der Stadt, aufgestellt war. In dieser Bibliothek sah Friederike die schöne Literatur der Franzosen und Engländer, auch die begränzte von Niederland selbst, durch die ersten Dichter und Schriftsteller vertreten,

während von den ernsten Wissenschaften namentlich das Fach der Geschichte und Politik vorzüglich bedacht war. Diese Bibliothek wurde für sie eine Fundgrube unendlichen Wissens, zumal des historischen, welches, indem sie ihren Zöglingen die Geschichte des Vaterlandes zu erzählen hatte, ihr diejenige Schwärmerei für bürgerliche und politische Freiheit und für republikanische Staatseinrichtungen in's Herz gepflanzt hatte, die ihr auch in späteren Jahren nie ganz verloren gegangen ist. Im Hause des Barons Boetzelaar, und in den ihm verwandten und befreundeten Familien war der alte Republikaner-Sinn, der die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande vom spanischen Königs-Joch und die reformirte Landeskirche von der Herrschaft des römischen Hohepriesters frei gemacht hatte, maßgebend geblieben und doch nichts von den Ideen der modernen Republik eingedrungen, die, wie philosophisch und auf Menschenrecht begründet sie auch Anfangs klingen mochten, sehr bald in Verwilderung übergegangen waren, nur allein die politische Unterdrückung aller übrigen Völker, auch des Volks von Alt-Niederland, in's Auge fassend. Baron Boetzelaar war in Paris gewesen, just als der glückliche Sohn des Feldlagers aus Aegypten heimgekehrt

war, um sich durch den Staatsstreich vom 18. Brümaire unter dem Schutze von Bayonneten an die Spitze von Frankreich zu drängen. „Nun ist's aus mit der Republik, hatte er bei der Rückkehr seinen Freunden gesagt, das Wespennest der Jakobiner ist zwar zerstört, aber ein weit schlimmeres wird von einem bösartigern Wespen-König an die Stelle treten, dem alles Selbstdenken und Selbstwollen die Pest ist, unter dessen Regiment Niemand sich anders rühre, als man ihm heißt." Im Boetzelaar'schen Hause herrschte der gewaltigste Buonaparte-Haß, der sich, wie natürlich, auch Friederiken eingeimpft hatte, und der sich bei ihr auf alle Franzosen ausdehnte, die dem ehrsüchtigsten Menschen, der jemals gelebt, freiwillig dienstbar geworden waren.

Die schöne Literatur der Franzosen hatte Friederike lieben gelernt. Auch versuchte sie selbst französische Verse zu schreiben, was aber in späteren Jahren eine kindische Spielerei genannt wurde, die eines deutschen Gemüthes nicht würdig sei. „Niemals," sagte sie oft, „kann ein Deutscher das Innerste seiner Empfindungen in der Sprache des Wälschen dichterisch ausdrücken, es sei denn, daß er nach Denk- und Sinnesart selbst zum Wälschen geworden."

Friederike sprach das Französische und Eng-

lische wie ihre Muttersprache, und schrieb in beiden Sprachen eine Prosa vollendet, wie nur der gebildetste Eingeborene es vermag. Die literarisch ausgebildete niederdeutsche Mundart der deutschen Sprache, das Holländische, blieb für sie die Lieblingssprache im Familienkreise des elterlichen Hauses, der sie, neben dem Hochdeutschen, von Cleve nach Münster übertragen hatte. Friederike hatte in der Boetzelaar'schen Bibliothek die Encyklopädisten kennen gelernt; nach Deutschland zurückgekehrt, las sie Kant's Kritik der Vernunft, und warf sich mit einer Art Gier auf die neuere deutsche Roman-Literatur, in der damals Schriftsteller, wie Lafontaine, Cramer, Spies u. s. w., die Alleinherrschaft über die Leihbibliothek von Friedrich Theissing übten. In des Vaters großer Bibliothek war nur die ältere Literatur-Periode von Gottsched, Gellert, Goethe rc. abwärts vertreten.

Während ihres Aufenthalts im Boetzelaar'schen Hause schrieb Friederike wöchentlich wenigstens ein Mal bald an die Eltern, bald an ihre Schwestern Lena und Mina. Alle ihre Briefe athmeten die kindlichste und eine herzliche Liebe zu den Geschwistern, wie sie aus einem frommen Gemüth entspringt, das ihr im vollen Sinne des Wortes innewohnte. Die in der Familie vorfallenden Ge-

burtstage wurden nie übergangen: zum Geburtstage des Vaters und der Mutter und der fünf Geschwister kam jedes Mal ein Glückwunsch, bald in Prosa, bald in Versen, an die Eltern und die Geschwister entweder in hochdeutscher oder holländischer Sprache, mit Ausnahme der Schwester Mina, welche, der französischen Sprache eben so mächtig, wie Friederike, in der Regel französische Verse bekam. Jedes dieser Gratulationsschreiben war mit einem Geschenk begleitet, je nach Umständen groß oder klein, immer aber aus Hollands Gewerbfleiß entnommen, bald ein Fabrikat seiner Manufacturen, bald eins der überseeischen Produkte, die sein Handel aus Batavia, aus Surinam oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Amsterdam gebracht hatte, so lange diese Colonien noch nicht von den Engländern besetzt waren, und holländische Handelsschiffe durch die auf allen Meeren kreuzenden Oorlogs- und Kaperschiffe hindurchschlüpfen konnten.

Friederike sprach in ihren Briefen nur von den angenehmen Verhältnissen, in denen sie im Hause des Barons Boetzelaar lebe, wie sie als ein Glied der Familie angesehen werde, wie sie in der Achtung des Barons und seiner verehrungswürdigen Gemahlin und in der Liebe der Töchter, ihrer Pflegbefohlenen, ihr Glück finde, das durch

nichts getrübt sei; daß es vermehrt werde durch den ungezwungenen Umgang mit geistig begabten Frauen und mit liebenswürdigen Mädchen ihres Alters, und die vielfachen Genüsse, welche die große Handelsstadt darbiete, ihrerseits auch beitrügen, sich in jeder Rücksicht behaglich zu fühlen. Zu Ende des Jahres 1804 aber nahmen ihre Briefe, wie aus den Gesprächen zwischen dem Vater und der Mutter meist zufällig erlauscht wurde, einen andern Ton an. Er schien eine Verstimmung ihres sonst so heitern Gemüths anzudeuten und Saiten entlockt zu sein, welche statt des bisherigen Wohlklangs nur Mißklänge auch in der Seele der Eltern erzittern ließen. Wenig oder vielmehr gar keine Anregung findend, über das Gehörte nachzudenken, wie es dem kindlichen Alter gewöhnlich und auch ziemend ist, waren wir jüngeren Knaben, Jan und der Wallfahrer, nicht wenig überrascht, als im Märzmonat des Jahres 1805 die älteste Schwester uns wie gesprächsweise erzählte, die liebe Friederike werde aus Amsterdam zurückkommen und in's elterliche Haus wieder eintreten. Wir freuten uns herzlich und innig über die Mittheilung, war doch Schwester Friederike in ihren Briefen der kleinen Brüder stets so liebevoll eingedenk gewesen, und hatte sie ihrer mit kleinen

Geschenken an Spielzeug, auch an nützlicheren Gegenständen so oft gedacht.

Nach langen Jahren erst offenbarte der Vater seinen nun erwachsenen Söhnen die Ursache der Heimkehr von Schwester Friederike. Baron Boetzelaar hatte in ihr nicht mehr ausschließlich die Erzieherin und Lehrerin seiner Töchter gesehen, sondern auch das schöne, geistesbegabte Mädchen erkannt, welches in dem Herzen des ältern und sonst sittlich bewährten Mannes Wünsche erregt hatte, die ohne Trennung von seiner ehelichen Hausfrau nicht in Erfüllung gehen konnten. Und von einer Scheidung war sogar die Rede gewesen, wodurch Friederikens Gefühl auf's Schmerzlichste berührt worden war. Mit klarem Blick, der ihr eigen war, es überschauend, wohin heftige, ja unbändige Leidenschaft, wie sie beim Baron hervorgetreten, führen könne, hatte sie den Vater gebeten, die Tochter zurück zu rufen. Aber erst nach langem Briefwechsel mit dem Baron Boetzelaar war von diesem in Friederikens Entlassung gewilligt worden. Er hatte sie in Begleitung seiner ältesten Tochter, die sich von Friederike nicht trennen konnte, bis Zevenaar geleitet, wo sie vom Vater, der dahin gereist war, empfangen wurde. Auch gegen diesen hatte der Baron von seiner Leidenschaft und seinen

Wünschen und dem Mittel gesprochen, wie er sie zu erfüllen gedenke, wenn Friederike ihm geneigt sein wolle; allein vergebens, wie es von einem Manne, von dem hohen Gefühl für Recht und Sitte durchdrungen, wie es der Vater war, nicht anders zu erwarten stand.

Zu den Freunden des elterlichen Hauses gehörte, noch von Cleve her, August H. Bielefeld war seine Heimath. Er bekleidete den Posten eines Salarien-Cassen-Controleurs bei der Regierung, sonst in Cleve, nunmehr, seit Besitzergreifung eines Stücks vom Hochstift Münster, als preußisches Fürstenthum Münster, in der Hauptstadt dieses Namens. Unter Regierung verstand man in den Staaten des Königs von Preußen damals die oberste Justizbehörde einer Provinz.

H. war von Statur klein, an der linken Schulter etwas verwachsen. Auch die Beine hatten nicht die normale Gestalt, sie näherten sich der Form, die im gemeinen Leben mit dem Ausdruck Säbelbeine bezeichnet wird. Sein Gesicht war ursprünglich von regelmäßigen Zügen gewesen, jetzt aber entstellt durch die Nase, welche tiefe Narben einer schweren Wunde zur Schau trug. In Cleve war er nämlich mit mehreren Offizieren von dem republikanischen Heere unter Pichegru, als es 1795

in Holland einbrach, bei Roberts, einem Vergnügungsorte und Weinhause, im Thiergarten in Streit gerathen. Die Franzosen hatten den König von Preußen geschmäht und in den gemeinsten Ausdrücken, deren die französische Sprache fähig ist, auf ihn geschimpft, H. dagegen sich seines Landesherrn angenommen und nun auch seinerseits die Republik nicht geschont. Darüber war es, dem einstigen ritterlichen Benehmen der Franzosen aus der alten Zeit entgegengesetzt, den rohen Sitten der Republik aber ganz entsprechend, zu einem Handgemenge gekommen, bei dem H. einen Schlag mit einer Weinflasche in's Gesicht erhielt, die auf der Stirn zerbrach und ihm die Nasenspitze rein weggeschnitten hatte. Die Verwundung war sehr bedeutend und ihre Heilung durch Wiederansetzung der an die Erde gefallenen und im wilden Kampfe zertretenen Nasenspitze nicht leicht gewesen.

August H. hielt viel auf Kleidung; jeder neue Schnitt, jede neue Form eines Rocks, einer Weste oder dergleichen mußte gleich von ihm nachgemacht werden. Der Vater nannte ihn deswegen den modesüchtigen Petit-maître oder auch den Modegecken. Wie die meisten Männer der damaligen Zeit, trug auch H. noch den Zopf, aber nicht nach der fast allgemein deutschen und der besondern

preußischen Soldaten-Sitte, die den Zopf dünn und lang bis auf's Kreuz liebte, dem dann ein, in Form einer Rolle gewickelter, Wulst von Haaren von den Schläfen bis in den Nacken ein unentbehrlicher Zusatz war, sondern nach französischer Art, dick und kurz, wozu er den sehr triftigen Grund anzugeben wußte, daß er es für eine Sünde halte, sein volles Hinterhaar nach der vom König von Preußen für seine Soldaten vorgeschriebenen Zopfschablone modeln zu sollen. Die stamme noch von Friedrich dem Großen her, und der habe, wie Jedermann wisse, in seinen alten Tagen sehr dünnes Haar am Hinterkopfe gehabt, daher einen dünnen Zopf, welchen er dann seinen Grenadieren und Musketieren und allen seinen Soldaten als dienstmäßig vorgeschrieben habe. Wundern müsse man sich, warum König Friedrich, ein so großer Verehrer des Franzosenthums, nicht auch den französischen Zopf nachgeahmt habe; nicht allein, daß dessen Form viel zweckmäßiger, als die preußische vom alten Fritz sei, sondern auch geschmackvoller, und darauf komme es bei der Tracht doch hauptsächlich an. So wurde der Zopf häufig Ursache zu Hader und Wortstreit zwischen H. und dem Vater, der in seinem deutsch-preußisch-patriotischen Eifer den langen Zopf des

alten Fritz nicht verunglimpft sehen wollte, und bitter böse werden konnte, wenn H. diesen Zopf mit einem Mäuse- oder Rattenschwanz verglich. So ganz Unrecht hatte er wol nicht!

Im Umgang mit den Schwestern war August H. stets der galante Mann, ohne jedoch in die Bahn fader Süßlichkeiten zu verfallen, die dem reifern Alter fremd geworden ist; H. hatte nämlich in der Epoche, von der die Rede ist, das vierzigste Lebensjahr schon überschritten. Trotzdem hing der älteste Bruder Fritz, der ihm an Jahren so weit zurückstand, daß er H.'s Sohn hätte sein können, mit Gefühlen der Freundschaft an ihm, die aus Dankbarkeit entsprungen waren, weil auch H. in früheren Jahren es nicht selten gewesen war, der Fritz vor unverdienter Strafe des Vaters in Schutz genommen hatte. Auch die zwei jüngeren Knaben waren ihm mit herzlicher Anhänglichkeit zugethan, hatte er doch immer, wenn er das elterliche Haus betrat, etwas in der Tasche, womit er ihnen Freude machte.

H. hatte zwei Brüder, davon der eine, jüngere, in Bielefeld lebte, damals als Buchhalter auf dem Comptoir einer der dortigen großen Leinwandhandlungen, die bedeutende überseeische Geschäfte machte; der andere Bruder aber, welcher

der älteste von den Dreien war, lebte in Amsterdam, wohin er vor langen Jahren als Hauslehrer für die zwei Söhne eines alten, sehr reichen Handelshauses gekommen war und dann seinen beständigen Aufenthalt genommen hatte, nachdem er seine Zöglinge auf die Universität Leijden als Mentor begleitet, von wo sie alle Drei nach Paris gegangen waren. Dort hatten sie zwei Jahre gelebt, den Studien obliegend und die Freuden mit vollen Bechern trinkend, welche die Stadt der Aufklärung und des materiell-sinnlichen Lebensgenusses in Hülle und Fülle darbot.

Der ältere H., Wilhelm mit Namen, der aber im Munde seines Bruders August und im elterlichen Hause nicht anders als der Amsterdamer hieß, war ein sehr gelehrtes — Haus, wie ihn der Vater nannte. Er zählte zu den ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit; als gründlicher Zergliederer der sogenannten klassischen Sprachen, von denen er das Latein nach Holländischer Gelehrtenweise so fließend sprach, wie die Muttersprache und ihren Dialekt des Holländischen, hatte er sich der modernen Sprachen, der romanischen, wie der germanischen, so vollständig bemeistert, daß er mit dem Portugiesen und dem Italiäner, dem Schweden und dem Dänen, die den Hafen von Amster-

dam als Schiffscapitaine oder als Handelsleute besuchten, in der Sprache ihres Heimathlandes so sprach, als wären sie zu Hause gewesen. Auch auf dem Sprachen-Felde des semitischen Morgenlandes hatte er sich wacker umhergetummelt. Er las und schrieb Hebräisch und Arabisch, wie selten einer, und selbst das Altsyrische hatte ihn beschäftigt. Den Grund zur Erlernung der morgenländischen Sprachen hatte er in Amsterdam gelegt durch den Verkehr und Umgang mit gelehrten Gliedern der portugiesischen Judengemeinde daselbst, die sich vor der deutschen ebendaselbst durch hohe Bildung so vortheilhaft auszeichnet, und weiter ausgebildet hatte er die Kenntniß dieser Sprachen, insonderheit des Hebräischen, während des Besuchs auf der Universität Leijden, die zu seiner Zeit den berühmtesten Orientalisten zur Auslegung des alten Testaments besessen hatte. Der Vater, der ihn bei seiner häufigen Anwesenheit in Amsterdam in früheren Jahren persönlich kennen gelernt hatte, und in beständigem Briefwechsel mit ihm stand, rühmte seinen Freund Wilhelm H. auch wegen seiner tiefen Kenntniß der mathematischen Wissenschaften, besonders der Mechanik in ihrer Anwendung auf den Schiffsbau, worin er manchem Werkmeister auf den Werften von Zaandam mit Rath und

That an die Hand gegangen war. Auch von seiner gründlichen Kennerschaft der Geschichte der morgenländischen Reiche, des Alterthums und der modernen Staaten des Abendlandes hätte der Vater viel Rühmens zu machen.

Wilhelm H. zählte zu den ersten Gelehrten Amsterdams, an denen diese, nicht blos dem Merkur huldigende, große Stadt stets reich gewesen ist. Er war eins der thätigsten und eifrigsten Mitglieder von Felix meritis und anderer auf Förderung der Wissenschaften und Künste und der Humanität berechneten Gesellschaften und Vereine, und wegen der Liebenswürdigkeit seiner geselligen Umgangsformen in vielen der angesehensten Familien ein gesuchter Gast, in manchen derselben ein beständiger Freund des Hauses, der vermißt wurde, wenn er seine Besuche ein paar Tage ausgesetzt hatte; man sah in ihm nicht länger den „hoogduitsche Muff," sondern nur den frohsinnigen, heitern Gesellschafter. Den Vätern dieser Familien, Besitzern der größten Handelshäuser, hatte der Polyglott in ihrem Verkehr mit Handelsfreunden des Auslandes großen Nutzen gestiftet und wesentliche Dienste geleistet, und leistete sie fortwährend, bald als Dolmetscher im mündlichen Verkehr, bald als freiwilliger Cor-

respondent auf dem Comptoir dieses oder jenes seiner ihm ganz nahe befreundeten Häuser. Seine gründliche Kenntniß vom Commerz und von den Wegen, die der Amsterdamer Handel einzuschlagen habe, hatte, indem sein Rath in Anspruch genommen und befolgt wurde, nicht selten scheinbar gewagte Speculationen vollständig gelingen lassen, so daß er auch in der Richtung von Handel und Schifffahrt in dem engern Kreise seiner nächsten Freunde vom Handelsstande als Autorität anerkannt wurde.

Die Dankbarkeit der Eltern seiner ehemaligen Zöglinge, von denen er einen, den Stolz des Vaters, in französischer Erde zur ewigen Ruhe zu bestatten genöthigt gewesen war, hatte Wilhelm H. in zartester Weise zum wohlhabenden Manne gemacht. Andere Handelshäuser hatten als Anerkennung der ihnen freiwillig geleisteten Dienste in gleicher Weise das Ihrige beigetragen. So war er zu Vermögen gelangt. Trotz der gelehrten Studien, die seine Hauptthätigkeit in Anspruch nahmen, war er durch täglichen Verkehr mit Freunden vom Handelsstande unwillkürlich auf den Gedanken gelenkt worden, die ihm zu Theil gewordenen Glücksgüter zu vermehren. Nicht wie so viele Menschen, die sich um die Beschaffenheit der Bahn nicht kümmern, wenn sie nur zur Quelle

des Reichthums führt, hatte er sich bei der ehrenhaftesten überseeischen Unternehmung seines ihm am nächsten stehenden Freundes mit der Hälfte seines Vermögens betheiligt, und die andere Hälfte in einer der Anleihen angelegt, welche fast alle Regierungen Europas, auch die Freistaaten von Nordamerika, während des Revolutionskriegs in Amsterdam bei dem Bankhause Hope und Co., damals dem reichsten auf dem europäischen Festlande, behandelt und abgeschlossen hatten. Aus beiden Unternehmungen war ihm ansehnlicher Gewinn erwachsen. Wilhelm H. galt für reich. Im elterlichen Familienkreise wurde er, wenn auf ihn die Rede kam, nicht anders als der reiche Amsterdamer genannt.

Zwischen den beiden Brüdern Wilhelm und August bestand ein inniges Verhältniß, was sich aus ihrer Knabenzeit herschrieb und nicht gelockert worden war, wie früh auch Wilhelm das elterliche Haus in Bielefeld verlassen hatte. Sie sahen sich jährlich ein, auch wol zwei Mal. Entweder kam Wilhelm nach Cleve, oder August reiste zum Besuch des Bruders nach Amsterdam. Als August im Jahre 1803 nach Münster übersiedeln mußte, waren die Brüder einig geworden, im nächstfolgenden Jahre, als die Reihe des Be-

suchs an Wilhelm war, sich in Arnhem ein Stelldichein zu geben, weil er nicht nach Münster kommen wollte, für das er eine große Abneigung hegte; warum? ist dem Wallfahrer nie recht klar geworden, wiewol ein dunkles Gerücht umlief, daß, bei einem frühern Besuch in Münster, den Domcapitular Fürstenberg, den Reformator des Schulwesens im Hochstift Münster, von Person kennen zu lernen, der Versuch gemacht worden sei, ihn, den strengen Anhänger der reformirten Kirche Hollands, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Mit dem jüngsten Bruder Christian in Bielefeld stand der Amsterdamer gar nicht in persönlichem Verkehr, und auch der Briefwechsel zwischen ihnen hatte im Lauf der Jahre ganz aufgehört.

Wilhelm H. hatte die nächste Veranlassung gegeben, daß Schwester Friederike nach Amsterdam gekommen war. Mit dem Baron Boetzelaar befreundet, war er von diesem, als er im Herbst 1802 zum Besuch des Bruders nach Cleve kam, ersucht worden, eine hochdeutsche Erzieherin für seine Töchter zu werben, da gerade er am fähigsten sei, die rechte Wahl zu treffen. Mit diesem Auftrage betraut, trat er in Gesellschaft seines Bruders August in's elterliche Haus. Er sah

Friederike jetzt als erwachsene Jungfrau, er prüfte sie in leichter, gefälliger Unterhaltung nach ihrem Wissen und ihren Kenntnissen, und gewann alsbald die Ueberzeugung, daß er die Rechte gefunden habe, da es ihm überflüssig schien, in einem Hause, wo echte Religiosität schaltete und waltete, nach dem sittlichen Halt und Wandel der Tochter zu forschen. Er trat mit seinem Auftrage Anfangs als einem ihm selbsteigenen Gedanken und als Vorschlag hervor, und als dieser bei Friederiken und dem Vater Anklang gefunden hatte, mit dem bestimmten Antrage, als Erzieherin in's Haus des Barons Boetzelaar zu treten. So war Friederike nach Amsterdam gekommen, wo ihr Wilhelm H. ein Freund und Beistand in Vertretung des Vaters geblieben ist, auch in jenen Tagen leidenschaftlicher Erregung des Hausherrn, welche Friederikens Austritt aus einem ihr liebgewordenen Wirkungskreise zur unabweisbaren Nothwendigkeit machte.

Friederike brachte Briefe vom Amsterdamer an seinen Bruder August, auch an den Vater, mit. Sie hatte ihn bei bester Gesundheit verlassen. Kaum aber war sie vierzehn Tage in Münster, als August H. eine Estafette aus Amsterdam erhielt, die ihm meldete, der Bruder sei plötzlich, und nach dem Ausspruch der Aerzte, sehr bedenk-

lich erkrankt; der Kranke verlange sehnlichst nach ihm, er möge sich Angesichts dieses auf den Weg machen, und die Reise beschleunigen. Ueber die nöthigen Vorbereitungen dazu und über die bei dem Präsidenten der Regierung einzuholende Ertheilung des Urlaubs vergingen zwei Tage, weil der Herr Präsident, ein Herr von Rohr, wie es hieß, nur schriftliche Urlaubsgesuche anzunehmen und von dem vorschriftsmäßigen Geschäftsgange nicht abzuweichen befugt sei. Und es half nichts, als auch der Vater sich für den Freund seines Hauses bei dem gestrengen Herrn Präsidenten mündlich verwendete, und froh mußte man sein, daß es der Kanzleischreiberei der Regierung gefallen hatte, den schriftlichen Urlaubsbescheid rascher auszufertigen, als sonst geschrieben wird!

Die Figur des Hrn. von Rohr steht dem Wallfahrer auch heute noch so lebhaft vor der Seele, als hätt' er sie erst gestern mit Augen erblickt. Herr von Rohr, aus einer der alten fränkischen Familien stammend, welche mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg im Anfange des 15. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg eingewandert sind, und sich daselbst ansässig gemacht, auch im Dienste der Kurfürsten-Markgrafen dieses Reichslandes wichtige Stellen im Richter- und Finanz-

dienst bekleidet, auch mit dem Schwerte, wenn es Noth that, drein geschlagen haben, war ein großer, langer, sehr hagerer Mann, aus dessen kaltem Gesicht weniger die Würde des obersten Richters in der Provinz hervorleuchtete, als die Strenge des hohen Vorgesetzten, der daran gewöhnt war, alle, seinen Untergebenen ertheilten, Befehle eben so unweigerlich, eben so rasch und pünktlich vollstreckt zu sehen, als hätte er eine Compagnie Soldaten vor sich gehabt. Ließ sich, im Ganzen genommen, gegen diese Strenge im Dienst auch nichts einwenden, so wurde doch allgemein über die Härte Klage geführt, mit der Seine Gestrengen das geringste Versehen eines Unterbeamten der Regierung zu ahnden liebte. Er war darum im Kreise dieser Beamten ein gefürchteter Mann, und selbst die Richter des Collegiums konnten sich von dem Gefühl der Furcht vor ihrem Präsidenten nicht frei halten, weil er die Macht hatte, sie, wenn er wollte, höhern Orts in Berlin in ein ungünstiges Licht zu stellen. Für uns Knaben war schon die äußere Erscheinung des Herrn von Rohr ein Gegenstand der Furcht. Wir wichen ihm auf zwanzig und dreißig Schritt aus, wenn wir die lange, hagere und magere Figur, welche an den Ritter von der traurigen Gestalt im Titel-

bild zu Bertuch's Uebersetzung vom Don Quixote, die sich in des Vaters Bibliothek befand, erinnerte, über den Domplatz daherschreiten sahen im hechtgrauen Leibrock nach dem Schnitt der damaligen Mode, mit kurzen, eben so farbigen Beinkleidern, in seidenen Strümpfen und Schuhen mit gewaltigen Silberschnallen darauf, und auf der gepuderten Perücke, welcher der rattenschwanzartige lange Zopf nicht fehlte, einen dreieckigen Hut, den wir seiner Form wegen Oellampe nannten, weil er mit den in Kleinbürgerfamilien der Stadt und auf dem Lande üblichen Lampen die entschiedenste Aehnlichkeit hatte. Andere Schulgenossen, die aus den alten Provinzen jenseit der Elbe stammten, und deren Väter als Beamte nach Münster versetzt worden waren, hatten einen andern Ausdruck für diese Hutform; sie nannten des Herrn von Rohr Hut einen Dreimaster. So costümirt schritt der Herr Präsident gravitätisch einher, in der rechten Hand ein silberbeknopftes, starkes und langes, ihm fast bis an die Brust reichendes spanisches Rohr, dessen Kraft wir kannten, weil Seine Gestrengen sich nicht entblödet hatte, es auf dem Rücken eines unserer Alters- und Schulgenossen zu versuchen, als diesem das Unglück begegnet war, dem Gewaltigen aus Versehen zu nahe vor das erhabene

Antlitz zu kommen. Herr von Rohr war ein Mann aus der — Ordre parirenden Zeit Friedrichs II. von Preußen, unter dessen Regierung er den ersten Schritt auf seiner Richterlaufbahn gemacht hatte. Mit all' diesen Aeußerlichkeiten, die nichts weniger als geeignet waren, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen, verband aber Herr von Rohr, wie allgemein bekannt war, ein mildes Herz, das er absichtlich unter der schroffen Außenseite zu verbergen suchte, um seiner hohen Würde nichts zu vergeben; und die Wage der Gerechtigkeit konnte, wie ebenfalls anerkannt wurde, von keiner bessern und sicherern Hand gehalten werden, als von der seinigen.

Sein starres Festhalten an den Formen des Geschäftsganges hatte aber in dem Falle, von dem hier gesprochen wird, die beklagenswerthe Folge, daß August H. seinen Bruder nicht mehr am Leben fand. Er hatte am Tage vor August's Ankunft den letzten Seufzer ausgehaucht, im vollen Bewußtsein, und bis auf den letzten Augenblick mit der Hoffnung, auf dem Sterbelager dem geliebten Bruder noch ein Mal in's Auge zu blicken.

Wilhelm H., der nie beweibt gewesen war, hatte den Bruder August zum Universalerben seines, nach deutschen Begriffen, sehr ansehnlichen Vermögens eingesetzt. Der Bruder Christian in

Bielefeld, der mit seiner aus drei Kindern bestehenden Familie, wenn auch nicht in dürftiger, doch in kümmerlichen Verhältnissen lebte, war im Testament ganz übergangen worden. Es war die Rede davon, daß Christian die letzwillige Verfügung des Amsterdamers anzugreifen Willens sei, allein Rechtsverständige, welche das holländische Gesetz genau kannten, riethen davon ab, weil das Testament in der rechtsgültigsten Form abgefaßt sei, und ein in Amsterdam anzustrengender Prozeß nur mit Verlust desselben und mit Tragung bedeutender Gerichtskosten endigen werde. Hatten die Brüder August und Christian bisher wenig in Verkehr gestanden, so erweiterte sich die Spaltung, wie sie bis dahin obgewaltet, anjetzt zu einem vollständigen Riß, bei dem von Christian's Seite und dessen Ehegenossin Worte, wie Erbschleicher und Erbschleicherei, fielen, die aber durchaus grundlos waren. Erst mehrere Jahre nachher ist der unnatürliche Riß glücklich verstopft worden.

August H. hatte Friederike als Kind gekannt und sie zur Jungfrau aufwachsen sehen. Auch hatte er, so oft er in Amsterdam gewesen war, sie in Gesellschaft seines Bruders im Kreise der Boetzelaarschen Familie aufgesucht. Nichts war erklärlicher, als daß er Wohlgefallen an dem schö-

nen, jetzt 21 Sommer alten Mädchen gefunden hatte, von dem sein sinnliches Auge gereizt, auch sein Gemüth gefesselt worden, indeß ihre geistige Begabung ohne Eindruck auf ihn geblieben war. Denn er bildete gerade den Gegensatz seines Bruders Wilhem, des scharfsinnigen, gelehrten Amsterdamer Bruders; August war verhältnißmäßig beschränkten Verstandes, und was er in der Jugend auf einer sogenannten lateinischen Schule seiner Vaterstadt Bielefeld erlernt hatte, ging nicht weit über die mäßigsten Ansprüche hinaus, welche zu Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts an allgemeine Bildung gemacht werden durften. Doch hatte er in der Schule des Lebens die Rauhigkeit kleinbürgerlicher Sitten, die ihm in der Jugend eigen gewesen war, abgeschliffen, was er dem Umgange mit Männern und Familien höherer Bildung zu verdanken hatte, auch dem Einflusse seines Bruders, des Amsterdamers; der ihm durch einen lebhaften Briefwechsel, worin die verschiedenartigsten Gegenstände im lehrenden Tone besprochen wurden, das zu ersetzen suchte, was in der Jugend versäumt worden war. August war in seinen Manieren, wie man sagt, ein Weltmann, ein Mann der Gesellschaft geworden. In

der Epoche, von der die Rede ist, hatte er das 43. Lebensjahr überschritten.

Gleich nach Friederikens Rückkehr wurde August H. ein täglicher Gast im elterlichen Hause und nur wenige Tage dauerte es, daß es in der Familie als öffentliches Geheimniß bekannt war, er bewerbe sich um Friederikens Gunst und Hand! Mit ritterlicher Kühnheit hatte er, so raunte Fritz den jüngeren Brüdern zu, sturmlaufend den Angriff gewagt und nur schwachen Widerstand gefunden, worüber die Eltern nicht wenig mit dem Kopfe geschüttelt haben sollten! Das weibliche Herz ist ein Born, in dessen Tiefe Gefühle entgegengesetzter Art begraben liegen, daß man sie für widernatürlich zu halten geneigt sein muß, und — die zu entwirren und zu erklären selbst vom schärfsten Verstande unter den Weiberkennern vergeblich angestrebt wird.

Plötzlich kam die Estafette aus Amsterdam, die den zärtlichen Liebhaber an's Krankenlager berief. Als reicher Mann, als ein Krösus kehrte er nach Münster zurück!

Friederike wurde bald nachher August's verlobte Braut und nach Beendigung der üblichen Trauerzeit wegen Ablebens des Amsterdamers, die strenge inne gehalten wurde, seine eheliche

Hausfrau. August H. bekannte sich zur lutheri=schen Kirche, ohne jedoch auf den Unterschied zwi=schen dieser und der reformirten Confession ein großes Gewicht zu legen, daher es ihm leicht geworden war, den Wunsch seiner Braut, vom Geistlichen der reformirten Kirche getraut zu wer=den, in Erfüllung gehen zu lassen. Die Trauung erfolgte nicht in der Kirche, was überhaupt ver=mieden wurde, um, wie man sich protestantischer Seits ausdrückte, der hyperkatholischen Stadt und ihren, den Protestanten und Preußen feindlich gesinnten Einwohnern, keinen öffentlichen Anlaß zum Aergerniß zu geben, sondern in der Woh=nung des Bräutigams, welche, in einem der schön=sten Häuser des Prinzipalmarkts, dem Lambertikirch=thurm gerade gegenüber, sehr geräumig und vom ihm, unter Beihülfe und Rathgebungen Friederikens, sehr geschmackvoll eingerichtet und dem Vermögen entsprechend prächtig möblirt worden war.

August hatte sich ausdrücklich ausbedungen, daß der Brautvater seiner Tochter auch nicht das Mindeste an Aussteuer mitgeben dürfe, mit Aus=nahme etwa ihrer Leibwäsche, da die Amsterdamer Erbschaft nicht blos baares Vermögen gebracht hatte, sondern Alles, was zur Einrichtung eines glänzenden Hauswesens erforderlich war. Da

vom Mauritz-Thor bis zum Hörter-Thor erstreckte, und von den anwohnenden Hausfrauen zum Trocknen der Wäsche benutzt wurde. War der alte Overhagen und sein Knecht mit den Pferden zu Hause, so wurden diese täglich ausgeführt. Das war dann ein Jubel für uns Knaben; fast regelmäßig machten wir vier, des Hauderers Söhne und wir, den Ritt mit; denn der Knecht, der uns lustige Burschen alle gut leiden mochte, wußte es meist so einzurichten, daß er das Spazierenführen seiner Rosse außerhalb unserer Schulstunden vornahm. Die ersten Male hatten wir zwei, Jan und der Wallfahrer, den Ritt ohne Erlaubniß der Mutter — der Vater war um diese Tageszeit stets auf seiner Schreibstube im Kammergebäude — mitgemacht. Und als herauskam was geschehen, da gab es derbe Scheltworte, von Rechtswegen, und das strengste Verbot wurde, ganz besonders mit Bezug auf Kröllesken, erlassen, von dem die Mutter wegen seiner schwächlichen Leibesnatur am meisten besorgte, er könne an seiner Gesundheit Schaden leiden. Mit der Zeit wurde das Verbot zu unserer großen Freude zurückgenommen, dem Knecht aber die größte Vorsicht empfohlen. Nie ist bei diesen Spazierritten ein Unfall vorgekommen. Overhagen's Pferde waren,

weil fast beständig auf der Landstraße, bald abgetriebene und abgemagerte Thiere, oder Kracken, wie wir sie in diesem Zustande nannten, die dann in den grundlosen Wegen des Münsterlandes den Dienst versagten und durch kräftigeres Gespann ersetzt werden mußten. Was aber seine Reisekaleschen betraf, so waren diese in der Regel ein alter, abgestandener, formloser, unbequemer Kasten, fast von Anno 50 des vorigen Jahrhunderts, den damals ein Domherr hatte bauen lassen oder einer von der Ritterschaft des Hochstifts, die durch ihre solide Wohlhabenheit, ja in einzelnen uralten Familien durch festbegründeten großen Reichthum, sich auszeichnete.

Als die Frage der Hochzeitsreise vorlag, hatte Nachbar Overhagen ein neues Gespann, vier schöne Schimmel, die einen wirklich prächtigen Postzug bildeten. Man reiste im Münsterlande immer mit vier Pferden, lang gespannt; man konnte nicht anders, der abscheulichsten Wege halber, die es jemals im heiligen Römischen Reiche deutscher Nation gegeben hat. Dieser Schimmel-Postzug wurde zur Hochzeitsreise in Beschlag genommen, und Overhagen, der biedere Nachbar, aufgefordert, selbst der Rosselenker auf dieser Reise

zu sein. Auf Benutzung einer seiner mittelalterlichen Rococokaleschen wurde Verzicht geleistet.

Münster, wo das gewöhnliche Handwerk, noch mehr das höhere Gewerbe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung stand, zählte nichtsdestoweniger unter seinen Mitbürgern einen strebsamen jungen Mann, der mehrere Jahre in der berühmtesten der Wiener Wagen-Fabriken gearbeitet und nach der Heimkehr in die Vaterstadt eine Wagenbauerei nach großem Maßstabe angelegt hatte, aus der eben so dauerhaft, als geschmackvoll und elegant gebaute Kutschen, Stadt- und Reisewagen und Kaleschen, in den manchfaltigsten, gerade in Mode seienden Formen hervorgingen. Dieser thätige Mann hieß Böcker; seine Werkstatt war am Mauritzthor. Der Absatz, den er nach weit und breit machte, war in den wenigen Jahren des Bestandes seiner Fabrik so bedeutend geworden, daß er, in Ermangelung tüchtiger Arbeiter, die er erst selbst bilden mußte, nicht immer im Stande war, die eingehenden Bestellungen so zu befriedigen, wie die Kunden und er selbst es wünschten, und sein Magazin fertiger Wagen fast immer leer stand. August, der Bräutigam, ging zu Böcker, und fand glücklicher Weise eine sehr elegante Kalesche vorräthig, we-

gen deren Kaufs er mit ihm bald handelseinig wurde.

Die Beantwortung der Frage, wohin die Hochzeitsreise gehen solle, stieß auf große Schwierigkeiten.

Nach Bielefeld, — das ging nicht an, wegen des Zerwürfnisses mit dem Bruder Christian; auch war da nicht viel zu sehen, Bleichen und Leinwand ausgenommen, und die interessirten nicht, weil Kisten und Kasten voll waren der schönsten holländischen Leinwand. In ein Bad wollen wir, hieß es! Aber in welches? Spaa, was damals sehr in der Mode war, ist zu weit und liegt zudem im verwunschenen Wälschland. Pyrmont, wie steht's mit dem? Pyrmont ist freilich näher und soll sehr schön sein. Doch nein, nicht nach Pyrmont, da ist zu viel Leben, zu viel Trubel, und wir, wollen wir denn nicht für uns sein, haben wir nicht eine Hochzeitsreise vor?

Wohin denn aber?

Wie wär's, wenn wir nach Hessen-Cassel reisten? Da ist's still; liebt doch der Kurfürst nicht viel Hofwesens und sieht nicht gern Gäste bei sich, weil ihre Bewirthung dem Geizhalse zu viel Geld kostet; wir aber können mit Behaglichkeit all' die Prachtbauten, Prachtgärten und Wasserkünste be-

trachten, die er und sein Vater von dem Sündengelde ausgeführt hat, was ihm England für seine an dasselbe verkauften Landeskinder gezahlt hat!

Bei Cassel und der Wilhelmshöhe blieb das Brautpaar als Ziel der Hochzeitsreise stehen.

Dazu brauchen wir aber mindestens drei Wochen: fünf bis sechs Tage hin und eben so viel her, macht zehn bis zwölf Tage für die eigentliche Reise, und es bleiben sieben oder neun Tage für den Aufenthalt in Cassel, was gar nicht zu viel ist, nicht einmal gerechnet, daß uns unterwegs etwas Unerwartetes begegnen kann, was die Reise verlängern würde. Du wirst also, lieber August, um einen Urlaub von drei Wochen nachsuchen müssen, meinte Friederike.

Das Urlaubsgesuch wurde bei Zeiten eingereicht. Es wurde abgeschlagen. „Der Allerhöchste Dienst," hieß es in der Präsidial-Verfügung, „gestatte es nicht, den Controleur der Salarien-Casse ohne Gefährde für die Casse auf die Dauer von drei Wochen zu beurlauben. In gnädigster Berücksichtigung aber des gehorsamst vorgetragenen Motivs zum Urlaubsgesuch wolle Sr. Königlichen Majestät Allerhöchst verordnetes Präsidium einen viertägigen Urlaub gnädigst bewilligen."

Was war zu thun? Gegen diesen, Namens Sr. Majestät des Königs ausgesprochenen, Bescheid war nichts zu machen, als den bewilligten Urlaub annehmen und ihn nutzen. Der Bescheid war aber auch ein Beweis, daß in des Herrn von Rohr's Brust ein mitfühlendes Herz schlug, das auf die Flitterwochen eines jungen Ehepaars Rücksicht nahm, und gern bereit war, ihm den Genuß all' ihrer Freuden und Seligkeiten zu erleichtern.

Der Curialstil von damals hatte seine eigenthümlichen Formen. Die oberste Landes- oder Staatsbehörde und jede Provinzialbehörde sprach in ihren schriftlichen Erlassen so, als spräche der Landesherr selbst in Höchsteigener Person. Dagegen sprach des Königs Person nicht in seinem Namen, sondern im Namen seiner, ihm von Gottes Gnaden durch lineale Erbfolge zu Theil gewordenen Würde. So war der Anfang eines jeden vom Könige unmittelbar ausgehenden Befehls, den man Cabinets-Ordre nannte, wie man es heut zu Tage noch thut (in Wien heißt so ein Schriftstück Kaiserliches Handbillet), nicht: Ich befehle das und das, sondern: „Se. Königliche Majestät von Preußen haben Allergnädigst geruht, auf dieses oder jenes Allerhöchst zu bestimmen, oder folgenden Allergnä-

digsten Befehl, oder Resolution Allergnädigst ergehen zu lassen;" und nun kam nach diesem allerhöchsten und allergnädigsten Eingang der Befehl oder der Bescheid, der dann von des Königs Allerhöchsteigenem Namenszuge unterzeichnet war, was aussah, als wäre Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Actuarius oder Schreiber seiner selbst in Allerhöchsteigener Person gewesen. Erließ das Ministerium in Berlin, welches unter dem Titel: Königliches geheimes General-Ober-Kriegs-, Finanz- und Domainen-Directorium, oder so ähnlichen Namens, die gesammte Staats-Verwaltungsmaschine leitete, eine Verfügung oder einen Bescheid an die Provinzial-Behörden der Kriegs- und Domainen-Kammern, so lautete der in großer Fracturschrift, mit vielen Schnörkeln und Zügen kalligraphisch geschmückte Eingang so: „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des H. R. Reichs Erzkämmerer und Kurfürst, 2c. thun Euch Lieben, Vesten, Getreuen, Euch Präsident und Euch Räthen Unserer K.- u. D.- K. zu X, Y, Z, kund und zu wissen: Alldieweil Ihr in Euerm allerunterthänigst erstatteten Bericht dieses und jenes vorgebracht, so finden Wir Uns Allergnädigst bewogen, Folgendes zu verordnen oder zu befeh-

len, u. s. w." Aehnlich war der Eingang der Erlasse der Provinzialbehörden an die Unterthanen des Königs und an seine Beamten, mochten diese im Raths-Collegium Sitz und Stimme haben, oder zu den Unterbediensteten gehören, wozu das ganze Schreiberheer der Secretaire, Calculatoren, sonst Rechenmeister genannt, Registratoren, Kanzlisten oder Abschreiber, die Leute bei der Verwaltung des Königlichen Geldsäckels rc. zählte. Diese alle, die Räthe sowol, als die Subalternen, wurden in den Verfügungen der Behörden mit Er, oder, wenn man etwas höflicher sein wollte, mit Man angeredet.

Die Frage, wie der viertägige Urlaub zu benutzen sei, beschäftigte das Brautpaar mehrere Tage. Man überlegte hin und her, ohne zu einem Ergebniß, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Endlich wurde der Vater zu Rathe gezogen. „Habt Ihr denn, hob er an, als ihm alle Projecte mitgetheilt worden waren, gar nicht an Burgsteinfurt gedacht?" — „Nein, sagte Friederike, daran hat weder August, noch hab' ich daran gedacht. Richtig! das ist ein guter, der beste Gedanke; nach Burgsteinfurt wollen wir. Und der Fritz soll mit, August hat's ihm schon gesagt; „möcht' es hingehen, wohin es wolle." — Die Mutter war einge-

treten und hatte die letzten Worte gehört. „Wenn Fritz mit soll, dann nehmt auch das Krölleskeu mit, das sich so sehr nach einer Reise sehnt; Platz genug ist ja im Wagen auch noch für das Jüngelchen.“ — Karl wurde gerufen. Als er erfuhr, wovon die Rede, sprang er der Mutter um den Hals und der Schwester-Braut und dem Vater, diesen um Erlaubniß bittend, die — Reise mitmachen zu dürfen. Daß die Erlaubniß ertheilt wurde, versteht sich von selbst. Des jungen Wallfahrers Jubel war groß; kaum erinnert er sich, jemals eine so herzinnige Freude wieder erlebt zu haben, wenn er eine Reise antreten wollte.

Burgsteinfurt, auf der Nordseite von Münster belegen, war mit Overhagen's Schimmelgespann in sieben bis acht Stunden Zeit zu erreichen. Fuhr man mit Sonnenaufgang — es war im hohen Sommer — aus, so konnte man um Mittag in Burgsteinfurt sein. Der Nachmittag, die beiden folgenden Tage und der Vormittag des vierten Tages waren zum Aufenthalt in dem damaligen — Elysium des Münsterlandes bestimmt, der Nachmittag eben dieses Tages aber zur Rückreise nach Münster. So war die, von dem gestrengen Herrn Präsidenten so gnädig bewilligte Urlaubszeit vollständig ausgefüllt. August, der Bräutigam, war

mit Allem, was die Braut und die Eltern beschlossen hatten, einverstanden.

Der Weg von Münster nach Burgsteinfurt führte damals längs des Canals bis ungefähr gegenüber dem Städtchen, dann bog man links oder gegen Westen ab. Ungefähr auf halbem Wege wurde an der Steinernen Schleuse des Canals eine halbe Stunde lang Rast gemacht, um Menschen und Thiere zu — erquicken. Der Schleusenwärter hielt ein Wirthshaus, das nach damaligen Begriffen zu den am besten eingerichteten auf dem platten Lande gehörte. Es war da viel Verkehr. Der Canal diente nicht blos zum Transport von Frachtgütern, sondern wurde auch als Postweg für Reisende benutzt, die an der Steinernen Schleuse Station machten. Bei Maxhafen, dem Ende des Canals, gabelte sich die Poststraße nur auf dem Landwege; rechtsab ging's über Rheine, Lingen und Meppen nach Ostfriesland, links über Bentheim, Oldenzaal, Delden und Goor nach Deventer und Zwoll. Eben der guten Wirthschaft wegen war die Steinerne Schleuse das Ziel häufiger Lustreisen von Münster aus, die in Einem Tage hin und her gemacht wurden. Eine Veranlassung dazu war auch der gute Weg, damals der allerbeste im ganzen Münsterlande weit und breit; denn

er diente hauptsächlich als Treidelweg für die mit Pferdekraft gezogenen Canalfahrzeuge und wurde deshalb von der Canalverwaltung stets in gutem Stande gehalten. Der Canal ist durch eine Gegend geleitet worden, die zum größten Theil, und besonders bei der Steinernen Schleuse und von da abwärts über Clemenshafen bis zum Ende des Canals, damals zu der allerödesten des ganzen Landes gehörte. Sie bestand aus einem einzigen Ericafeld ohne Baum und ohne Strauch, und nur in der Ferne zur Linken und zur Rechten sah man angebautes Land, verrathen durch die hohen Wallhecken Westfalens, aus denen sich hin und wieder die prächtige Eiche in Gruppen erhob, welche einen einsamen Schulzen- oder Kötterhof beschatteten. Verließ man den Canal, so hatte man noch anderthalb bis zwei Stunden bis Burgsteinfurt zu fahren, und man kam bald aus dem Heidefeld in die Region der Wallhecken, also in's angebaute Land der Bauerschaften, wo aber der Weg, eng, eingeschlossen und gekrümmt, daß man nicht dreißig Schritt vor sich sehen konnte, wohin er führen werde, in einem Zustande der Verwilderung war, daß der festgebauteste Wagen Gefahr lief, seine Deichsel und alle seine Räder zu verlieren, während die Insassen hin- und her- und

aufeinander geschleudert wurden und von Glück sprechen mußten, wenn sie mit Beulen an der Stirn oder am Hinterkopfe davon kamen. Was die armen Pferde dabei zu leiden hatten, ist erdenklich; die Beschaffenheit der münsterschen Landstraßen war, wie mit Absicht, auf — Thierquälerei berechnet!

Das war eins von den Ergebnissen der geistlichen Regierung in Münster. Der Fürstbischof, durch die Wahl des Domkapitels auf Lebenszeit zum Landesherrn erkoren, kümmerte sich nicht um das Land und dessen Wohlfahrt; ihn kümmerten nur die großen Einkünfte, die ihm aus demselben zuflossen, die er dann zur Bestreitung seiner glänzenden Hofhaltung verwendete, man kann sagen, verschleuderte, welche in Bonn und auf dem Schlosse Brühl ihren Schauplatz hatte; denn die Fürstbischöfe von Münster waren im 18. Jahrhundert zugleich auch Erzbischöfe und Kurfürsten von Cöln. Der letzte dieser Kurfürsten, Franz, ein Erzherzog von Oesterreich und Bruder Kaisers Joseph II., war in der guten, alten Zeit nur ein einziges Mal in Münster gewesen, bei seiner Inthronisation, nachdem ihn die münsterschen Domherren, auf Commandowort von Wien, zum Fürstbischof gekürt hatten, bei welcher Gelegenheit auch die Huldigung der Landstände,

nämlich des Domkapitels, der Ritterschaft und der Städte, von ihm entgegen genommen und das Land in seiner Verfassung und seinen althergebrachten Gerechtsamen bestätigt worden war. Seitdem hatte er sich nie wieder in Münster blicken lassen, wo doch das fürstliche Residenzschloß und sein Garten zu einem längern Aufenthalte so einladend waren. Als er von den Franzosen aus seinem Erzstift und seinen rheinischen Residenzen vertrieben worden war, lebte er meist in Wien, wohin die münstersche Hofkammer die Revenüen zu senden hatte, welche jetzt, da ihm die Einkünfte aus dem linksrheinischen Theil seines Erzstifts nicht mehr zuflossen, verdoppelt werden mußten. Die Verwaltung des Hochstifts ruhte ganz in den Händen des Domkapitels, und das Land mußte sich glücklich schätzen, wenn an der Spitze desselben Männer von Einsicht und Treue standen. Das ist meist der Fall gewesen. Ueberhaupt waren die Capitularen der Münsterschen Cathedrale fast immer Eingeborene, den alten ritterschaftlichen Familien des Landes, oder auch des Hochstifts Paderborn, entsprossen, deren nachgeborene Söhne sie waren; echte Patrioten, denen das Wohl des Heimathlandes am Herzen lag. Und wenn sie für die Aufschließung desselben durch Anlage von

fahrbaren Wegen nichts gethan, so lag das weniger an ihrem guten Willen, als an der ganzen Verfassungslage des Landes und ihren Mängeln, denen sie ohne persönliche Mitwirkung des ewig abwesenden Fürstbischofs nicht abzuhelfen vermochten.

Gleichsam eine Oase innerhalb des Münsterlandes bildete die Grafschaft Steinfurt; seit Secularisation des Hochstifts im Jahre 1803 eingeschlossen von den Gebieten, die dem Fürsten von Salm-Kyrburg und dem Herzoge von Looz-Corswaren auf Befehl des ersten Consuls der französischen Republik und des Kaisers von Rußland durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß im Hochstift Münster als Entschädigung für ihren Länder- und Einkommen-Verlust jenseit des Rheins überwiesen worden waren.

Steinfurt war eine Oasis in mehr als einem Bezuge: landschaftlich, weil das Ländchen seinen Umgebungen gegenüber als ein großer, vortrefflich angebauter Garten erschien; politisch, weil hier ein selbständiger Autokrat herrschte, der, am Reichstage zu Regensburg auf einer der Grafenbänke sitzend, in dem Souverainetätsschwindel aller seiner Genossen sich wo möglich eben so viel dünkte, als sein ihn umzingelnder Nachbar, der Fürstbischof von Münster, vertreten durch dessen Dom-

kapitel; kirchlich, weil die allermeisten Bewohner der Grafschaft mit der Landesherrschaft der reformirten Kirche angehörten.

Die Grafschaft Steinfurt war in früheren Jahrhunderten von weit größerm Umfange gewesen, als sie es gegenwärtig war. Ihr Gebiet hatte sich längs des Aaflüßchens weit aufwärts gegen Süden bis auf den halben Weg nach der Stadt Münster erstreckt. Allein dem Lande wurde, als es im Jahre 1495 zu einer Reichsgrafschaft erhoben worden war, vom Hochstift Münster die Unmittelbarkeit streitig gemacht. Es entspann sich darüber ein langwieriger Prozeß beim Reichskammergericht, der endlich 1716 dahin verglichen wurde, daß nur das Schloß, die Stadt und das Kirchspiel Steinfurt, soweit sich letzteres außerhalb der Mauern erstreckt, eine unmittelbare Reichsgrafschaft mit aller Landeshoheit und allen Vorzügen und Nutzbarkeiten, welche einem unmittelbaren Reichsstande zustehen, sein solle; hingegen die Kirchspiele Borghorst, Lahr und Holzhausen unter Landeshoheit des Hochstifts gehören, den Grafen von Steinfurt jedoch die unterherrliche Gerichtsbarkeit, nebst dem ersten Rechtsgange in fiskalischen Sachen, sammt allen davon abhängenden Nutzungen verbleiben solle. Der Graf zu Steinfurt erhielt als Abstands-

summe und für die Aufhebung des Prozesses ein für allemal 125,000 Thlr. vom Hochstift ausgezahlt.

Jetzt bildeten die Kirchspiele Borghorst, Lahr und Holzhausen einen Bestandtheil der Entschädigungslande des Fürsten Salm-Kyrburg; der Herzog von Looz-Corswaren hatte nur einen geringen Antheil daran. Ueberhaupt hatten die Herren in Regensburg, welche nach den Befehlen des Westens und Ostens die Entschädigungsangelegenheiten zu regeln hatten, eine so geringe Landeskenntniß vom Hochstift Münster gehabt, daß sie die neuen Gränzen auf einer alten Homann'schen Karte ganz willkürlich gezogen, und ganz unbekannt mit der Kirchspielseintheilung, auf der die Gemeindeverfassung des Münsterlandes beruhte und auch heute noch beruht, diese Kirchspielsgebiete durchschnitten, und Bauerschaften, die zusammen gehörten, dem einen der neuen Landesherren links, dem andern rechts zugetheilt hatten. Daraus ist in jener Zeit sehr viel Wirrwar und großer Nachtheil und Schaden für die davon betroffenen Landestheile entstanden.

Jetzt bestand die Grafschaft Steinfurt, wie oben gesagt, nur aus der Burg, dem Städtchen und der Bauerschaft dieses Namens, eine fast kreisförmige Fläche von kaum einer Meile im Gevierten bildend.

Die Stadt hieß nach dem gräflichen Schlosse, welches ehemals eine sehr feste Burg gewesen war, Burgsteinfurt, zur Unterscheidung von einem zweiten Städtchen Steinfurt, welches, südlich von Münster auf dem Wege nach Hamm liegend, Drensteinfurt heißt, damals aber im Munde des Volks den Namen Dreckſteinfurt führte, weil die Straße dahin und alle Wege rings um dasselbe bei dem schweren, auf dem Kalkstein der Kreideformation ruhenden Lehmboden bei nasser Witterung so kothig waren, daß Wagen und Pferde darin stecken blieben. Dieses Drensteinfurt und sein Schloß mit dem dazu gehörigen Landbesitz war ein Besitzthum des altmünsterschen Geschlechts der freien Herren von Landsberg.

Burgsteinfurt war in ganz Westfalenland bekannt und berühmt wegen seines Schloßgartens, den der reichsgräfliche Besitzer seltsamer Weise Bagno nannte. Aber statt eines engen, verschlossenen Gefangenenraums, den der Name bedeutet, und statt der Ideen der Unfreiheit, des Beschränkt- und Verschlossenseins, und des Trübsals und der Leiden, die sich daran knüpfen, walteten in dem offenen Raume des Burgsteinfurter Bagno Freiheit und Freude, Frohsinn und Lust, und Ergötzlichkeit, Vergnügen und Erholung auf jedem Schritt,

den man in diesem stundenlangen Lustgarten machte, der sich, unmittelbar an die wasserumgürtete, im Aeußern mittelalterliche Burg anschließend, bis an die südliche Gränze der Grafschaft erstreckte, wo er dicht vor dem großen, marktfleckenartigen Dorfe Borghorst und den Gebäuden des daselbst befindlichen Versorgungsstifts adeliger Jungfrauen sein Ende erreichte. Dieser Park war ein wilder Wald gewesen, vorzüglich mit Eichen bestanden, in die Buchen und Ahorn eingesprengt waren, und längs des Aaflüßchen, das ihn in einer Wiesen-Niederung ohne feste Ufer der Länge nach durchfloß, mit verschiedenen Salixarten und mit Erlengebüsch bewachsen. Schon der Vater des im Jahre 1805 regierenden Grafen hatte den Anfang gemacht, diese Nutzwaldung in einen Lustwald zu verwandeln, der nur dem Vergnügen gewidmet sein sollte, der Sohn aber seit Antritt seiner Regierung ungeheure Kräfte und Kosten aufgewendet, den Entwurf des Vaters zum vollsten — Ende zu bringen.

Weil ihm die Grafschaft Bentheim durch Erbgang zugefallen war, so war der Graf von da an Von Gottes Gnaden wirklicher Reichsgraf zu Bentheim und Steinfurt, ein Name, der ihm seit alten Zeiten von Rechtswegen zustand, und daher

auch vom Reich anerkannt wurde, obwol er nicht in den Besitz des ererbten Landes gelangen konnte, weil dieses im vorigen Jahrhundert von dem letzten der Bentheimer Linie an Braunschweig-Lüneburg verpfändet worden war.

Wenn in Münster von dem regierenden Reichsgrafen von Bentheim-Steinfurt die Rede war, so bezeichnete man ihn nur mit dem allgemeinen Spottnamen des Burgsteinfurter Hanswurstes oder Hansnarren! Man wußte von ihm, daß er in Bezug auf seine werthe Person ein eitler Geck sei und die Rolle eines großen Herrn spiele, und darin das Beispiel der Kurfürsten, Herzoge, Mark- und Landgrafen und Fürsten und der ganzen Sippschaft der kleinen Herren, Vasallen und ursprüngliche Beamten des Kaisers, nachahme; man wußte auch, daß er in diesem Gebähren seine Mittel weit, sehr weit überschreite und sich und seine Nachkommen dadurch in Schulden stürze, wie einer seiner eigenen, und ein anderer der Bentheimer Vorfahren es gethan, indem jener sich des größten Theils seines Ländchens, dieser seiner ganzen Grafschaft als Pfandstück entäußern mußte. In der äußern Erscheinung verkannte er seine Zeit und seine Stellung ganz und gar. In der Kleidung namentlich seiner eigenen Person, wie der Glieder

seiner Familie und der zahlreichen Dienerschaft geberdete sich der Burgsteinfurter Graf, als stehe der Anfang des 19. Jahrhunderts noch im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, von dem alle deutsche Fürsten ihr Vorbild entnommen, die meisten aber doch in der Epoche, von der die Rede ist, es verständiger Weise schon zur Rüste gelegt hatten. An verhältnißmäßig nur noch wenigen Exemplaren des fürstlichen Hochmuths und den starren Klippen des Dünkels brandeten die gewaltigen Wellenschläge des geistigen Fortschritts der Menschheit, ohne daß sie es zu bemerken schienen, daß eherne Mauern, die, dem natürlichen Zustande der menschlichen Gesellschaft zuwider, selbst seit Jahrhunderten aufgebaut, mit dem Völkerbewußtsein des Urzustandes doch in Unterhandlung treten und sich zuletzt ergeben müssen, um abgetragen zu werden. Für die Inhaber dieser Mauer noch ein Glück, wenn sie durch Capitulation fallen, und nicht durch Sturm erobert und niedergerissen werden, wie's 1830 wieder geschah mit Carl X.!

Das Bagno von Burgsteinfurt war eine großartige Anlage, das verkannte Niemand; allein es gab auch Leute, die den Kopf schüttelten über all' die architektonischen Kleinlichkeiten und Spielereien, die in dem Garten zusammengedrängt waren und

die den Geschmack aller Zeiten verletzten, wie viel mehr den geläuterten Geschmack, der in der Uebergangsepoche des 18. und 19. Jahrhunderts auch in Deutschland für die Landschaftsgärtnerei und ihre Ausschmückung zum Durchbruch gekommen, war. Es gab hier große Seeflächen, wozu das Bette durch Menschenhand ausgegraben war, und deren, vom Aaflüßchen getränkter, Wasserspiegel im Schatten der mächtigen Eichen und Buchen in den umgürtenden Waldstrecken einen wohlthuenden Eindruck machten. Künstliche Wasserfälle im Waldesdickicht erhöhten diesen Eindruck, und mächtige Springbrunnen, die durch ein Kunstrad von ungeheuerlichem Durchmesser in Bewegung gesetzt und getrieben wurden, ergötzten auf wunderbar schönen Rasenteppichen vor dem Schlosse und in seiner Nähe durch die Farben des Regenbogens, die sie in ihrem mehr als hundert Fuß hoch gehobenen Wasserstrahl im Sonnenschein erzeugten, das Auge, und kitzelten das Ohr durch ihr Plätschern und Gemurmel. Das Alles war sehr schön, aber entstellt wurde es durch eine Unzahl von Tempeln, Moscheen, Kiosken, Grotten u. d. m., nicht blos durch ihre architektonische Form, auch durch die geschmackwidrige Stellung, die der hochreichsgräfliche Künstler seinen vermeintlichen Kunst-

werken angewiesen hatte. In einer Bucht des großen Bagno-Sees lagen reichgeschmückte Prunkschiffe, auf denen er mit seiner Familie und den bei ihm weilenden hohen Gästen Spazierfahrten unternahm, stets in Begleitung einer zahlreichen Bande von Musikanten, die einen Bestandtheil seines Hofstaats ausmachte. Die tollste seiner Ideen, die er im Bagno zur Ausführung gebracht, war aber ein Riesen-Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei einander gegenüberstehende Bühnen bestiegen, und von da aus reich und phantastisch gallonirten Dienern, welche Kammerherren vorstellten, zuriefen, die Figuren, die über Menschengröße hatten, auf die Felder zu rücken. Im Bagno gab es außer Gesellschafts-, Speise- und Tanzsälen ein Theatergebäude, auf dessen Bühne eine der in Westfalen umherwandernden Schauspieler-Gesellschaften, vom Grafen dazu angeworben, von Zeit zu Zeit Vorstellungen gab; so wie einen großen Concertsaal, worin die Hofkapelle, zu der auch reich besoldete italiänische Sänger und Sängerinnen gehörten, die großen Tondichtungen der Italiäner und Deutschen mit seltener Meisterschaft zur Aufführung brachte. In diesen Concerten wirkte der musikalisch gebildete Graf, der die Flöte als Virtuos blies, dann und wann mit.

Lustig aber war es mit anzusehen, wenn bei einer solchen Gelegenheit dem Grafen das Instrument auf einem weißseidenen, goldbefranzten Kissen von einem Bedienten im Lakaien-Costüm Ludwigs XIV. mit einer Kniebeugung überreicht wurde.

Diese musikalischen Aufführungen, die sich im Sommer an jedem Sonntage wiederholten, waren wegen des Kunstgenusses, den sie gewährten, neben den landschaftlichen Schönheiten des Parks, der Hauptanziehungspunkt von Fremden aus der Nähe und Ferne, welche des Städtchens Burgsteinfurt Bevölkerung Sonntags fast zu verdoppeln pflegten. Denn die Hochgräfliche Erlaucht ließ sich mit hoher Gnade herab, den Fremden, wie auch seinen Unterthanen und der zahlreichen Schaar seiner Beamten- und Dienerschaft, den Zutritt zu diesen Concerten zu gestatten, hauptsächlich den ersteren einen augenscheinlichen und ohrenhörenden Beweis von der ihm beiwohnenden Würde und Macht zu geben. Diese wurde auch noch durch ein sogenanntes Kunsthaus vertreten, in dem eine Gemälde-Gallerie und ein Museum von Bildwerken, Alterthümern, Münzen, auch eine Büchersammlung aufgestellt war.

Alles das war an sich schön und gut, aber es nahm durch die Art und Weise, wie es zur Schau

gestellt wurde, den Charakter des Lächerlichen an, der sich durch die reichsgräfliche Leibwache erhöhte, welche, unter dem Befehl eines Hauptmanns und eines Lieutenants, funfzig Mann stark den Dienst im Schlosse versah: große, stattliche Leute in rother Montur mit gewaltigen Bären-Hauben auf dem gravitätisch getragenen Haupte, in weißen Beinkleidern, mit schwarzen Gamaschen bis über's Knie. Noch lächerlicher war es, wenn der Graf in sehr edler Absicht befähigte junge Leute von Talent studiren ließ und zu ihrer Ausbildung auf Reisen schickte, dann aber davon sprach, es geschehe zum Besten des Vaterlandes, unter welcher Bezeichnung er seine — Hufe Landes verstand. Ja, er ging mit dem Gedanken um, ein Gesetz zu erlassen, daß Niemand im Vaterlande ein Amt erhalten solle, der nicht seine Vorstudien auf dem vom Grafen Arnold 1591 gestifteten Gymnasium illustre Arnoldinum zu Burgsteinfurt gemacht habe, das allerdings unter seiner Fürsorge einen großen Ruf unter den lateinischen Schulen des protestantischen Westfalens erworben hatte. Es wirkten daran sechs Professoren und eben so viel Präceptoren.

So bot die Grafschaft Steinfurt und ihr Hauptstädtchen sehr viel der ernsten Betrachtung neben

sehr Vielem, was scherzhafter und scharfer Beurtheilung unterworfen werden konnte.

Friederikens und August's Trauung fand an einem Freitage statt, um den folgenden Samstag zur Reise nach Burgsteinfurt zu benutzen, damit das Hochreichsgräfliche Concert vom Sonntage ja nicht versäumt werde.

Groß war die Ueberraschung der Gesellschaft, als sie in dem Städtchen ihren Einzug hielt. Eine gerade, regelmäßige und ziemlich breite Straße nahm sie auf, mit Häusern besetzt, deren Bauart sehr nahe an die holländische streifte, hübsch aufgeputzt in den rothen Ziegelsteinen mit den weißen Streifen des Kalkmörtels, der die einzelnen Lagen im wagerechten wie senkrechten Sinn verkittet, die Straße selbst mit sehr gutem Pflaster und mit Bäumen bepflanzt und von einer Reinhaltung, wie sie nur in Holland gehegt und gepflegt wird. Auch das Innere des Gasthauses, das die Hochzeitsreisenden und ihren Brüderanhang aufnahm, so wie die Einrichtung desselben und die hier eingeführte Bewirthung erinnerten Friederike und ihren Eheherrn an die Gasthäuser in den kleineren Städten Hollands, was nicht wenig beitrug, den Genuß, den sie sich von dieser Hochzeitsreise versprachen, zu erhöhen. Und noch

mehr geschah dies durch die Sprache, die in diesem Hause ein Mittelding war zwischen Hochdeutsch und dem gebildeten Niederdeutsch der holländischen Sprache und sich von den harten, rauhen Klängen entfernte, die ein Unterscheidungsmerkmal sind der im Münsterlande gesprochenen plattdeutschen Mundart.

Der Nachmittag nach der Ankunft in Burgsteinfurt wurde zum Ausruhen bestimmt von den Strapatzen, welche die Reisenden auf dem Wege vom Canale her hatten erdulden müssen. Dieses Hin- und Herwerfen des Wagens in dem Engwege, der mit einer Fahrbahn weniger Aehnlichkeit, als mit einem trocken gelegten Flußbette voll Erhöhungen und Vertiefungen hatte, war für die Reisenden eine Höllenmarter gewesen, daher sie es vorgezogen hatten, die Strecke größtentheils zu Fuß zurückzulegen.

Die in der Familie geltende Sitte, jeden Sonntag wenigstens ein Mal am Gottesdienste Theil zu nehmen, wurde auch hier in Burgsteinfurt durch Besuch der Vormittags-Predigt in der reformirten Kirche nach löblicher Weise befolgt. Diese Stadtkirche war von 1693 an auch von den Katholiken benutzt worden; durch den obenerwähnten Vergleich mit Münster von 1716 hatten sie

aber die Erlaubniß bekommen, eine eigene Kirche zu erbauen. Nach Beendigung des Gottesdienstes besah man sich das Städtchen, das in allen übrigen Straßen und Gassen, durch die der Weg führte, dasselbe hübsche, freundliche Ansehen hatte, wie in der Hauptstraße. Dicht an der Stadt, unweit der großen Kirche, war eine Johanniter-Commende oder ein Hospitalhaus. Auch die Außenseite des schön gelegenen, von den sanft gekräuselten Wellen einer Bucht des Bagnosees umspülten gräflichen Residenzschlosses war der Gegenstand einer nähern Betrachtung, die auch die am nächsten gelegenen Theile des Bagnos umfaßte. Der spätere Nachmittag wurde dem Besuch der vom Grafen veranstalteten musikalischen Aufführung gewidmet, in welcher dieses Mal auch der erlauchte Concertgeber ein Flötenconcert unter Orchesterbegleitung vortrug, welches, wie man Abends hörte, allgemeinen Anklang und Beifall gefunden hatte, den im Saale selbst laut auszudrücken die Ehrerbietung vor dem erhabenen Flötenbläser, mindestens das Gefühl der Schicklichkeit streng untersagte. Es waren an diesem Tage viele Fremde aus den benachbarten kleinen Städten und Edelsitzen des Münsterlandes und der Grafschaft Bentheim in Burgsteinfurt,

auch aus Münster mehrere Familien, und selbst das entferntere Osnabrück hatte mit einigen jungen Paaren, die auch die Hochzeitsreise machten, seinen Antheil zu diesem Fremdenzufluß gestellt, der mit der Hof- und Regierungsdienerschaft des Grafen und mit den Honoratioren der Residenz den geräumigen Saal überfüllte. Abends hatte der Graf eine allgemeine Beleuchtung des Gartens, verbunden mit einem artigen Feuerwerk, veranstaltet, in dessen Licht- und Feuerstrahlen die Wasserkünste auf dem dunkeln Hintergrunde des Walddickichts ein wahrhaft feenhaftes Schauspiel darboten. Am Tage, der diesem genußreichen Abend folgte, wurde im Bagno seiner ganzen Ausdehnung nach die Kreuz und die Quer gelustwandelt und alle Merkwürdigkeiten und Unmerkwürdigkeiten desselben besichtigt und gemustert, und zuletzt der hohe Thurm bestiegen, der mit dem, zum Treiben der Wasserkünste bestimmten Kunstrade verbunden war. Ein weites Panorama breitete sich da oben vor dem Umschauenden aus von einem Gesichtskreise begränzt, der fast nach allen Himmelsgegenden von Höhen und Bergen verschlossen war: mittagwärts die Hügelkette von Altenberge und die von Horstmar und Schöppingen, die sich bis zur Abendseite hinzog; gegen

Mitternacht die Bentheimer Berginsel mit ihrem Schloß auf dem Scheitel; rechts davon folgte eine Lücke, in der die Ems ihren Lauf nahm, und deren Horizont am Himmelsgewölbe zu verschwimmen schien; gegen den Aufgang aber ruhte der Blick auf der schönen Bergkette, die den westlichsten Theil des Osnings ausmacht, und von ihrem Aufsteigen aus den platten Ericafeldern bei Bevergern und Gravenhorst bis zum hohen Dörenberg bei Iburg verfolgt werden konnte. Diese Rundsicht war ein Hochgenuß für den jugendlichen Wallfahrer: sah er doch hier das Ziel der sehnsüchtigsten Wünsche, die in seinem Herzen so oft aufgestiegen waren, wenn er auf den Basteitrümmern des Hörter- oder Mauritzthors jene Bergkette des Osnings betrachtet hatte, in größerer Nähe vor sich liegen, als von Münster aus. Eben seiner umfassenden Aussicht wegen hatte dieser Thurm des Bagno von Burgsteinfurt dem preußischen General Lecoq bei dessen trigonometrischen Vermessung von Westfalen, diesen Namen nach seinem geographischen Umfange im Sinne der ältern Zeit genommen, als Dreieckspunkt gedient, was dem Wallfahrer aber erst in späteren Jahren durch Zach's monatlichen Brief-

wechsel zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde bekannt geworden ist.

Die Hochzeitsreise nach Burgsteinfurt hatte einen jeden der Theilnehmer in hohem Grade befriedigt, und noch lange nachher diente sie im Familienkreise des elterlichen Hauses zum Gegenstand angenehmster Erinnerung und lebhafter Unterhaltung.

Sechs Jahre waren verflossen, als der Wallfahrer im Septembermonate des Kometenjahres 1811 Burgsteinfurt zum ersten Male wiedersah.

Welcher Umsturz der Dinge und welche Umwandlung der politischen Zustände war in dieser Zeitspanne vorgegangen?

Mit dem Untergang des Deutschen Reichs im Juli 1806 war die freie Reichsgrafschaft Steinfurt aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen gestrichen und mit Errichtung des Rheinbundes der stolze Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt zum Unterthanen seiner Nachbarn, der Fürsten von Salm, erniedrigt worden, deren und ihrer Behörden Befehlen er zu gehorchen hatte, wie der geringste seiner bisherigen Unterthanen, die mit ihm anjetzt dieselben Pflichten zu erfüllen und die nämlichen Rechte zu genießen hatten. Zwar war ihm die Zusage ertheilt worden, die Grafschaft Steinfurt

als selbständigen Staat in den Rheinbund aufzunehmen; allein mochte dem Dictator dieses Bundes die Grafschaft als ein zu winziges Duodezländchen erschienen sein, oder mochte der rheinbundsüchtige Graf beim Dictator und bei seinen Helfershelfern von der Feder, deren Haupt bei dieser, noch tief im Dunkel liegenden Rheinbundsstiftung Talleyrand war, den Daumen und den Zeigefinger der rechten Hand nicht lebhaft genug in Bewegung gesetzt haben; nach eifrig betriebenen Unter- und Verhandlungen in Paris blieb es dabei, der Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt stürzte von dem Gipfel seiner souverainen Höhe hinab in den Cloaque — gemeinster Unterthanenschaft von Fürsten, auf die er bis dahin, weil er sie für unberechtigte Eindringlinge ansah, meist nur verächtlich herabgeblickt hatte. Und als im Monat December des Jahres 1810 auch die Salmschen Fürsten von Salm und Kyrburg vom Bewältiger und Gewalthaber der Welt nicht mehr für würdig erachtet wurden, auf der Schaubühne der Rheinbündler die Rolle regierender Herren zu spielen, da wurde der ehemalige Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt ein Unterthan des — großen Kaisers, der ihn in höchsteigener Person und durch seine Schreiber verlachte und verhöhnte, nachdem

er in Paris erschienen war, in gewohnter Vornehmthuerei seine Rechte geltend zu machen. Der gute Graf wußte es nicht, daß das politische Recht in seiner Selbstsucht himmelweit verschieden ist von dem Recht, was der gemeine Menschenverstand wirkliches Recht nennt, von dem in der Politik nie die Rede gewesen ist. Leute, die aus Paris kamen und den Grafen dort oft im Garten der Tuilerien und in dem des Palais-Royal gesehen hatten, berichteten, daß er durch die Abenteuerlichkeit seiner Kleidung und die Seltsamkeit seines ganzen Auftretens und Benehmens die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe, daß er dem Pariser Pöbel zum Spott diene, und er bei den immer lustigen und heiteren Gamins sich den Beinamen arlequin allemand erworben habe.

Seine Familie führte unter diesen gedrückten Verhältnissen auf dem Schlosse zu Burgsteinfurt ein einsames, beschauliches, ja verkümmerndes Stillleben. Von dem Hofhalt von 1805 und seinem damaligen Glanze war nichts mehr zu sehen: Beamten- und Hofdienerschaft, Hofkapelle und Hofmarstall und die martialischen Fünfziggarden, alle waren sie zerstoben und verflogen in alle Winde, und die gräfliche Familie hatte sich auf ein Minimum des dienenden Personals beschränkt. Sie

sah keine der vornehmen Gäste mehr bei sich, die sonst durch Prachtfeste erfreut und belustigt worden waren, und die, wenn sie sich bei dem reichsgräflichen Wirthe verabschiedet hatten, ihn wegen seiner absonderlichen und abnormen Ergötzlichkeiten auch wol zu verspotten und zu verlachen pflegten. Nur die nächsten Verwandten der Familie und die vertrautesten ihrer Freunde und Bekannten ließen sich dann und wann auf dem Schlosse sehen, von dessen Räumen Frohsinn und Wohlleben für immer Abschied genommen zu haben schienen. Der Schloßgarten des Bagno lag verödet und verwilderte von Tag zu Tag, die Bauwerke darin verfielen, nichts geschah für ihre Erhaltung, und der hohe Thurm war seinem Einsturz nahe. Nicht mehr durchschnitt die Flottille der Prunkschiffe den schönen Wasserspiegel des Bagnosees, dessen Ufer Schilf und Röhricht überwucherten. Burgsteinfurt bot 1811 in der That ein sehr trauriges Bild von der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit; die dort weilende Familie des Grafen Bentheim-Steinfurt durfte aber den Satz, daß das Schicksal, sei es gut oder böse, sei es flatterhaft oder beständig, nichts auf die Seele des weisen Menschen vermöge, mit dem vollsten Recht für sich in Anspruch nehmen. In der fol-

genden Periode seiner Erinnerungen kommt der Wallfahrer noch ein Mal darauf zurück.

Das Städtchen Burgsteinfurt war nunmehro der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Lippe des Französischen Kaiserreichs. Es war der Sitz eines Unterpräfecten und eines Arrondissements-Raths, so wie eines Tribunals erster Instanz und eines Maire und eines Friedensrichters für Ortsverwaltung und Rechtspflege. Allein diese Behörden und das dazu gehörige Beamtenpersonal konnte dem Gewerbstande der kleinen Stadt das nicht ersetzen, was ihm die Hofhaltung des Grafen gewährt hatte. Zwar herrschte noch immer die alte holländische Reinlichkeit, allein an die Stelle der Behaglichkeit, die sonst aus allen Gesichtern hervorgeleuchtet hatte, war Trübsinn getreten, der in Sorglosigkeit, ja in Stumpfsinn auszuarten drohte.

Das war Burgsteinfurt im Jahre 1811! Dasselbe Bild zeigte die Stadt im darauf folgenden Jahre, als der Wallfahrer sie in amtlichen Verrichtungen von Lahr aus besuchte. Zuletzt war er in Burgsteinfurt etwa 8 Tage nach dem 18. October 1813! Seit der Zeit hat er es nicht wieder gesehen!

In den Knaben-Erinnerungen des Wallfahrers aus den Jahren 1804 bis 1806 nehmen die militairischen Aufzüge, davon er Zuschauer gewesen ist, nicht die letzte Stelle ein.

Täglich gab es kleine Wachtparaden, die auf dem Domplatze abgehalten wurden. Von da zogen die Wachtmannschaften nach den einzelnen Wachen, die stärkste Abtheilung mit klingendem Spiel voran nach der Hauptwache im Rathhause, schwächere Abtheilungen nach den Thorwachen, deren aber nur für sechs Thore der Stadt gegeben wurden.

Großartig waren die Paraden, die jeden Sonntag auf dem Prinzipalmarkte stattfanden. Sie wurden regelmäßig von dem Oberbefehlshaber des Heeres, welches in dem Zeitraume vom Baseler bis zum Lüneviller Friedensschluß die Demarcations-Linie besetzt gehalten hatte, dem General-Lieutenant von Blücher abgehalten, der jetzt alle in den westfälischen Provinzen stehenden Truppen befehligte. In seiner Suite befanden sich der General-Major von Hacke, ein alter, dickleibiger Herr mit dünnen Spindelbeinen, später der General-Major von Schladen, ein gewaltiger Bramarbas; der General-Major von Ernest, ein großer, etwas beleibter Mann, mit stets lächelndem Gesicht, und

die General-Majore von Wobeser, von Hollmann und von Ivernois, große, stattliche und schlanke Männer, Letzterer etwas gebückten Hauptes gehend. An diese Generale schlossen sich eine Menge anderer Offiziere vom Generalstabe, die blaue Röcke mit karmoisin-rothen Kragen und Aufschlägen trugen, und von der Adjutantur, die grüne Kragen und ponceau-rothe Aufschläge am blauen Rock hatten. Auditeure, Feldscheere, Feldwebel und Unteroffiziere, als Schreiber in den Kanzleien der Generale beschäftigt, machten den Schluß dieser Suite des Oberbefehlshabers, der voran ging ganz langsamen Schritts, den Kopf und den Oberleib sehr bedeutend nach der linken Seite gebeugt. Blücher trug immer einen Schleppsäbel, den er auf dem Pflaster klappern ließ, als wär' er ein junger Lieutenant oder gar Standartenjunker; aber es war offenbar eine Schwäche des linken Arms, die es ihm beschwerlich machte, den Säbel in die Hand zu nehmen. Mit dem Säbel, der für einen General eigentlich nicht dienstmäßig war, wollte Blücher offenbar anzeigen, daß er unter den Husaren groß geworden und viele Strapatzen durchgemacht habe, die überdem ihn scheinbar frühzeitig gealtert hatten. Schritt er so an den aufgestellten Truppen hin, so machte er schon im Jahre

1804 den Eindruck großer körperlicher Hinfälligkeit.

Die Generals-Uniform bestand in einem blauen Rock mit rothem Kragen und eben solchen Aufschlägen, verziert mit Goldstickerei und Goldlitzen, paille-gelben Westen- und Unterkleidern und hohen Stiefeln. Die Stickereiverzierung war bei dem General-Lieutenant reicher, als bei dem General-Major, beide Rangklassen trugen silbergewirkte Fangschnüre, von der linken Schulter herabfallend und zum Theil an einem Brustknopfe befestigt, und auf dem Kopfe einen großen dreieckigen Hut, mit goldener, ausgespitzter Borte und einem dünnen, weißen Federschmuck von vorn bis hinten besetzt. Die Form des Hutes, wie er von der Generalität getragen wurde, war auch bei den Offizieren der Fußregimenter vorschriftsmäßig, nur fehlte ihren Hüten die Borten- und Federzier. Mit Ende des Jahres 1805 bekamen die Offiziershüte eine noch unzweckmäßigere und noch geschmackwidrigere Form, als sie bis dahin gehabt hatten. Die Krempen wurden ungeheuer groß und über dem Kopftheil so zusammengeklappt, daß der Hut nicht mehr ein dreieckiger war, sondern einem Halbkreise glich, dessen Radius wol an die anderthalb Schuhe maß. Ging die Luft etwas lebhaft, so hatte

der unglückliche Träger eines solchen Stürmers, der dem Winde so viel Fläche bot, die größte Mühe, ihn auf dem Kopfe zu behalten, und es bedurfte wirklich einer großen Geschicklichkeit im Balanciren, daß Mann und Hut nicht das Gleichgewicht verloren.

Zur Sonntags-Parade waren immer zwei Bataillons aufgestellt, die nach den verschiedenen Truppentheilen wechselten. Sie standen Mann an Mann von der Lamberti-Kirchplatz-Mauer an der Ecke der Salzstraße bis zur Gabelung der Lüdgeristraße und der Rothenburg.

Beim Herabgehen an der Front blieb Blücher zuweilen wol bei dem einen oder dem andern Manne stehen, an dessen Haltung er etwas bemerkt haben mochte, was ihm besonders gut oder entgegengesetzt gar nicht gefiel. Dann sah er den Mann mit seinen großen blitzenden Augen scharf an, sagte ihm aber kein Wort, dagegen sprach er mit dem Befehlshaber des betreffenden Bataillons, der einen Schritt zurück zur Linken neben ihm ging, und dieser sprach wieder mit dem hinter ihm gehenden Adjutanten, der darauf in seiner Schreibtafel den Namen des Mannes und das Gehörte und Befohlene vermerkte. War er mit der Musterung fertig, so stellte sich Blücher mit der übri-

gen Generalität und der ganzen Suite am Rathhause bei der Hauptwache auf, die Truppen bei sich vorüber marschiren zu lassen. Dies geschah in halben Zügen. Das Hautboisten-Corps des die Wache gebenden Regiments stellte sich der Hauptwache gegenüber auf und spielte einen lustigen Marsch. Dann sah man den alten Blücher mit dem rechten Fuß durch eine leichte Bewegung den Takt zur Musik schlagen, während er sich mit der linken Hand auf das Gefäß des angezogenen Säbels stützte. Bemerkte er beim Vorbeimarsch, daß ein Zug nicht die gerade Linie hielt, so machte er den, abermals neben ihm stehenden Bataillons-Chef oder Commandeur mit lächelnder Miene darauf aufmerksam, der dann ein finsteres Gesicht zog, was, mit dem Namen des zugführenden Offiziers, vom Adjutanten wiederum in der Schreibtafel aufgezeichnet wurde.

Diese Paraden fanden zwischen 11 und 12 Uhr nach Beendigung des Gottesdienstes in der lutherischen Kirche statt, an dem Blücher, wenn er nicht unpaß war, so wie die übrigen Generale mit ihren Adjutanten regelmäßig Theil nahmen. Ob dies aus innerm religiösen Drange geschah, möge unentschieden dahin gestellt bleiben; wiewol der Wallfahrer von anderer Seite diese fleißige Kir-

chengängerei des alten Blücher und der anderen Generale und Offiziere rein objectiv einem Gedanken politischer Klugheit beizumessen geneigt sein muß, kraft dessen Ausführung dem stockkatholischen Volke von Münster gezeigt werden solle, daß in dem Herzen auch des preußischen Offiziers und Soldaten das Gefühl für Religion und der Sinn für Kirchlichkeit nicht untergegangen sei, sondern seine Herrschaft übe. Dieses Scheinwesen machte aber nicht den gewünschten Eindruck, und konnte ihn nicht machen, sah doch der größte Theil der Einwohnerschaft der Stadt jeden Preußen nicht für einen Bekenner des Christenthums, sondern für einen Ketzer und Heiden an, der nach dem Tode für alle Ewigkeit der Hölle verfallen sei. Die militairischen Sonntagsparaden auf dem Prinzipalmarkte wurden mit düsteren Blicken angesehen; man hielt sie für Entheiligung der Sonntagsfeier, weil durch ihren Lärm der Gottesdienst, der dann noch in der nahen Lambertikirche abgehalten wurde, gestört werde. Und daran hatten die Münsteraner nicht so ganz Unrecht. Während drinnen der Priester, vertreten durch den Pastor an St. Lamberti, Namens Berghaus, am Hauptaltar das Hochamt celebrirte und die frommgläubige Gemeinde betend und singend auf den Knieen lag,

ertönte draußen Waffengeklirr und die laute Stimme des Commandoworts, so wie der Lärm eines lustigen Marsches, der in dem musikalisch gebildeten Ohr des Münsteraners als Katzenmusik klingen mußte, war es doch verwöhnt durch die erhabenen Melodien und Harmonien, die von der ehemaligen fürstbischöflichen Hofkapelle, welche jetzt dem Domkapitel angehörte, unter Antoni's, des Kapellmeisters; Leitung allsonntäglich beim Hauptgottesdienst im Dome zur Aufführung gebracht wurden. Instrumental- wie Vokal-Musik war in dieser Domkapelle nur von Virtuosen vertreten; ihr gehörten die beiden Romberg an, der Bernhard und der Andreas. Gegen die Musik dieser Kapelle konnte der Spectakel der Regiments-Spielbanden der Preußen nicht aufkommen, um deren Bildung und Zusammensetzung es in damaliger Zeit trübselig genug aussah.

Zuschauer wurden von den militairischen Sonntags-Paraden wenig herbeigelockt; von den Eingeborenen nur einige junge Leute, die, weil sie im Auslande gereist waren, anfingen, sich von dem vaterstädtischen Pfahlbürgerthum frei zu machen, und dazu gesellte sich das kleine Häufchen der zugezogenen preußischen Beamten mit ihren Familien, die, da sie aus der Kirche kamen und vor dem Mittagsessen nichts weiter zu thun wußten,

die Parade besuchten, um da den Husarengeneral zu sehen, der bei Kaiserslautern so tapfer eingehauen hatte, und die Haltung der mannhaften Soldateska zu bewundern, die wie Glieder einer großen Maschine kerzengerade aufgestellt war:

Wer kann einem Kriegsheere Widerstand leisten, das aus solchen Truppen besteht? hörte man bei diesen Paraden wol aus dem Munde eines der Preußen, die aus den alten Provinzen stammten und das preußische Kriegsheer für unüberwindlich hielten. Es war im Frühling 1806, als von den in den westfälischen Provinzen stehenden Regimentern welche nach Hannover marschirten. Und groß war der Jubel, als früher der Kurfürst von Hessen, Feldmarschall in preußischen Diensten, nach Wesel reisend, wo sein Regiment in Garnison stand, ein Paar Tage in Münster verweilte, wo ihn Stein auf dem Schlosse bewirthete, und er eine große Parade abhielt, bei der alle in Münster in Besatzung liegenden Regimenter, Fußvolk, Reiterei und Schwergeschütz, in größtem militairischen Schmuck und Prunk aufgestellt waren. Dieses Schauspiel zog, weil es an einem Werkeltage stattfand, eine große Menge Zuschauer aus allen Ständen der eingeborenen Münsteraner herbei, die es nicht unterlassen konnten, über die gebrechliche Erscheinung

des alten Kurfürsten im Feldmarschallshut ihre spöttischen Glossen zu machen; was aber Manchem unter ihnen schlecht bekam, weil er vorwitzig, wie er war, sich über die gezogene Kette zu weit vorgedrängt hatte, um den Kurfürsten besser sehen zu können. Von den Unteroffizieren, welche die Ordnung im Zuschauer-Publikum reglementsmäßig aufrecht zu erhalten angewiesen waren, sprangen die nächststehenden herbei, den Frevel zu ahnden und den Frevler mit dem großen spanischen Rohr in der Hand kraft ihres Amtes in echt preußischer Soldaten-Brutalität auf der That abzustrafen.

Noch fester und unverwüstlicher, als in vielen der preußischen Beamtenseelen aus den alten Provinzen, steckte der Gedanke der Unüberwindlichkeit des Kriegsheeres in den Offizieren der in Münster garnisonirenden Regimenter, die noch an den Kriegsruhm der Vorfahren aus dem Zeitalter Friedrich's II. nagten und wenig wissen wollten von dem, was in der sogenannten Rheincampagne vorgefallen war. In ihrer Einfalt oder Dummheit hatten sie keine Ahnung davon, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit schon lange am Himmel der gesellschaftlichen Welt und ganz besonders für's Kriegswesen aufgegangen war. Unter diesen Maulhelden zeichneten sich ganz be-

sonders die Füsiliere von Ernest aus, noch mehr aber die Offiziere vom Fußregiment von Schladen, das zuletzt in Münster lag, und unter diesen wiederum vorzüglich das junge Volk, das so eben erst aus dem Cadettenhause entlassen war. Den langen Degen an der Seite in wagerechter Lage, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhute auf dem tapfern Heldenhaupte aus, als eine mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliege, die Niemand wehe thut. Diese Knaben-Offiziers stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Bogen mit einer Anmaßung und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch thätliche Handgriffe insultirt. Diese, das Offiziercorps des preußischen Heeres entwürdigende, Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Conditoren das große Wort. Wir werden, hieß es da, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zei-

gen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Sie sollen uns kennen lernen; an uns haben sie nicht Russen von Austerlitz vor sich, noch viel weniger einen Mack und seine Kaiserlichen von Ulm!

Daß solch' brutales und hochmüthiges Gebahren eines Standes, der sich des tiefsten Ernstes befleißigen soll, eben nicht geeignet war, in der eingeborenen Bewohnerschaft der Stadt Münster Sympathie für den ketzerischen König von Preußen und seine Regierung zu wecken, ist erklärlich. Mit mitleidigem Lächeln blickte man auf die albernen Maulhelden des Regiments von Schladen, die so eben noch auf der Schulbank gesessen hatten, aber auch mit einem innern, wenig verhehlten Groll über die Unbilden, denen das andere Geschlecht ausgesetzt war, und mit einer Art wüthigen Grimms über die Schmähungen, welche mit angehört werden mußten, die wegen der Unfälle im Feldzuge von 1805 auf des Kaisers Heer gehäuft wurden. Erkannte man doch im Kaiser den rechten Schutzherrn, hoffte doch der münstersche Pfahlbürger noch immer, der Kaiser werde es sein, der das Hochstift Münster in seinem vollen Bestand wiederherstellen werde, indem er seinen Bruder, den vielgeliebten Anton Victor, trotz dessen

Abdankung, die man für abgetrotzt und darum für rechtsungültig hielt, auf dem Bischofsstuhl von Münster binnen kürzester Frist durch Vertreibung der gehaßten Preußen wiedereinsetzen werde.

Daß jenem unklugen und freventlichen Benehmen der jungen Offiziersklassen höhern Orts kein Einhalt gethan wurde, erregte unter den Besonneren und Ruhigdenkenden der altpreußischen Beamten höhern und niedern Ranges Verwunderung, Staunen, lebhaftes Kopfschütteln. Man fand es unerklärlich, daß der alte Blücher that, als wisse er von nichts, obwol es bekannt war, daß er sich täglich Rapport abstatten ließ über die Stimmung in der Bürgerschaft und in der Garnison. Ein ernstes Wort aus seinem Munde an die Knaben vom Regimente Schladen gerichtet, hätte die Burschen militairische Sitte gelehrt. Aber es unterblieb, und daß es unterblieb, schrieb der unbefangene Beobachter der allgemeinen Verblendung zu, von der sich selbst ein Blücher nicht frei zu halten gewußt hatte.

Sehr zahlreich war die Besatzung, welche, weil es außer einer Bataillons- und einer Reitercaserne keine Casernen für's Fußvolk gab, bei den Bürgern im Quartier lag, was eine große Mißstimmung, und nicht mit Unrecht, erregte, da die Einquartierung

eine mit Geldopfern verbundene Last war, deren Druck sehr lebhaft gefühlt wurde, ohne von der Störung der nächtlichen Ruhe zu sprechen, dadurch hervorgebracht, daß Unteroffiziere die ganze Nacht auf Straßen und in Gassen umherliefen, und die Namen der in jedem Hause einquartierten Soldaten mit lauter, oft brüllender Stimme ausriefen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß noch Alle daseien. Münster war bei Tag und bei Nacht einem Feldlager gleich. Die nächtliche Störung war in der That unerträglich. Beschwerden darüber, die vom Bürgermeister und Rath bei der zuständigen Militairbehörde geführt wurden, fanden eine höhnische Aufnahme. Man erachtete es für eine Anmaßung, über eine Sache Klage zu führen, die seit zwei Jahrhunderten in der preußischen Armee geltend und ihr zur andern Natur geworden sei, die dienstmäßig und darum in der Ordnung sei, gegen die am allerwenigsten Bürgermeister und Rath der Stadt Münster Widerspruch, und wäre er auch in Form der submissesten Bitte ausgesprochen, erheben dürfe.

Die Namen der Mannschaften, welche in jedem Hause einquartiert lagen, waren auf den Hausthüren mit Kreide geschrieben, mit dem Regimentsnamen und der Nr. der Compagnie, der sie an-

gehörten. Hatte ein Soldat auf den Ruf des Unteroffiziers, der einen jeden an seiner Stimme zu erkennen im Stande war, nicht Antwort gegeben, um seine Anwesenheit kund zu thun, so meldete der Unteroffizier den Vorfall seinem nächsten Nebenmann, und dieser ihn dem folgenden. Und so lief die Nachricht von der Nichtanwesenheit des Soldaten durch die ganze Postenkette der Unteroffiziere bis zur Hauptwache, von wo der wachthabende Offizier dem Platz-Commandanten Meldung that, der dann Befehle an den, bei der Neuthorwache stationirten Unteroffizier von der Artillerie erließ, die auf der ehemaligen Bastei dieses Thors, wo jetzt eine Windmühle stand, aufgepflanzte Lärmkanone mit so und so viel Schüssen zu lösen, der Stadt und dem Lande umher zu verkünden, ein Soldat sei davongelaufen! Zuweilen ereignete es sich, daß es ein blinder Lärm gewesen; denn am folgenden Morgen stellte sich der Gerufene beim Appell richtig ein, wurde nun aber, weil er als junger Bursch das Unglück hatte, einen gesunden Schlaf zu haben, dieses Soldatenverbrechens halber wacker durchgefuchtelt, bald mit dem Unteroffiziersstock, bald von einem Knaben von Lieutenant in höchsteigener Person mit der Klinge, die er zur Vertheidigung seines Kö-

nigs und Vaterlandes führen und nicht mißbrauchen sollte zur — Schinderei seines Nebenmenschen. Und das geschah Alles auf öffentlichem Platz vor den Augen der vorübergehenden Bürger, davon der eine oder der andere in dem Gemißhandelten seinen Sohn oder seinen Neffen erkennen mußte.

War nun aber der Angerufene, der nicht Antwort gegeben, wirklich ein Ausreißer, war es ihm gelungen, über eins der steinernen Wehre im Stadtgraben, oder auch diesen überschwimmend, oder im Winter über's Eis in's Freie zu kommen, trotzdem, daß der Promenadenwall alle dreißig Schritt mit einem Posten besetzt war; und war er dann über kurz oder lang wieder eingefangen worden, was mehrentheils geschah, wenn er nicht im Stande gewesen, die Osnabrücksche oder die noch nähere Salmsche Gränze zu erreichen, weil Polizeireiter, die man nachmals Gensd'armen genannt hat, das ganze Land durchstreiften, und jeder Bauer, jeder Kirchspielsvogt und Schulze bei strengster Verantwortlichkeit gehalten war, auf Deserteure zu fahnden, so sah es um den Menschen, der den Willen gehabt, sich dem Sklavenjoch des preußischen Soldatenstandes zu entziehen und die Freiheit zu suchen, mehr als — übel aus. Das Standrecht verurtheilte ihn zur Strafe

des Spießruthenlaufens, der entwürdigendsten, die jemals ein menschliches Hirn ersonnen hat. Daß der Philosoph auf dem Throne sie in seinem Heere bestehen lassen konnte, erklärt sich durch die unstreitbare Thatsache, daß unter dem großen Kopf mit erhabenem Geist ein kleines Herz mit niedrigem Gefühl für Menschenwürde gewohnt hat. Diese Strafe wurde in Münster an dem verunglückten Freunde der Freiheit auf öffentlichem Platze am Neuthor vor Aller Augen vollzogen. Nur ein einziges Mal ist der Knaben-Wallfahrer unfreiwilliger Zeuge einer dieser, sich häufig erneuernder, Metzeleien gewesen; und noch heute, im reifsten Mannesalter, hört er das Jammergeschrei des unglücklichen Schlachtopfers tyrannischer Mannszucht in den Ohren klingen, als hätt' er's erst gestern gehört. Er enthält sich in seinen Erinnerungsblättern aller Besonderheiten, die derartige schmachvolle Auftritte zu begleiten pflegten.

Die Fahnenflüchtigkeit des Soldaten ist ein Verbrechen, daran ist kein Zweifel, und eben so wenig, daß es neben der Feigheit vor dem Feinde das schwerste Verbrechen des Waffenmanns ist. Die Mannszucht aber, wie sie im preußischen Heere gehandhabt wurde, und die Art und Weise, wie der gemeine Soldat von seinen Vorgesetzten be-

nigs und Vaterlandes führen und nicht mißbrauchen sollte zur — Schinderei seines Nebenmenschen. Und das geschah Alles auf öffentlichem Platz vor den Augen der vorübergehenden Bürger, davon der eine oder der andere in dem Gemißhandelten seinen Sohn oder seinen Neffen erkennen mußte.

War nun aber der Angerufene, der nicht Antwort gegeben, wirklich ein Ausreißer, war es ihm gelungen, über eins der steinernen Wehre im Stadtgraben, oder auch diesen überschwimmend, oder im Winter über's Eis in's Freie zu kommen, trotzdem, daß der Promenadenwall alle dreißig Schritt mit einem Posten besetzt war; und war er dann über kurz oder lang wieder eingefangen worden, was mehrentheils geschah, wenn er nicht im Stande gewesen, die Osnabrücksche oder die noch nähere Salmsche Gränze zu erreichen, weil Polizeireiter, die man nachmals Gensd'armen genannt hat, das ganze Land durchstreiften, und jeder Bauer, jeder Kirchspielsvogt und Schulze bei strengster Verantwortlichkeit gehalten war, auf Deserteure zu fahnden, so sah es um den Menschen, der den Willen gehabt, sich dem Sklavenjoch des preußischen Soldatenstandes zu entziehen und die Freiheit zu suchen, mehr als — übel aus. Das Standrecht verurtheilte ihn zur Strafe

des Spießruthenlaufens, der entwürdigendsten, die jemals ein menschliches Hirn ersonnen hat. Daß der Philosoph auf dem Throne sie in seinem Heere bestehen lassen konnte, erklärt sich durch die unstreitbare Thatsache, daß unter dem großen Kopf mit erhabenem Geist ein kleines Herz mit niedrigem Gefühl für Menschenwürde gewohnt hat. Diese Strafe wurde in Münster an dem verunglückten Freunde der Freiheit auf öffentlichem Platze am Neuthor vor Aller Augen vollzogen. Nur ein einziges Mal ist der Knaben-Wallfahrer unfreiwilliger Zeuge einer dieser, sich häufig erneuernder, Metzeleien gewesen; und noch heute, im reifsten Mannesalter, hört er das Jammergeschrei des unglücklichen Schlachtopfers tyrannischer Mannszucht in den Ohren klingen, als hätt' er's erst gestern gehört. Er enthält sich in seinen Erinnerungsblättern aller Besonderheiten, die derartige schmachvolle Auftritte zu begleiten pflegten.

Die Fahnenflüchtigkeit des Soldaten ist ein Verbrechen, daran ist kein Zweifel, und eben so wenig, daß es neben der Feigheit vor dem Feinde das schwerste Verbrechen des Waffenmanns ist. Die Mannszucht aber, wie sie im preußischen Heere gehandhabt wurde, und die Art und Weise, wie der gemeine Soldat von seinen Vorgesetzten be=

handelt wurde, die ihn nicht als ein menschliches Geschöpf, sondern als ein Stück Vieh ansahen, mit dem man thun und lassen könne, was man eben Lust hatte, darin lag die Ursache, daß in Münster das Verbrechen der Desertion sehr häufig vorkam. Viehisch war die Behandlung, die den Rekruten von den Unteroffizieren zu Theil wurde, welche den Befehl hatten, sie in den Grundregeln des Marschirens und der Handhabung der Waffen zu unterrichten. Der münstersche Bauer ist von Natur ungelenker, als so mancher andere seines Gleichen in anderen Gegenden Westfalens. Ganz besonders haben die Landleute, die auf dem schweren Klei- oder Lehmboden in den südlichen Strichen des Münsterlandes, gegen die Lippe hin, zu Hause sind, einen sehr schwerfälligen Gang, der aus der Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie wohnen und den sie bearbeiten, entspringt. War nun ein Schulzen- oder Köttersohn aus jenen Gegenden zum Soldaten ausgehoben worden und kam unter die — Fuchtel des Unteroffiziers, wie man's nannte, so hatte dieser allerdings seine große Plage mit dem Neuling, er war aber auch so unvernünftig, nicht einzusehen, daß die Ungelenkigkeit des Rekruten ihren natürlichen Grund habe, und hier Geduld mehr wirken werde, als

alles Schimpfen und Schlagen. Allein der Dienst wollte rasche, schnelle Abrichtung, und der Tanzmeister-Unteroffizier vollstreckte die Befehle seiner Oberen, er that also nur seine Pflicht. Mehr als ein Mal hat der Wallfahrer bei Spaziergängen um die Stadt, auf der Promenade zwischen dem Ludgeri- und dem Aegidithor, es mit ansehen müssen, wie Unteroffiziere vom Regiment Hacke ihre Rekruten-Zöglinge auf die furchtbarste Weise mißhandelten. Nicht genug, daß sie ihr spanisches Rohr auf dem Rücken des unglücklichen münsterschen Bauersohnes wacker umhertummeln ließen, wenn dieser in seiner Ungelenkigkeit das, was ihm im Heben des linken Fußes und dem Niedersetzen, im Schreiten und Marschiren vielleicht fünf oder sechs Mal vorgemacht worden war, zum siebenten Male noch nicht so nachmachen konnte, wie es der Lehrmeister haben wollte, sie schlugen den Armen mit dem Gewalt-Rohr vor die Schienbeine, als sollten sie zersplittern; ja, ein Mal sah der Wallfahrer einen dieser Unglücklichen unter dem ohrenzerreißendsten Jammergeheul zu Boden stürzen. Mit der Einübung des Waffengebrauchs ging es nicht besser. Die Unteroffiziere schlugen dem Rekruten die Muskete, die ihren Viertelcentner schwer sein mochte, mit aller Gewalt gegen

die Schulter, wenn er sie nicht normalmäßig angelegt hatte. Und das Alles geschah mit den entsetzlichsten Schimpfnamen, davon „infamer Bauerlümmel" noch der mildeste war, und unter den fürchterlichsten Flüchen, bei denen der Gottseibeiuns und der liebe Gott selber nicht gespart wurde, was des Bauersohnes frommes Gemüth mit Entsetzen erfüllte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Wallfahrt durch's Leben

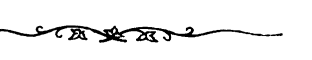
vom

Baseler Frieden bis zur Gegenwart.

Von einem

Sechsundsechsziger.

Zweiter Band.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

Seite



Münster unter Preußischer Herrschaft.

1803 — 1806.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Münster bestanden unter mehreren anderen geselligen Vereinen erstlich ein sogenanntes Casino für die Domherren und die Mitglieder der altadeligen Familien der münsterschen Ritterschaft, an dem natürlich auch die Beamten der vormaligen fürstbischöflichen Regierungs-Collegien Theil nahmen, sofern sie ebenbürtig waren; und — zweitens ein Club für die höheren Beamten bürgerlicher Geburt und die angesehensten Bürger altmünsterschen Geschlechts, das sich gewissermaßen mit dem Patriziat in den Reichsstädten gleichstellen konnte. Das Gebäude für die Versammlungen der Casino-Glieder war am Domhofe, der Club hatte seine Räumlichkeiten in einem Hause am Prinzipalmarkte zwischen dem Rathhause und Gerbaulet's Gasthofe zum König von England.

Nach Besitzergreifung Münsters Seitens der Krone Preußen suchten die höheren der zugezogenen preußischen Beamten adeliger Geburt, die Präsidenten und Räthe der Kriegs- und Domainen-Kammer und der Regierung, sodann die Generale und Stabsoffiziere, auch die Subalternen, um die Aufnahme in die Casino-Gesellschaft nach, die den ersteren Kategorien, mit Rücksicht auf ihre Geburt und ihren Stand auch — wiewol mit Widerstreben — gestattet wurde, indeß die Subaltern-Offiziere es sich gefallen lassen mußten, abgewiesen zu werden! Sie wandten sich hierauf an den Club, ihren Widerwillen gegen das Bürgerthum verleugnend; aber auch hier mußten viele von ihnen es erleben, daß die bürgerliche — Canaille, mit welchem Ehrentitel sie den Bürgerstand belegten, nichts mit ihnen zu thun haben wollte, wozu die Mitglieder aus der Reihe der schon aufgenommenen preußischen Beamten das ihrige beigetragen haben mochten. In beiden Gesellschaften machten sich die Offiziere, hoch und niedrig, durch ihr hoffärtiges, wegwerfendes und rücksichtsloses Benehmen alsbald allgemein verhaßt. Ganz besonders anstößig fanden die münsterschen Herren das leichtsinnige Verpfänden des Ehrenworts. Aus dem Munde des Offiziers hörte man nicht

eine einzige Phrase, in der eine Versicherung oder eine Betheuerung von der Wahrheit des Sachverhalts enthalten, ohne nicht „auf Ehre" hinzuzufügen. Jeder der Schladen'schen Junker wollte zum Wenigsten einen französischen Marschall „auf Ehre" spießen! Und diese Unsitte ging so weit, daß, wenn der Offizier gefragt wurde, wie er geschlafen habe, er entgegnete: „Ich danke für gnädigste Nachfrage, sehr gut, auf Ehre!"

So trugen die preußischen Militair-Einrichtungen und das widerwärtige, taktlose Verhalten der Offiziere, worin der münstersche Edelmann und Bürger Absichtlichkeit erkennen wollte, sehr wesentlich bei, die neue Regierung gehässig und verhaßt zu machen.

Allerdings war es nicht leicht, die Zuneigung einer Bevölkerung zu gewinnen, die seit historischem Gedächtniß unter dem Schutze einer Regierungsverfassung gelebt hatte, welche sich mehr der Form einer geistlichen und aristokratischen Republik, als der einer Monarchie näherte; allein die Mittel und Wege, welche preußischer Seits zur Erlangung jener Zuneigung angebahnt wurden, waren nicht allein weit entfernt, zum endlichen Ziele zu führen, sondern lenkten gerade auf die entgegengesetzte Seite hin. Seit Jahrhunderten

hatte der Münsterländer in der Freiheit und unterm väterlichen Regiment seiner selbst gelebt; nun mit einem Male wurde er von verhaßten Fremdlingen, die noch dazu Ketzer waren, in die bureaukratische Preßschraube der Unfreiheit und in die militairische Zwangsjacke des unbedingten Gehorsams gepreßt, und noch dazu ohne Uebergangsstufe; — das war in der That mehr, als der Mensch ertragen kann.

Unter den zugegangenen preußischen Beamten gab es doch viele ältere, welche die Fehlerhaftigkeit des von ihrer Regierung befolgten Prinzips erkannten. Von langer Zeit her waren sie mit den münsterschen Zuständen vertraut; oft hatten sie die Stadt besucht und in ihr Freunde gewonnen, die es nun auch geblieben. Wenn aber diese Beamten in rein patriotischem Gefühl für das Preußenthum es sich herausnahmen, an maßgebender Stelle Winke fallen zu lassen, so wurden sie mit einem „Herr, das verstehen Sie nicht!" angeherrscht, wenn der kecke Patriot einer höhern Beamtenklasse angehörte, oder mit einem „Nicht raisonnirt, das Maul gehalten!" standen sie in einer niedern Schicht des Beamtenthums.

Daß ein Mann, wie Stein, in der Organisation und Regierung des neu erworbenen Landes

so taktlos vorging, erklärten sich jene Patrioten durch ein Gebundensein der Hände des Präsidenten. Hörte doch Stein den Rath der angesehensten Mitglieder des Domkapitels, vor allen einen Fürstenberg, einen Spiegel; hatte er sich doch, auf des Dombechanten Rath, im Collegio der Kriegs- und Domainenkammer auch mit Männern umgeben, die in der fürstbischöflichen Hofkammer und bei anderen Behörden im Landesdienst sich bewährt hatten oder darin ergraut waren, und darum die Zustände ihres Heimathlandes genau kannten! Die Vermuthung lag daher sehr nahe, daß Stein Vorschläge und Anträge zur Systems-Wechselung gemacht, die eine Nothwendigkeit war, wollte man Münster und das Münsterland auf möglichst kürzestem Wege für Preußen gewinnen; allein die Herren am grünen Tisch des General-Directoriums, das in dem stattlichen Gebäude beim Gießhause in Berlin seine Sitzungen hielt, waren viel klüger und weiser, als ihr Untergebener in den neuen Provinzen, der den Herren aus der Schule Friedrichs des Zweiten, an dessen Statt getreten zu sein sie sich einbildeten, Ordre zu pariren und nicht weiter zu raisonniren hatte. „Nicht raisonniren!" das war

ein Lieblingsspruch des damaligen preußischen Beamtenthums in Civil- wie in Militairkreisen.

Ein Immediat-Bericht, den Stein, so hieß es, unmittelbar an den König eingereicht, und worin er die Zustände der neu erworbenen geistlichen Länder in Westfalen geschildert, wie sie waren, nicht wie sie dem Könige durch die gefärbten Gläser des General-Directoriums und des betreffenden Cabinetsministers vor Augen geführt, sei die nächste Veranlassung zu Stein's Berufung in's Ministerium gewesen. Nun werde es, so hoffte man, wol besser werden; und es wurde unter Stein's Nachfolger, dem Freiherrn von Vincke, besser, wiewol nur um ein Kleines; denn die Dauer von Stein's Ministerial-Wirksamkeit, von seinem Eintritt in's General-Directorium bis zur Sündfluth von Jena und Auerstedt, war zu kurz gewesen, um den Widerstand ganz zu bezwingen, den ihm bei jedem Schritt und Tritt und bei jedem Federzug seine neuen Amtsgenossen vom starrsten Schwarzweißenthum und seiner Unfehlbarkeit entgegenstellten.

Wahrlich, dieses Preußenthum, das die Seele des Weisen von Sanssouci gezeugt und die unbefleckte Empfängniß des Volks geboren hat, das aber keinen Mentor gefunden hatte, den Neuling in der Welt zu erziehen, um ihn von den Unarten frei

zu machen, die der Jugend unveränderlich anhangen; dieses Preußenthum stand im Jahre 1806, und damals schon seit lange, geradezu auf dem nämlichen Standpunkte, auf dem das Papstthum seit Jahrhunderten steht; es hielt sich in seinem Uebermuth und hoffärtigen Dünkel für unfehlbar, für unwiderstehlich und unüberwindlich, für einen unmittelbaren Ausfluß des heiligen Geistes, der ein Halbjahrhundert lang vom Gipfel des Bornstedter Berges nach allen Himmelsgegenden gestrahlt.

Sonderbar, daß die Fürsten, die dort oben in Schwaben an der Rauhen Alp auf einem Vorberge von weißem Jura, innerhalb des Hohenzollern-Gemäuers der Sage nach entsprungen sind, und die sich von da über die Nürnberger Burg nach der brandenburgischen Mark und dem Ordensland der Prusai verpflanzt haben, wenn ihnen nicht selbst der Geist und die Charakterstärke beiwohnte, die nothwendig sind, um den Bedrängnissen des Lebens zu begegnen, nie von einem ihrer Unterthanen aus schwerer Noth gerettet worden sind, sondern immer von Fremdlingen und von Leuten, die das spezifische Brandenburger- und spätere Preußenthum für Eindringlinge erachtete.

In unserm Jahrhundert, da einer der Edel-

sten der Hohenzollern, aber auch einer der Schwachen seines Geschlechts, in der schwersten Noth lag, die jemals ein Fürst vor ihm erduldet und getragen hat, sind es Fremdlinge gewesen, die durch die Kraft ihrer geistigen Gaben und ihres Willens ihn vom Abgrund des Verderbens, vom Untergang gerettet haben: — Stein, der Freiherr von der unmittelbaren Reichsritterschaft; Hardenberg, der grubenhagensche Edelmann; Scharnhorst, der calenbergsche Landmannssohn und kurbraunschweig-lüneburgsche Artillerie-Lieutenant; Blücher, der mecklenburgsche Ritter ohne Furcht und Tadel; Gneisenau, der Franke, Sohn von einem Diener des Fürstbischofs von Würzburg; Ribbentrop, ein braunschweig-wolfenbüttelsches Landeskind. Alle anderen sind nur die, allerdings sehr werkthätigen mit Blut getauften, Maschinen gewesen, die niemals in Bewegung gekommen wären, wäre nicht jene geistige Willenskraft an's Tageslicht getreten.

Eine Ausnahme hat stattgefunden. Auf sie kommen diese Erinnerungsblätter in einer spätern Lebensperiode des Wallfahrers zurück. Aber diese Ausnahme, die auch der neuern Zeit gehört, giebt nicht Berechtigung, sich mit einem spezifischen Preußenthum zu spreitzen, da streng genommen,

eben diese Ausnahme auch nur eine nothwendige Folge von jener Regel gewesen ist.

Blücher stand, als er Oberbefehlshaber der in den westfälischen Provinzen garnisonirenden Kriegsvölker war, nicht auf der Höhe der Zeit. Er erkannte nicht ihren Geist. Erst Auerstedt und Lübeck haben ihn zur Erkenntniß gebracht. Um politische Dinge sich gar nicht kümmernd, den Verfassungs- und allgemein gesellschaftlichen Zuständen der Länder, — in denen er seit dem Baseler Frieden den Militair-Oberbefehl geführt hatte, bald hier, bald da sein Hauptquartier aufschlagend, bis er in Münster seit 1803 sein festes Standquartier gefunden, — wenig oder gar keine Theilnahme zuwendend, wurde er von Stein und in der Folge von Vincke dann und wann wol um seine Meinung befragt; allein der alte Husar wußte in der Regel keine Auskunft zu geben; „Dinge, hieß es dann, die nur die Federfuchser interessirten, seien immer von ihm weit ab gewesen.“ Blücher hatte Manieren, die in fein gebildeter Gesellschaft nicht für zuläßig erachtet werden. Damit stieß er in Münsters aristokratischen Männer- und besonders Frauen-Kreisen, in denen Sitte und Bildung, aber nicht „Ziererei und Prüderie“ herrschten, gewaltig an; und Aergerniß er-

regte es, daß der General ein geschworener Feind der deutschen Grammatik war und in aller Einfalt den Anlauf nehmen zu wollen schien, ihr Gebäude umzustürzen und nach seinem Geschmack neu aufzubauen. Der alte Haudegen hatte in diesem gewagten Unternehmen einen schweren Stand. Sein schlimmster Gegner war das junge, heitere und lustige Mädchenvolk, mit dessen reizendem Flor die alten und reichen Familien der münsterschen Ritterschaft damals sehr gesegnet waren, wie denn überhaupt Münster sich als Heimath eines schönen Frauengeschlechts weit und breit kund that. Die lieblichen Kinder neckten den General wegen der entsetzlichen und sprachverwirrenden Ueberschreitungen der grammatischen Regeln, die er sich zu Schulden kommen ließ, und sie spotteten seiner mit treuherziger Gemüthlichkeit; machten sie es ihm aber zu arg, so war er frei genug, sie beim Kopf zu fassen und ihnen mit seinem grauen Schnurrbart auf der Oberlippe einen herzhaften Kuß auf die Stirn zu drücken. In den geselligen Kreisen der Aristokratie, in denen der alte Husar kraft seiner Stellung Eingang gefunden hatte, war, wie in allen Landen deutscher Zunge, das Kartenspiel ein Mittel zur Förderung der Unterhaltung, — oder zur Aufre-

gung der Leidenschaften und der aus ungebändigten Leidenschaften entspringenden Laster, wie der Wallfahrer Zeit seines Lebens das Spiel genannt hat, möge es einen Namen haben, welchen es wolle; — allein in Münster wurde es in adeligen und in bürgerlichen Familien, im Casino und im Club, mit Maß betrieben, und nur als Lückenbüßer angesehen, wenn der Stoff der Unterhaltung, die sich um allgemein menschliche, literarische und politische Verhältnisse, auch um Stadtneuigkeiten, bewegte, auszugehen drohte. Darum erregte es in Münster nicht geringes Mißfallen, daß General Blücher dem gesellschaftlichen Kartenspiel mit Leidenschaft ergeben war, daß er es nicht mehr als Unterhaltungsmittel ansah, sondern den dabei möglicher Weise zu erwartenden Gewinn hauptsächlich in's Auge gefaßt hatte, und Whist, l'Hombre, Boston langweilig findend, das Glücksspiel auf die Bahn zu bringen trachtete, was ihn aber bei den ehrenfesten Gliedern der münsterschen Ritterschaft, mit sehr seltenen Ausnahmen, nicht gelingen wollte, so daß er sich als Spielgenossen auf seine Kameraden, die übrigen Generale, die Stabsoffiziere und auch auf die Wohlhabenderen der jüngeren Officiere vom Subalternenstande beschränkt sah, die sich eine Ehre daraus machen

mußten, von ihrem obersten Vorgesetzten zum Spiel aufgefordert zu werden.

Blücher hatte seine Wohnung auf dem Schlosse im Erdgeschoß zur linken Seite des Portals, wenn man von der Frauenstraße auf den Schloßplatz tritt. Bei guter Witterung, wenn viel Gesellschaft im Schloßgarten war, liebte er es, in einen einfachen Ueberrock gekleidet, sich unter die Spaziergänger zu mischen und sich beim Kaffeewirth auf der ersten besten Bank an einem Tische niederzulassen, um den ein achtbarer Bürger der Stadt mit seiner Familie und mit Freunden bereits Platz genommen hatten. Die Unterhaltung, die dann geführt wurde, war komisch mit anzuhören, erstlich: des Stoffs wegen, wozu der General die Anregung gab und der immer die Familien- und Gewerbsverhältnisse der Tischgenossen betraf, nach denen er sich sehr genau erkundigte und über die ihm alle Auskunft bereitwilligst gegeben wurde; und zweitens: der Sprache halber, in welcher die Unterhaltung geführt wurde, denn diese Sprache war Seitens des Generals sein eigenthümliches Hochdeutsch im Ausdruck seiner heimathlichen niedersächsisch-mecklenburgischen Mundart, gemischt mit Idiotismen dieser und der pommerschen Mundart und vieler anderen Dialekte mehr; und Seitens der Tisch-

genossen das münstersche Plattdeutsch, dem man einen Anflug vom Hochdeutschen zu geben suchte, was seine Wirkung nicht selten ganz verfehlte. Diese Doppelzungen brachten oft ein gewaltiges Sprachwirrniß und die wunderlichsten Mißverständnisse hervor, die, wenn man sich nach langem Mühen endlich verständigt hatte, von beiden Seiten zum Ausbruch eines lauten Gelächters führten. Auch gegen den Kleinbürgerstand, den Handwerksmann, und die niederen Volksklassen der Stadt war General Blücher die Humanität in ihrer Verkörperung. Ohne seiner Würde auch nur das Mindeste zu vergeben, aber auch Feind aller Vornehmthuerei, näherte er sich diesen Klassen der Einwohnerschaft von Münster mit jener treuherzigen Derbheit, die dem Menschen auf niederer Bildungsstufe so wohlthuend ist. Ohne Popularität zu suchen, oder gar nach ihr zu haschen, war er, der General der verhaßten Preußen, noch dazu ein Ketzer, doch der Mann des Volks geworden, den man nicht blos achtete, sondern auch in der That liebte. Für damalige Stimmungen eine sehr beachtenswerthe Erscheinung. Blücher gab, ohne daß er es eigentlich gewollt hatte, das greifbare Beispiel, wie es anzufangen sei, die Zuneigung einer unter eine neue Regierung gekommenen

Bevölkerung zu gewinnen. Für die Art, wie er es gemacht, gab es keine Erklärung, es sei denn, daß diese Art der Ausdruck seiner Gefühlsweise und seines ganzen innern Menschen sei.

Blücher stand auf diesem Felde des Wirkens durchaus vereinzelt. Keiner der übrigen Generale und Stabsoffiziere nahm sein Beispiel sich zum Muster, ihm aber gebrach es an dem Talent, es auf die Anderen fortzupflanzen, für die es im Dienstreglement keinen Paragraphen gab, welcher den Gegenstand berücksichtigt hätte. Das Reglement war aber das Alpha und das Omega des preußischen Offiziers, der nicht links, nicht rechts schaute. Was kümmerten ihn die Pfaffen, was die Betbrüder des münsterschen Erbadels, was die bürgerliche Bagage; die Bauerlümmel zu drillen und zu dressiren, zu maltraitiren und zu frikassiren, das war die Aufgabe, die er zu lösen hatte; — so wurde in Offizierskreisen gesprochen und nach solchen Maximen gehandelt.

Von den übrigen Generalen, die in Münster standen, hat keiner etwas Bemerkenswerthes im Erinnerungsvermögen des Wallfahrers zurückgelassen, mit Ausnahme des General-Majors von Wobeser, auf den er weiter unten zurück zu kommen gedenkt. Große militairische Schaustel-

lungen, damals „Musterungen", heute Schwenkungen," aber in wälscher Sprache, genannt, haben innerhalb der vier Jahre von 1803—1806 nur ein Mal stattgefunden. Diese einzige „Revüe" wurde auf dem großen Ericafelde der Loddenheide abgehalten, die eine Stunde Weges südlich von Münster entfernt ist. Viele Regimenter zu Fuß und zu Pferd aus anderen Garnisonorten der westfälischen Provinzen, von Wesel, Hamm, Paderborn, Bielefeld, Minden und kleineren Städten waren zur Revüe zusammengezogen worden. Diese Schaustellung war für die Münsteraner etwas ganz Neues, für den Wallfahrer und dessen Brüder nicht minder! Die Erlaubniß, hinauswandern zu dürfen, wurde vom Vater nicht gern und nicht leicht ertheilt, des Gedränges wegen, von dem die Mutter besorgte, daß es den Kindern gefährlich werden könnte. Das Gedränge war groß: fast ganz Münster, Jung und Alt, männlichen und weiblichen Geschlechts, war auf den Beinen, in langen Reihen hinauszuwandern nach der Loddenheide, die indeß Raum genug hatte, die vielen Menschen zu fassen. Von Gefahr war nicht die Rede, aber auch nicht vom Erschauen des militairischen Schauspiels: Staubwolken über Staubwolken wirbelten gen Himmel und verhüllten und

bedeckten die langen Soldatenreihen, eben so wie den Gürtelkeis der zuschauenden Männer und Frauen zu Wagen, zu Roß und zu Fuß. An diesen Effect der Bewegung so vieler Menschen und Pferde auf dem sandigen Blachfelde der Loddenheide hatte man vorher nicht gedacht: die Zuschauer kehrten wenig befriedigt und mißmuthig in die Stadt zurück. Es hatte sich um den Schlußstein des Revüegebäudes gehandelt, um das, was man heute „große Parade" nennt. An diesem Tage sah der Wallfahrer den General Blücher zum ersten Mal hoch zu Roß, nachher als Reiter nur noch ein einziges Mal, als sein Husarenregiment durch Münster zog, bei welcher Gelegenheit er auch die schöne rothe, mit Silberstickerei und Silberschnüren und Borten reich verzierte Uniform des Regiments angelegt hatte. Der Wallfahrer kommt darauf zurück.

Die Garnison von Münster bestand aus dem Grenadierbataillon von Hollmann, dem Fußregiment von Hacke Musketier, welches zuletzt von dem Regiment von Schladen abgelöst wurde, den Füsilierbataillonen von Ivernois und Ernest, dem Dragonerregiment von Wobeser und einer Compagnie Fußartillerie.

Grenadiere und Musketiere trugen blaue Röcke mit verschiedenfarbigen Kragen und Aufschlägen,

weiße Westen und Unterkleider, und schwarze, lange Gamaschen, die bis über's Knie reichten; der Rock war von Tuch, alles Uebrige von leichterm Wollenstoff.

Aber wie war dieses Tuch beschaffen, wie dieser Wollenstoff? In Münster war der Uniformsstoff der preußischen Soldaten ein Gegenstand des berechtigtsten Spottes. Ist das ein Gewebe, was die Leute als Hose tragen müssen? Es sieht ja aus wie ein grobes Sieb, durch das man graue Erbsen werfen kann! So spottete man laut, auch in Gegenwart von Offizieren zu deren äußerlichem Verdruß, aber mit innerlicher Zustimmung, wenn der Offizier ein Seconde-Lieutenant, oder ein General-Lieutenant war. Die weiße Weste mit Schößen, die bei den Grenadieren und Musketieren den Unterleib deckten, war nicht eine vollständige, sondern nur ein Stück von einer Weste, das an den Uniformsrock angenäht war. Alles Zeug war so knapp zugeschnitten, daß der Mann, der in diese Uniformsstücke gesteckt wurde, sich kaum rühren konnte, er stand da wie eine Draht- und Gliederpuppe, deren Arme und Beine nur bis zu einem gewissen Punkt in Bewegung gesetzt werden können. Um den Hals mußte er eine weiß vorgestoßene rothe oder schwarze schmale Binde schnal-

len, die ärger als ein Halseisen ihm den Athem versetzte.

Das System, welches dem Bekleidungswesen in der preußischen Armee zum Grunde lag, trug die Schuld an der in jeder Beziehung mangelhaften und zweckwidrigen Bekleidung des Soldaten. Nicht der König war es, der den Mann, welcher ihn und das Vaterland vertheidigen sollte, kleidete, sondern der Compagnie- und Schwadrons-Chef war es, dem diese Pflicht oblag. Der König gab nur das Geld zur Deckung der Unkosten. Jede Compagnie und jede Schwadron hatte für ihre etatsmäßige Stärke, sei es im Frieden oder im Kriege, einen bestimmten Satz für den Mann und auf's Jahr, bei dem das Oberkriegscollegium, so nannte man das Kriegsministerium, eben nicht aus dem Vollen gegriffen hatte, sondern bei einem Minimum stehen geblieben war. Der Betrag dieses Bekleidungsetats wurde dem Compagnie- und Schwadrons-Chef von der Kriegskasse zur Verfügung gestellt und es lediglich seinem Ermessen anheim gegeben, wie und auf welche Weise er ihn zu dem bestimmten Zwecke verwenden wolle, wenn es nur mit gehöriger und strengster Berücksichtigung des vorgeschriebenen Schnitts der Uniformsstücke geschah. Und dieser Schnitt spielte, in Ver-

bindung mit allerhand Spielereien im äußern Schmuck, bei der preußischen Armee eine sehr große Rolle, man hielt ihn, diesen Nebenkram, es darf gesagt werden, für das Wesen eines Kriegsheeres, daher denn auch der General-Inspectoren erste Pflicht war, bei ihren Musterungen auf regelrechteste Beachtung des Schnitts der Uniformen und ihres Aufputzes zu sehen.

Aus dem sehr knapp berechneten Geldetat folgte von selbst der knappe Zuschnitt der Montirungsstücke. Der Compagnie- und Schwadrons-Inhaber war kaum ein Kriegsmann mehr, eher ein Tuchhändler und Schneider, der mit seinem Gehülfen, dem Feldwebel oder Wachtmeister, sehr genau rechnen mußte, wenn er mit seinem Bekleidungsetat auskommen wollte, wie es von ihm verlangt wurde. Große Erschwerung darin fand er in den unaufhörlichen, nie endenden Abwechselungen im Zuschnitt, bald des einen, bald des andern der Uniformsstücke und seiner Verputzung, in welcher Schwäche der im Ganzen sonst so verständige König Friedrich Wilhelm III. eine große Stärke besaß. Die aus diesen Veränderungen entspringenden Unkosten wurden nicht gut gethan, sondern mußten vom Bekleidungsetat bestritten werden. Wie sehr jeder Offizier auf's Vorrücken

zu höhere Stellung hoffte und sich im Voraus freute, im nächsten Parolebefehl sein Avancement zu hören und zu lesen, doch verschwand diese Vorfreude, wenn der Stabshauptmann oder Stabsrittmeister wirklicher Hauptmann oder wirklicher Rittmeister geworden war, denn nun hörte alle Gemüthlichkeit auf, wenn er nicht eigenes Vermögen besaß. Er lud eine Last von Sorgen auf seine Schultern, die noch nach langen, langen Jahren, selbst dann noch, wenn er die Generalsuniform trug, schwer auf sie drückte. Er mußte nämlich seinem Vorgänger die Compagnie oder Schwadron — abkaufen, das heißt die Mehrkosten ersetzen, die derselbe über den Etat aus eigenen Mitteln bestritten hatte. War der Vorgänger lange Inhaber des Truppentheils, und dazu kein guter Rechenmeister gewesen, so konnte der Betrag dieser Mehrkosten viele tausend Thaler betragen, und es steigerte sich derselbe, wenn des Hauptmanns Feldwebel oder des Rittmeisters Wachtmeister nicht ein ehrlicher Mann gewesen war, was denn doch auch vorkommen konnte. Auch trug es sich zu, indessen höchst selten, daß der eine oder der andere der Compagnie- und Schwadrons-Chefs, über den Begriff von Mein und Dein mit sich selbst nicht recht im Reinen seiend, mit kauf-

männischer Gewandtheit den an sich schon so dehnbaren Montirungsstoff längs der Elle zu strecken verstand. Klagte dann der Schneider, daß er mit dem zugemessenen Zeug nicht reichen könne, so wurden ihm Tod und Teufel an den Hals geworfen und er zur Ersetzung des zu wenig Empfangenen verurtheilt.

So waren die Folgen eines verrotteten Systems, das im ganzen Staatsschiff, von der höchsten Spitze des großen Mastes bis auf den niedrigsten Boden des Raums und bis auf den Rand des Kiels Platz gegriffen hatte, das aber endlich durch die große Fluth von Jena und Auerstedt glücklicher Weise über Bord geschwemmt wurde.

Die Grenadiere von Hallmann trugen ponceaurothe Kragen und Aufschläge, die Musketiere vom Regiment Hacke gelbe, und das Regiment Schladen hellroth-fleischfarbige. Die Grenadiere hatten zur Kopfbedeckung fabelhaft gestaltete Spitzmützen, wie heut zu Tage das in Potsdam garnisonirende erste Garderegiment zu Fuß in Folge eines letztwillig festgesetzten Vermächtnisses sie tragen soll, was aber auf feierliche Gelegenheiten eingeschränkt worden ist, mit dem Unterschied jedoch, daß die Mützen der Hollmannschen Grenadiere kleine Schirme hatten, zum Schutz der Augen wider Sonnenschein und

Regen, was bei den Potsdamer „Fußwächtern" nicht der Fall ist. Die Musketiere dagegen trugen kleine, dreieckige Hüte, sogenannte Oellampen oder Dreimaster, von einem groben Stoff, den man Filz nannte. Bessern Filz findet man bei den turkisischen und tatarischen Wandervölkern in den Steppen Hochasiens. Diese Hüte waren mit einer Borte eingefaßt, weiß oder gelb, je nach der Farbe der Uniformsknöpfe, die bei den verschiedenen Regimentern verschieden war.

Die Füsiliere gingen grün gekleidet. Ihr Rock hatte noch kürzere Schöße, als bei den Grenadieren und Musketieren, und glich eher einer Jacke, als einem Rock. Auch sie trugen weiße Unterkleider und schwarze Gamaschen, die aber kürzer waren, als bei jenen Waffengattungen, indem sie nur bis an's Knie reichten. Die Kopfbedeckung der Füsiliere war ein Tschako von dem Filz genannten Stoff und von Gestalt eines abgestumpften Kegels, an dessen Vorderseite der preußische Adler prangte, in weißem oder gelbem Metall, wiederum nach der Farbe der Knöpfe wechselnd. Das Bataillon Jvernois hatte rothe Kragen und Aufschläge, das Bataillon Ernest weiße.

Die Flinten der Füsiliere waren kürzer, leichter und mit kürzeren Bayonneten, als bei den Mus-

ketieren und Grenadieren, die Schießgewehre trugen, welche ihrem Gewichte nach an die Luntenflinten des 16. Jahrhunderts erinnern konnten. Der erste der Paragraphen im Reglement, welcher von den Waffen handelte, lautete: Die Läufe dieser unlenksamen Waffe so blank zu putzen, und ihre schwarz gebeizten Schäfte so blank zu lackiren, daß man sich darin spiegeln konnte; und wehe dem unglücklichen Grenadier und Musketier, dem für Ausübung dieser höchst wichtigen Kunst der liebe Gott eine geschickte Hand versagt hatte. Bei den Flinten der Füsiliere war der Schaft in der natürlichen Farbe des Holzes. Sie waren wenigstens einer Pein bar, des Schaftlackirens.

Das Fußvolk der Grenadiere und Musketiere hatte weißes Lederzeug, das der Füsiliere schwarzes. Bei jenem wurde die riesenförmige Patrontasche über die linke Schulter nach hinten abfallend getragen, bei diesem die kleinere Tasche vorne und um den Leib geschnallt, vermittelst eines Riemens, an dem auch das Seitengewehr hing, das bei den Füsilieren die Gestalt eines breiten Fleischermessers, hatte, bei den Grenadieren und Musketieren die einer kurzen, schmalen, gekrümmten Damascenerklinge. Diese Truppengattungen trugen ihre kolossalen Tornister, die weniger mit Kleidungs-

stücken, als mit einer Ueberfülle von Putzzeug und anderm im Kriege überflüssigen Krimskram vollgepfropft waren, über beide Schultern, die Füsiliere aber den ihrigen, der viel kleiner, leichter, manierlicher und zweckmäßiger, an einem schmalen Riemen über die linke Schulter nach hinten fallend auf der rechten Hüfte. Ueberhaupt zeichnete sich die Ausrüstung dieser Waffe der Füsiliere vor der des andern Fußvolks durch größere Zweckmäßigkeit für den Kriegsgebrauch vortheilhaft aus. Friedrich II. hatte die Waffe nicht gekannt. Sie war unter der Regierung des Neffen, vorzüglich auf Betrieb seines Günstlings Bischofswerder entstanden.

Daß der unvermeidliche Zopf nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. War er doch das Allernothwendigste bei der Ausrüstung eines preußischen Soldaten. Wem die Naturkraft es versagt hatte, einen natürlichen Zopf zu hegen und zu pflegen, dem wurde ein künstlicher in den Nacken gehängt. Am längsten mußte der Zopf bei den Grenadieren sein, am kürzesten bei den Füsilieren. Das Maß der Zopflänge für jede Truppengattung war aus des Königs Palais zu Berlin vom Oberkriegs-Collegio nach Zollen und Linien auf's Allergenaueste vorgeschrieben. Jeder Offizier der Compagnie und jeder

ihrer Unteroffiziere trug den Zollstock bei sich, um die Normallänge zu mustern. Man erzählte sich von einem komisch-tragischen Fall, wozu das Zopfmaß Anlaß gegeben hatte. Ein junger Seconde-Lieutenant vom Schladenschen Regiment, der seinen Zollstock verloren hatte, war in den Laden eines Instrumentenmachers, welcher auch ein Lager von fremden Waaren seines Faches hielt, gegangen, um sich einen neuen zu kaufen. Viele Kunden waren im Laden gewesen, so daß der Instrumentenmacher im Drange des Geschäfts sich vergriffen, und statt eines Zollstockes mit rheinländisch-preußischem Maße, einen mit Pariser Maß gefaßt hatte. Als nun folgenden Morgens der Offizier eine Musterung seiner Leute vornahm, kam es ihm vor, daß der Zopf eines Mannes nicht die normalmäßige Länge habe; flugs war der neue Zollstock bei der Hand, und an den Zopf gelegt, dessen Maß viel zu kurz gefunden wurde. „Musketier Claus vor," schrie der Offizier wüthend, „Unteroffizier Barthold vor, zwanzig Fuchtel dem Bauerkümmel von Kerl!" — „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" — Und Barthold zählte dem unglücklichen Claus, den er als den ordentlichsten und pünktlichsten Musketier kannte, die verordneten zwanzig Fuchtel auf. Und warum wurde der

arme Claus gemißhandelt? weil der unbärtige Zopfheld von adeligem Lieutenantslaffen nicht wußte, daß es in der Welt mehr als ein Längenmaß giebt, worüber er erst von einem ältern Offizier der Artillerie oder derjenigen Waffengattung aufgeklärt werden mußte, die von den Offizieren des Fußvolks und der Reiterei verachtet wurde, weil in ihr Leute dienten, die etwas gelernt haben mußten, und Lernen geziemte sich wol für die bürgerliche Canaille, nicht aber, auf Ehre! für die ritterliche Ehre eines Herrn — von — Habenichts. Claus hatte über die Unwissenheit seines Lieutenants doch seine Fuchtel fort, aber Barthold war gelinde mit ihm umgegangen. Weil nun der Zopf als ein Hauptstück der Ausrüstung in größter Verehrung stand, so wurde ihm auch eine Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die in Menschenquälerei ausartete; denn für die Sonntagsparade mußten, weil lange Zeit dazu gehörte, der Zopf schon Abends vorher gedreht und gewickelt und das Seitenhaar an beiden Schläfen zur Rolllocke geringelt, und der ganze Kopf geschmiert und gepudert, und zugleich das wollene Halseisen angelegt werden. An ein Niederlegen, an ein Schlafen war nicht zu denken, damit Zopf und Kopf ja nicht aus dem Geschicke kämen. Die

armen Teufel von unglücklichen Trägern dieser Zöpfe und Köpfe mußten die ganze Nacht stehend zubringen. Dann begannen bei Anbruch des Tages die Schlaftrunkenen und Ermüdeten ihr Ankleiden, was auch keine Kleinigkeit war: enge Kleider, die in den Nähten rissen, auch wol im Zeuge selbst; da war dann Holland in Noth! Doch suchten sich die Kameraden, die Leidensgefährten, durch brüderlichen Beistand zu helfen, so gut es gehen wollte. Das Anziehen der Gamaschen war eine Geduldsprobe, die selbst den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen konnte: an jedem Beine die enge Gamasche zu befestigen, vermöge der zwei Dutzend Knöpfe, die jede hatte, und welche in die zu kleinen Knopflöcher passen mußten, das war eine Herkulesarbeit!

Sehr drollig und zugleich kindisch klang es, wenn die jungen Herren mit dem Spieß sich darüber lustig machten, daß die Fußsoldaten der republikanischen Heere kein Seitengewehr trugen. „Das ist gar kein Soldat, meinten sie, der nicht seinen Infanteriesäbel an der linken Seite hat." O, über die Junker des eingefleischten Preußenthums! Als wäre in der neuern Kriegführung jemals ein Gefecht, geschweige denn eine Schlacht

durch die blanke Waffe des Fußsoldaten entschieden worden.

Irgend ein Pedant beim Oberkriegscollegio, vielleicht der Feldmarschall-Präsident selbst, der regierende Herzog Carl zu Braunschweig, Durchlaucht, hatte die wichtige Entdeckung gemacht, daß es nicht allein weit schöner aussehe, sondern auch viel zweckmäßiger sei, die Infanterie-Offiziere den Degen nicht auf der Seite, sondern auf der — hintern Schattenseite des menschlichen Unterkörpers tragen zu lassen. Das sah ein jeder von den übrigen Herren des Collegiums ein; klar wie die Sonne war in ihren Augen diese kostbare Erfindung, die sofort in Anwendung gebracht wurde, weil man sich davon einen großen Erfolg, zugleich eine Läuterung des Geschmacks in der militairischen Ausrüstung so sicher versprach, wie zweimal zwei — vier ist! Da war der Wallfahrer eines Mittwochs, als unter den Bogen des Prinzipalmarkts Wochenmarkt gehalten wurde, Zeuge, wie ein Stabsoffizier vom Regiment Schladen, des ungewohnten Tragens seines Degens halber, Veranlassung gab zu einem homerischen Gelächter des münsterschen Bürgers. Er kam daher geschritten, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, mit einer Miene angethan, die Achtung hätte einflößen können,

wäre eine andere Figur, als diese, Inhaberin derselben gewesen. Der breite Prinzipalmarkt schien dem Helden vom Schladenschen Regiment zu eng zu sein, so gespreizt stellte er die kurzen Beine, an deren Hackenenden mächtige Sporen von Silber prangten. Die kleine Kosackennase, nach spezifisch preußenthümlichem Hochmuth gen Himmel gewandt, sahen seine Augen nichts von alle dem, was fünftehalb Fuß unter ihrer Niveaulinie vorging. Plötzlich stieß der gestrenge Herr Obristwachtmeister mit dem Fuß an ein Stück Holz, das von einem der zu Markt gekommenen Bauerwagen mit Brennholz herabgefallen war. In's Stolpern kommen, den Spieß sich in den Sporen und dann zwischen den Beinen verwickeln sehen, und darauf den ganzen kurzen Mann wie ein Klotz hinstürzen und alle Viere von sich strecken, die silberne Schärpe um den Leib und die silbernen Achselschnüre der linken Schulter mit dem Geschirr der Bauernpferde ein Knäuel werden, und den mächtigen Stürmer von Uniformshut weit weg fliegen sehen, war das Werk eines Augenblicks, der rascher verging, als diese Zeilen niedergeschrieben werden konnten. „Claus!" brüllte der Obristwachtmeister auf seinem harten Lager dem auf zehn Schritt Distanz hinter ihm schrei-

tenden Soldaten zu, der, den Sturz wahrnehmend, rasch hinzugetreten war. „Kerl, wie kann Er sich unterstehen, schon bei mich zu stehen, da ich ihn ja jetzt eben erst gerufen habe? Zehn Schritt Distanz, infamer Schlingel, kennt Er das Reglement nicht?“ Claus entschuldigte sich: er wolle ja nur dem gnädigen Herrn Obristwachtmeister behülflich sein — „Nicht räsonnirt, Kerl! nicht gemuckst, Esel! Zehn Fuchtel mit der Klinge vom Unteroffizier Barthold, morgen früh bei's Exerciren!“ Claus machte ein trübselig Gesicht. „Na nu, Claus, jeb ich ihn die Erlaubniß, mich uffzuhelfen.“ Und Claus trat hinzu und brachte seinen schwerfälligen Fuchtelmeister wieder auf die Beine. Wie man später hörte, waren ihm die zehn Distanz-Fuchtel erlassen und in Arreststrafe verwandelt worden.

Das Regiment Wobeser Dragoner bestand aus lauter schönen, großen, stattlichen Mannschaften, mit hohen kräftigen Pferden wohl beritten. Die Dragoner trugen hellblaue Collets, Kragen und Aufschläge weiß, Unterkleider von weißem Leder, hohe Reiter-, sogenannte Kanonenstiefel, Kopfbedeckung ein großer Hut von dreieckiger Form und einen weißen Federbusch darauf, im großen Dienst zu Pferd weißlederne Stülphandschuhe. Die

Pferde hatten hellblaue Schabracken mit weißem Besatz unterm Sattel. Die Bewaffnung bestand in einem großen Schleppsäbel mit weißer Metallscheide, einem Carabiner und zwei Pistolen. Das Regiment lag in einem großen dreistockhohen Gebäude, das schon unter fürstbischöflicher Regierung zur Caserne für das einzigste Reiterregiment des Hochstifts gedient hatte. Es lag im Krummentimpen, einer engen, krummlaufenden, schmutzigen Gasse, und hatte große Stallungen um einen geräumigen Hof, der mit der Hinterseite an's Aaflüßchen stieß. Wer von den Dragonern nicht in der Caserne Platz gefunden hatte, war in dem umliegenden Stadttheile bei den Bürgern, deren Häuser mit Stallungen versehen waren, untergebracht.

General von Wobeser, der Chef dieses Regiments, war ein großer, etwas beleibter Herr, dem, wenn er zu Pferde saß, man es ansah, er müsse ein echter Reiterführer sein. Aus seinem Gesicht strahlte ein ungemein lieblicher Ausdruck von Wohlwollen, wegen dessen er sich auch in der Stadt bekannt gemacht hatte. Er wohnte auf dem Schloßplatz im ehemaligen fürstbischöflichen Marstall, einem vom Schloß abseits stehenden, sehr stattlich und elegant aussehenden Gebäude, dessen

Oberstock über den Stallungsräumen zu sehr schönen Wohnungen eingerichtet war, die den Gemächern des Unterstocks im Schlosse nicht im mindesten nachstanden. Im Marstall selbst standen Blücher's und Wobeser's und deren Adjutanten Dienst- und Luxuspferde, Reit- und Zugpferde, Alles ausgesuchte Thiere. Den General Wobeser sah man oft reiten und sein Pferd wacker umhertummeln, was auf den Promenaden des Stadtwalls geschah, bei trockenem Wetter nicht selten zur großen Belästigung der spazierenden Fußgänger, wegen des Staubs, den er sowol, als sein Reitknecht und der Dragoner erregte, den er als Ordonnanz in voller Uniform hinter sich hatte.

Die Dragoner hatten ihren Uebungsplatz auf dem Schloßplatze, wo ein Raum zur Reitbahn eingerichtet war, ein anderer zum Erlernen des Dienstes zu Fuß im Marschiren, im Fechten, im Gebrauch des Carabiners u. d. m. diente. Die Reiter lebten bei diesen Uebungen im Vergleich zu den Fußsoldaten wie — Gott in Frankreich! Selten oder fast nie hörte der Vorübergehende bei den Dragonern, weder von Offizieren noch Unteroffizieren, jenes Schreien, Poltern, Brüllen, Schimpfen und Fluchen, jene Ausbrüche gemeinster Rohheit und rohester Gemeinheit, wegen deren

die Corps der Offiziere und Unteroffiziere bei den Fußvölkern so berüchtigt waren. Weil die Kunde von der humanen Behandlung der Rekruten und eingeschulten Reiter bei Wobeser Dragoner sich sehr bald im Lande verbreitet hatte, so boten die Wirthe der Schulzenhöfe und Colonate Alles auf, ihre Söhne, wenn die Reihe, Soldat zu werden, an sie gekommen war, bei diesem Regiment anzubringen, wo die jungen, großen, kräftig und schlankgebauten Bursche, die ihr Leben lang mit Pferden umgegangen waren, auch willige Aufnahme fanden, wenn noch in seinen Reihen Platz war. Man sah sie beim Regiment um so lieber, weil diese Söhne nicht blos wohlhabender, sondern streckenweis reicher Eltern manchen Mutterpfennig — einzubrocken hatten, was bei der geringen Löhnung, die der Soldat empfing, beim Dienst in der Reiterei, wo der Soldat so manche Nebenausgabe zu bestreiten hat, als der Berücksichtigung sehr würdig erachtet wurde.

Man erzählte sich, daß, als ein reicher Schulten(Schulzen)sohn, der das Alter der Militairpflichtigkeit erreicht hatte, vom Dragoner-Regiment, bei dem er einzutreten wünschte, zurückgewiesen worden war, der Vater mit seinem Sohne zum General gegangen war, um das Gesuch unmittel-

bar bei diesem zu erneuern. Wobeser empfing die Beiden in seiner gewohnten freundlichen Weise und ließ sich das Gesuch vortragen, von dem er durch den Adjutanten des Regiments schon wußte. Der junge Bursch machte wegen seines offenen Gesichts, seiner hohen, schlanken und doch tüchtigen Gestalt, und seines gelenken, freien Benehmens einen angenehmen Eindruck auf den General, der Vater und Sohn mit dem Bemerken entließ, er werde sich über die Sachlage vom Regiment Bericht erstatten lassen; nach acht Tagen sollten sie wiederkommen, um den Bescheid zu holen. Wer sich zur rechten Zeit im Marstallsgebäude wieder einstellte, war Schulze Lohof und sein Sohn. Der General ließ sie gleich eintreten und eröffnete ihnen, wie es ihm große Freude mache, im Stande gewesen zu sein, den vor acht Tagen ausgesprochenen Wunsch erfüllen zu können, die Einreihung des Sohnes in sein Regiment habe er verfügt; sie hätten sich zum Commandeur des Regiments zu begeben, der von ihm mit der erforderlichen Anweisung versehen worden sei. Dankerfüllt reichte Schulze Lohof dem General die kräftige Hand, schüttelte sie treuherzig und bat um die Erlaubniß, der Schwadron, bei der sein Sohn eingereiht werden würde, allmonatlich einmal etwas zu Gute

kommen lassen zu dürfen an gut ausgebackenem Pumpernickel, an Stuten (ein feines Weizenbrod, das der münstersche Landmann selber bäckt), an frischer Butter, Schinken und Würsten, was die Mutter des jungen Dragoners selber in die Stadt zu dem Herrn Wachtmeister der Schwadron bringen werde, um so dem guten Herrn General einen kleinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit für seine große Güte zu geben. Auch das bewilligte General Wobeser, der den Schulzen Lohof aufforderte, ihn zu besuchen, so oft er in die Stadt käme, um aus des Generals eigenem Munde zu vernehmen, wie sich der Sohn, den er im Auge behalten werde, beim Regiment betrage.

Die humane Behandlung, deren sich die Leute von Wobeser Dragoner Seitens ihrer Vorgesetzten zu erfreuen hatten, schrieb man allgemein und mit vollem Recht der wohlwollenden Denk- und Gemüthsart zu, deretwegen der Chef des Regiments sich so beliebt gemacht hatte. Indem der Chef auf die Offiziere seines Regiments vom höchsten bis zum niedrigsten zurückwirkte, gab General Wobeser den augenscheinlichsten Beweis, daß es doch auch noch eine andere Art von spezifisch-militairischem Schwarzweißenthum gebe, als dasjenige, von dem auf den vorhergehenden Seiten leider

hat die Rede sein müssen. Alle Offiziere, der älteste wie der jüngste, machten sich durch ihr ruhiges, würdevolles Benehmen Jedermann bemerkbar; fern von ihnen war jener militairische Hochmuth, jene Vornehm- und Wichtigthuerei und das prahlhänsige Bramarbasiren, wegen dessen sich die Offiziere der Infanterie so lächerlich und verhaßt gemacht hatten. Kam ein neuer Junker frisch aus den Cadettenhäusern zum Regiment, so dauerte es nicht lange und der junge Mensch hatte den in diesen militairischen — Verziehungs-Anstalten eingesogenen Grundsätzen für immer Valet gesagt. Die Reiteroffiziere bildeten eine geschlossene Genossenschaft für sich und hatten mit den Kameraden vom Fußvolk gar keinen oder doch nur einen ganz oberflächlichen Umgang, der nur so weit ging, als die Ehre des gemeinschaftlichen Feldzeichens es gebot, immer aber kalt blieb. Die Infanteristen ihrer Seits legten das für Reiterhochmuth aus, verspotteten unter sich die Cavaleristen und erklärten sie für Duckmäuser, die kein Herz im Leibe hätten und gar nichts von preußischer Soldatenehre wüßten. Die Offiziere von Wobeser Dragoner waren die einzigen der Besatzung, die in der münsterschen Gesellschaft gern gesehen wurden. Es gab unter ihnen schöne Leute,

die das Herz mancher jungen Aristokratin von der münsterschen Ritterschaft und vieler Patriziertöchter lebhaft pochen ließen. Ohne es gesucht zu haben, wurden sie in die engeren Kreise der vornehmsten Familien gezogen, wo sie sich durch Bildung und liebenswürdige Sitten bald beliebt und zuletzt unentbehrlich gemacht hatten.

Weil das Offizier-Corps von Wobeser Dragoner der allgemeinen Achtung sich in so hohem Grade erfreute, so suchten junge Leute von Stande, welche die militairische Laufbahn in der Reiterei betreten wollten, bei diesem Regiment angestellt zu werden. Die Expectanten-Liste derselben war im Jahre 1805 sehr lang, und gering war die Aussicht für die jüngst Eingetragenen, da auch die Cadettenhäuser ihren Junker-Beitrag lieferten. Unter den jüngeren Expectanten war auch ein Schul- und Spielgenosse des Wallfahrers, Ditz (Ditrich) von Sobbe, der einzige Sohn des Kammer-Präsidenten, ein gescheidter Junge, voll Geist und sprudelnden Witzes, dabei gutmüthig und weichherzig zum Exceß. Wenn wir uns irgend einer Kleinigkeit wegen überworfen hatten, was jedoch selten geschah, und es dann auch zur Balgerei kam, wobei der Wallfahrer als jüngerer und schwächerer in der Regel den Kürzern zog,

so war es Ditz, der mit Thränen in den Augen den Unterliegenden, indem er ihm um den Hals fiel, sogleich um Verzeihung bat. Ditz freute sich kindisch auf seinen sechszehnten Geburtstag, weil da der Termin war, an dem er in's Regiment Wobeser eintreten sollte. Bis dahin hatte er im Jahre 1806 noch vier Revolutionen der Erde um die Sonne zu durchleben, und also noch Zeit genug, seinen Haarwuchs zur Erzielung und Erziehung eines normalmäßigen Zopfs zu pflegen, womit im Jahre 1805 bereits der Anfang gemacht worden war.

Dem Wallfahrer fallen bei dieser Gelegenheit die Namen von zwei anderen jungen Leuten ein, die, einer der von Cleve mit übergesiedelten Familien angehörend, sich für den Militairstand bestimmt hatten. Es waren Söhne des Regierungsraths von Diest, der nach Rohr's Abgang das Präsidium der Regierung führte. Heinrich von Diest trat in's Grenadier-Bataillon Hallmann, Wilhelm von Diest in's Füsilier-Bataillon Ernest. Beide hatten in Cleve dem Vater des Wallfahrers und dessen Familie sehr nahe gestanden, besonders Heinrich, der ältere des Bruderpaars, der auch in Münster ein häufiger Gast des elterlichen Hauses blieb. Er war ein großer, schlanker jun-

ger Mann, in dessen regelmäßigen Gesichtszügen ein hoher Ernst ruhte und ein gewisser Zug von Schwermuth, den Frauenaugen für sehr interessant erklärten. Seinem schwarzgelockten Bruder gerade entgegengesetzt war Wilhelm von Diest ein kleiner und blasser, blonder Jüngling, dessen Aeußeres bei Weitem das nicht versprach, was bei Heinrich in jeder seiner Bewegungen ansprechend und wohlthuend hervortrat. Heinrich war rascher und lebhafter, Wilhelm langsamer und stiller Gemüthsart. Heinrich von Diest war nach dem Einsturz des preußischen Staatsgebäudes in kaiserlich-russische Dienste getreten. Der Wallfahrer sah ihn 1816 in Berlin wieder als Obersten und Attaché der russischen Gesandtschaft am Berliner Hofe. In der Folge trat er in die Dienste seines Vaterlandes zurück. Er hat es bis zum General-Lieutenant gebracht und zuletzt als ad lâtus des General-Inspectors des schweren Geschützes, Prinzen Adalbert von Preußen. Wilhelm von Diest hat lange beim Colbergschen Regiment gestanden; ob er die Stufe eines Generals erstiegen, ist dem Wallfahrer nicht bekannt.

Außer Wobeser Dragoner sah man in Münster kein anderes Regiment zu Pferd; denn von den Regimentern, die zur Revüe auf der Lodden-

gegenüber, der alte Husar vorne an, nur den General Wobeser, in der Dragoner-Uniform, neben sich. Auf dem Lambertithurm hinter uns fing das Glockenspiel an, seine eintönige Melodie zu hämmern; es schlug eilf Uhr. Wir waren auf unserm Posten, der dem Cornelius nicht streitig gemacht worden war. Gleich darauf hörten wir Trompetengeschmetter vom Mauritzthor her. Da kamen sie denn die Salzstraße herabgeritten, die prächtigen Husaren in der geschmackvollen Madgyaren-Tracht, von oben bis unten roth, mit Ausnahme der Mützen oder Kolpaks, die schwarz waren. Der Zug wollte kein Ende nehmen. In der schmalen Salzstraße mußten die Husaren zu zwei und zwei reiten. Schlag zwölf war es auf St. Lamberti, als das letzte Paar an uns vorüberritt. Woher das Regiment kam, und wohin es zog, weiß der Wallfahrer nicht mehr, wol aber, daß es nicht in der Stadt verblieb.

Als wir Complotisten des andern Morgens in die Schule kamen, waren wir nicht wenig erstaunt, von den Mitschülern zu erfahren, daß Tags vorher der Unterricht ausgesetzt gewesen sei, mit Rücksichtnahme des Durchzuges der Blücherschen Husaren, dem auch Koch, unser Lehrer, hatte beiwohnen wollen. Dennoch wurden wir in's Gebet

genommen. Als aber Cornelius Schimmel, der in Fällen dieser Art gemeiniglich unser Sprecher war, Alles gebeichtet hatte, kamen wir mit einem leichten Verweise davon.

Der Herbst des Jahres 1805 war für die Familie des Wallfahrers durch ein Ereigniß bezeichnend, welches einem Mitgliede derselben eine frohe Zukunft zu verkünden schien. Bruder Fritz wurde in der Calculatur der Kriegs- und Domainenkammer als Assistent angestellt. Auf dem Gymnasium hatte er die Classis poetica so eben absolvirt und sollte in die rhetorica versetzt werden, als jene Anstellung, die mit seinem siebenzehnten Geburtstage nahe zusammenfiel, erfolgte. Sie war auf den Vorschlag des Calculatur-Directors Pusch durch den Kammer-Präsidenten von Sobbe verfügt worden. Fritz war ein Meister im Rechnen und ganz besonders in der Schönschreibekunst. Nie hat ein junger Mann seines Alters eine schönere Handschrift gehabt, als er. In der Fracturschrift leistete er Außerordentliches. Als Vorbild hatte er das zu seiner Zeit so berühmte Schreibbuch von Carl Jäck in Berlin gehabt, wel-

ches von keinem seiner Nachfolger, selbst nicht von Heinrigs in Cöln übertroffen worden ist; Bruder Fritz aber ließ sein Vorbild weit hinter sich zurück. Er gab den Buchstaben der Fracturschrift eine gefälligere Form und befreite die Züge, welche zu ihrer Ausschmückung dienten, von der Ueberladung an Schnörkeleien und Verunzierungen, womit sie bis dahin gleichsam erdrückt waren, und führte den reinen Geschmack, der dem Schönheitssinn so wohlthuend ist, in sie ein. Bruder Fritz war in der That ein Schreibkünstler und ein Meister in seiner Kunst, auf die in damaliger Zeit, bei Ausfertigung von Erlassen der landesherrlichen Behörden, große Stücke gehalten wurde, — mit vollster Berechtigung! Denn es verräth geringe Achtung einer Seits vor dem Landesherrn, in dessen Namen verfügt und geschrieben wird, und anderer Seits gegen den, an welchen die Verfügung gerichtet ist, wenn diese ohne alle Rücksicht auf Kalligraphie in ganz gewöhnlicher Weise, nach Art eines wenig schreibenden, ungebildeten Handwerkers, geschmackwidrig und schlecht und sogar undeutlich geschrieben wird; eine Rücksichtslosigkeit und ein Mißbrauch, der sich nach der Zeit bei allen öffentlichen Behörden des preußischen Staats, seien sie königliche, ständische

oder städtische, leider eingeschlichen hat. Ist ein Schriftstück auszufertigen, von dem man glaubt, die Schicklichkeit gebiete es, dasselbe auch kalligraphisch auszustatten, so nimmt die betreffende Behörde ihre Zuflucht zu einem Schreiblehrer; allein wie wenige giebt es deren, die selber schön schreiben können? Wirkliche Kalligraphen sind heut zu Tage außerordentlich selten. Selbst in Berlin, der Hauptstadt des Landes, dem Sitz des guten Geschmacks und der Kunstliebe, wie der überbildete und eingebildete Berliner des spezifischen Preußenthums seinen Wohnort hochmüthig nennt, giebt es nur einen einzigen Mann, der für einen Schreibkünstler gilt, und der darum von weit und breit Aufträge erhält, wenn es sich um Ausfertigung eines Schriftstücks handelt, bei dem das Gefühl der Schicklichkeit sagt, es müsse schön geschrieben sein, z. B. ein Bürgerbrief für einen hervorragenden Mann der Kunst und Wissenschaft, des politischen oder militairischen Wirkens, den irgend eine Stadt es sich zur Ehre anrechnet, ihn als — Ehrenbürger den ihrigen nennen zu dürfen. Schütz ist, irrt der Wallfahrer nicht, der Name des Berliner Schreibmeisters, der diese Ehrenbürgerbriefe auszufertigen hat; allein, was auch die Berliner Zeitungen davon jeder Zeit ge-

priesen und ausposaunt haben, einen Schreib-Künstler hat der Wallfahrer nicht in den Erzeugnissen der Feder und des Pinsels des guten Schütz erkennen können, so weit sie ihm zu Gesicht gekommen sind. Wie so viele Künste im Laufe der Zeit verloren gegangen, und dann durch irgend einen genialen Kopf wieder in's Leben gerufen worden sind, z. B. die Glasmalerei, so ist im neunzehnten Jahrhundert die Schönschreibekunst verloren gegangen. Sie erwartet ihren Wiederhersteller, vielleicht erst im einundzwanzigsten Jahrhundert!

Weil nun der jugendliche Calculatur-Assistent sich als Schreibkünstler bemerkbar machte, so wurde er alsbald aus der Rechenstube zeitweilig in die Schreibstube versetzt, wo er, auf Anordnung des Präsidenten von Sobbe, die Reinschriften aller an das General-Directorium oder auch unmittelbar an den König gelangenden Berichte der Kriegs- und Domainenkammer anzufertigen hatte. In Berlin war die schöne Handschrift dieser Berichte aufgefallen. Man hatte bei der Kammer amtlich Nachfrage gehalten, wer denn der Mann sei, der in Münster einer so geschmackvollen Currentschrift mächtig, und in der Fracturschrift und deren Verzierungen eine ganz neue Richtung anzubahnen

scheine, die man im geheimen Cabinet des Königs und beim General-Directorium wohlgefällig bemerkt habe. Und als die Kammer den geforderten Bericht erstattet hatte, erging an den Präsidenten von Sobbe ein vertrauliches Schreiben des geheimen Cabinetsrathes Beyme, worin dem jugendlichen Schreibkünstler der Eintritt in die Kanzlei des geheimen Cabinets in Aussicht gestellt wurde, sobald er das zwanzigste Lebensjahr erreicht habe. Se. Majestät Allerhöchstselbst habe, so hieß es in Beyme's Brief, von der Handschrift des münsterschen Calculatur-Assistenten Kenntniß zu nehmen und Allerhöchstihren Beifall auszusprechen geruht.

Bruder Fritz sah den Himmel seiner Zukunft voller Geigen offen vor den Augen liegen! War das zu verwundern? Die Zeitläufe haben des Himmels Thür verschlossen!

Neben der schönen Handschrift besaß Bruder Fritz die Fertigkeit, alle anderen Handschriften, und waren sie noch so undeutlich, mit Leichtigkeit lesen zu können. Unter den höheren Beamten herrschte damals, wie auch heute noch, die Unsitte, sich einer schlechten Handschrift gleichsam zu — befleißigen! Bei Menschen, die der liebe Gott, oder die Natur, wie man's nennen will, mit

einer rasch denkenden Seele begabt hat, für deren Gedanken das Bett ihrer Strömungen zu eng und schmal ist, und daher leicht überfluthen, ist es erklärlich, wenn die Feder, mit der sie die Gedanken auf dem Papiere befestigen wollen, dem Gedankengange selbst nicht folgen kann; allein wenn langsam und träg denkende Menschen, die an einem Uebersprudeln der Gedanken nicht zu — leiden haben, dennoch durch undeutliche und schlechte Handschrift kund geben wollen, daß auch sie zu den raschen Seelen gehören, die den Anschein nehmen als wüßten sie es nicht anzufangen, die Ueberfülle ihres Gedankenreichthums zu zügeln und zu bändigen, so ist das eine Lächerlichkeit, die nichts weiter als das Mitleiden rege macht. Die bureaukratischen Kreise, die um den grünen Tisch versammelt sind, leiden an dieser Schwäche, an dieser Krankheit mehr, als jeder andere Kreis der schreibenden und schreibseligen Leute.

Unter den Räthen der Kriegs- und Domainenkammer zu Münster war die Unsitte des Undeutlichschreibens gewaltig eingerissen. Die Kanzlisten hatten ihre große Noth. Nicht selten war es vorgekommen, daß sie die Reinschrift eines Concepts zwei, auch drei Mal anfertigen mußten, weil sie bald dieses, bald jenes Wort des Con-

cepts nicht hatten lesen können, und darum ein ihnen gerade in den Sinn kommendes, ganz willkürliches Wort in die Reinschrift gesetzt hatten. Es gebrach ihnen an Muth, den gestrengen Herrn Kriegsrath zu fragen, was denn die verschiedenen Schnörkel und Zeichen in seinem Concept für eine Bedeutung haben sollten; und hatten sie auch wol den Muth, so wußten sie den Herrn Kriegsrath im Casino oder im Club, wo ihn aufzusuchen und bei der Partie zu stören eine der größten Unschicklichkeiten eines Subalternen gewesen sein würde, die sich denken läßt. Lieber wollten sie das Concept des Herrn Decernenten noch ein Mal abschreiben, lieber Geldstrafen über sich ergehen lassen, worin man bei der Kammer in Münster recht freigebig war, als jene Unschicklichkeit begehen, die den andauernden Zorn des Herrn Kriegsraths hervorgebracht haben würde.

Anders wurde es, seitdem der jugendliche Assistent in der Rechenstube saß, der ja die verwirrteste Handschrift mit leichter Mühe entwirren konnte. Von nun an liefen die Kanzlisten zu diesem Translator und Interpretator, um in ihrer Noth Hülfe zu suchen, die ihnen willfährig gewährt, zuletzt aber doch, auf Anordnung des Calculatur-Dirigenten Pusch, eingestellt wurde, weil das Arbeitszimmer

des jugendlichen Dolmetschers eher einem Bäckerladen, als einer, alle amtliche Würde in Anspruch nehmenden Rechen- und Schreibstube Einer Königlichen Hochpreislichen wohlbestallten Kriegs- und Domainenkammer glich.

Zu den Räthen mit schlechter Handschrift gehörte Einer, der von allen seinen Collegen die allerschlechteste schrieb, eine Handschrift, die kein Mensch lesen konnte, die der Schreiber selbst nach Verlauf von vierzehn Tagen nicht immer zu entziffern vermochte. Es war der Kriegs- und Domainenrath Ribbentrop, einer von den Raschdenkern und gedankenüberreichen Menschen. Ribbentrop war von den altpreußischen Beamten, die nach Münster an die Kammer versetzt worden waren, unbestritten der fähigste, der intelligenteste, der kenntniß- und erfahrungsreichste, ein heller Kopf wie wenige seiner Zeitgenossen, frei von all' den widerlichen Vorurtheilen und Ansprüchen des spezifischen Junkerpreußenthums, dem er auch von Geburt nicht angehörte, da er, wie schon ein Mal in diesen Denkblättern angemerkt worden ist, in Braunschweig zu Hause war, nichtsdestoweniger ein echter Preuße und ein treuer Unterthan seines freiwillig gewählten neuen Landesherrn, des Königs von Preußen. Ribbentrop's äußere Erschei-

nung machte auf den, der ihn zum ersten Mal sah, einen nicht wieder zu verwischenden Eindruck: er war ein Mann von hoher, schlanker Statur mit einem Kopf, der einem Steinbildner zum Modell dienen konnte, und aus seinen Augen und Gesichtszügen strahlte mit allem Geist, den sie offenbarten, eine Milde, die entzückend war und für ihn hinriß. Wenn wir Knaben Mittags aus der Schule kamen, und vor dem Zuhausegehen noch ein Spiel auf dem geräumigen Domplatze machen wollten, weil uns der Platz am Schulhause zu eng war, wenn dann zufällig auch Ribbentrop aus der Kammer-Sitzung kam, so stellte er sich zu uns, die er alle persönlich und bei ihrem Vornamen kannte, und schaute unseren Spielen zu, ermunterte uns und lehrte uns sogar einmal ein ganz neues Spiel, das wir nicht gekannt hatten und von da an Ribbentrop's Spiel nannten. Schritt er dann weiter, so mußte jeder ihm die Hand reichen, und er befahl uns, die Eltern zu grüßen. Vergeßt es ja nicht, rief er uns nicht selten beim Fortgehen zu. Ribbentrop war ein Lebemann, der lebte und leben ließ, dabei ein Ehrenmann durch und durch. Von allen altpreußischen Beamten war er in der münsterschen Gesellschaft, im adeligen Casino, in das er, trotz

bürgerlichen Herkommens, unter einstimmiger Ballotage Aufnahme gefunden hatte, der beliebteste, eben so in den Kreisen altmünsterscher Familien vom Ritter- und vom Patrizierstande, die auch seine junge Gemahlin, eine der reizendsten und anmuthigsten Frauen der Zeit, in ihre Gesellschaften eingeführt hatten. Ribbentrop hatte zur Zeit der Demarcationslinie an der Spitze des Verpflegungswesens des von Blücher befehligten preußischen Schutzheeres gestanden. Aus dieser amtlichen Stellung war auch ein gesellschaftliches und freundschaftliches Verhältniß zwischen dem alten Husaren und dem jungen Verpflegungs-Commissarius entstanden, das ebenfalls in Münster fortgesetzt wurde, wo Ribbentrop zu Blücher's Lieblingen am Spieltische gehörte, und bis an des Fürsten Blücher von Wahlstatt Lebensende von Dauer gewesen ist. Von der Katzbach an bis Paris 1814 und 1815 haben die alten Genossen des Feldlagers Freud und Leid mit einander getheilt.

Ribbentrop's schriftliche Ausarbeitungen, seine Relationen und Berichte, waren die ausführlichsten und umfangreichsten, die jemals einem Kriegsrath bei der münsterschen Kammer aus der Feder geflossen sind. Und weil er in allen seinen Arbeiten jeder Sache auf den Grund ging, und die Feder

nicht eher bei Seite legte und ruhen ließ, als bis er seinen Gegenstand erschöpft hatte, wobei ihm die Schnelligkeit seines Auffassungsvermögens und der ihm angeborene Scharfsinn wesentlich zu Statten kam, so ließ ihn das Kammer-Präsidium, außer seinem regelmäßigen und bestimmten Decernate, fast in allen übrigen Zweigen des weitläufigen Geschäftskreises der Provinzial-Oberbehörde arbeiten, wodurch ihm, dem Raschdenker, eine Arbeislast aufgebürdet wurde, der fünf andere Trägdenker seiner Amtsgenossen nicht gewachsen gewesen wären.

Präsidium und Kanzlei-Director hatten bis dahin große Noth gehabt, die Concepte des Kriegsraths Ribbentrop in Reinschriften ausfertigen zu lassen. Keinem Kanzlisten war es gelungen, diese Handschrift lesen zu lernen, so daß der Concipient sich endlich genöthigt sah, die Ausarbeitungen, die er bei Nacht gemacht hatte, bei Tage einem schnellschreibenden Kanzlisten in die Feder zu dictiren. Und auch diese Arbeit bewältigte er, freilich mit Aufopferung des Schlafs, den er, trotz des Mittelalters, in das er getreten war, kaum zu bedürfen schien.

Groß war daher die Freude des Kanzlei-Directors, des Kriegsraths Ribbentrop und des Präsidenten von Sobbe, als mit einem Male in der

Rechenstube der Kammer ein junger Mensch auftauchte, der mit der kecken Behauptung auftrat, er werde die Hieroglyphen und wie arabische aussehenden Schriftzüge schon lesen können; und als er, wie sie ihm nun wirklich vorgelegt worden waren, und er, nachdem sie nur zwei Mal flüchtig von ihm überblickt worden waren, zum dritten Male laut und fast ohne Anstoß fließend das Concept dem Urheber dieser Räthselschrift vorlas, da war die Freude groß. Von nun an wurde Bruder Fritz der Liebling des Kriegsraths Ribbentrop. Er mußte alle Ausarbeitungen desselben mit seinen eleganten Schriftzügen in's Reine bringen, was meistens zu Hause in den Abendstunden geschah, weil er seine eigentlichen Dienstverrichtungen in der Rechenstube nicht verabsäumen durfte. Ribbentrop ist ihm auch von da an, bei Auerstedt, wie auf den Schneefeldern von Rußland, 1812, und in den schönen Fruchtebenen der Maine, 1815, ein nachsichtiger und wohlwollender Vorgesetzter gewesen, und auch lange Jahre nachher ein freundlich gesinnter Gönner und väterlicher Freund geblieben, dessen Wohlwollen sich um's Jahr 1811 bis zu dem Punkte steigerte, daß er ihn durch seine schöne Tochter Charlotte zum Schwiegersohn wünschte, was Bruder Fritz auch sicherlich gewor-

den wäre, hätte sein Herz nicht bereits in anderen Fesseln gelegen, die ihn noch heut zu Tage beglücken.

Preußens westfälische Provinzen waren von französischer Gewalt und französischen Waffen, die anjetzt einem kaiserlichen Adler folgten, in Gestalt eines Halbmondes umgeben, davon das eine Horn auf Duisburg am Rhein, das andere auf Schlüsselburg an der Weser sich lehnte, und dort die ansehnliche Festung Wesel, hier die verfallende Veste Minden in's Auge faßte. Die Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, jetzt unter einheitlicher Verfassung mit dem Namen der Batavischen Republik belegt, stand unter Frankreichs dictatorischem Einfluß und mußte ein französisches Kriegsheer ernähren, bekleiden, bewaffnen und besolden, und das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, das Stammland der Könige von Großbritannien und Irland, war, weil es eben diesem gehörte, mit dem man im Krieg lag, von den Franzosen militairisch besetzt, wurde von ihnen administrirt und zu ihrem Nutzen ausgebeutet, zum Besten des öffentlichen Schatzes der neuge-

stifteten Kaisermonarchie, aber auch zum Besten des Privatschatzes ihrer Dynastie und des Privatsäckels der zahlreichen Helfershelfer vom Schwerte und von der Feder.

Die Besitzergreifung der Lande des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg Seitens der Franzosen war ein Friedensbruch, ein Bruch des Völkerrechts, eine schwere Verletzung desselben. Seit dem Vertrage von Lüneville lebte das deutsche Reich mit Frankreich im Frieden, Braunschweig-Lüneburg aber war ein Bestandtheil des Deutschen Reichs, das mit dem Könige von England als solchem nichts gemein hatte. Bonaparte, in dem Wunsche, die von ihm errichtete Kaiserwürde zu befestigen, hatte in den ersten Tagen des Jahres 1805 in London Friedens-Anerbietungen machen lassen, war aber mit Verachtung abgewiesen worden. Aus Rache dafür ließ er ein Kriegsheer durch Holland marschiren und durch die Grafschaft Bentheim, die Gebiete der deutschen Fürsten Looz-Corswaren und Aremberg verletzend, in die inneren Provinzen des Kurfürstenthums Braunschweig-Lüneburg einbrechen. Marschall Mortier führte das Heer an. Sein baldiger Nachfolger war der Marschall Bernadotte, Beide Söhne und Glückskinder der Revolution, wie ihr jetziger Meister, mit dem

sie im Feldlager der republikanischen Heere von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten Würde des Soldaten emporgestiegen waren. Bernadotte nahm sein Hauptquartier in Hannover, der Hauptstadt des Kurfürstenthums, wo er in den Prunkgemächern des kurfürstlichen Schlosses die Vorstudien zu der Rolle machte, welche er wenige Jahre nachher in den noch prächtigeren Sälen der Wasa in Stockholms Schloß zu spielen vom Schicksal bestimmt war. Kaiser und Reich sahen dieser Gebietsverletzung Deutschlands in aller Seelenruhe zu: man that oder stellte sich, als wäre gar Nichts vorgefallen!

Das englische Ministerium aber, mit William Pitt an der Spitze, sah den Gewaltstreich von einer andern Seite an. Es arbeitete an Herstellung einer neuen Coalition gegen Frankreich, das der europäischen Freiheit und Unabhängigkeit noch gefährlicher zu werden drohte, nachdem ein Gewaltmensch, mit gesalbtem Haupte und die Kaiserkrone auf dem Scheitel, die Zügel allein in der Eisenfaust führte. Rußland zeigte sich bereitwillig; auch Schweden, was um so wichtiger war, weil dessen Staatsoberhaupt nicht blos als König von Schweden, sondern auch in seiner Eigenschaft eines Herzogs von Pommern und Fürsten von Wismar

als Mitglied des Deutschen Reichs auftrat. Die Eröffnungen, welche Pitt am Berliner Hofe machen ließ, wurden kühl aufgenommen und die entscheidende Antwort in der Schwebe gehalten. Es herrschte daselbst, wie immer, wenn das Schicksal von Völkern, Staaten, Dynastien Wendepunkte erreicht hat, so auch damals jenes unglückselige Schaukelsystem, bei dem an maßgebender Stelle nicht erkannt wird, wo und wie man sich zwischen Baum und Borke drehen und wenden soll! Anders am Wiener Hofe: da wußte man, was zu thun sei, was und wie man es wollte.

Am 16. Juli 1805 wurde zu Wien ein Kriegsoperationsplan, russischer Seits vom General-Lieutenant von Winzingerode, österreichischer Seits von den Feldmarschall-Lieutenants Fürst Schwarzenberg und Freiherrn von Mack, Namens ihrer Kaiser festgestellt und unterzeichnet. Zur Ausführung dieses Plans wollte Oesterreich 300,000 und Rußland 180,000 Mann in's Feld stellen, während England für jedes hunderttausend regelmäßiger Kriegsvölker 1¼ Millionen Pfd. Sterling Subsidien zu zahlen sich verbindlich machte,

Italien war für den Hauptschlag ausersehen, woselbst der Erzherzog Carl mit einer überlegenen Macht gegen Massena streiten sollte.

In Deutschland hatten die Waffen fünf Jahre geruht, nunmehro sollten seine schönen Gaue wieder der Schauplatz blutiger Thaten werden. Das österreichische Heer, welches diese Thaten verrichten sollte, bestand aus 80,000 Mann Kerntruppen. Geführt wurden sie von Mack und dem Erzherzog Ferdinand. Ungeachtet aller dieser Vorkehrungen verzog sich der Ausbruch des Krieges, denn vor dem Eintreffen des russischen Heeres wollte sich Oesterreich nicht allein der Macht der gegen ihn anrückenden französischen Kriegsvölker aussetzen.

Endlich am 8. und 9. September überschritten die Oesterreicher den Innstrom und drangen in Baiern ein, den Kurfürsten dieses Landes auffordernd, sich entweder anzuschließen, oder seine Truppen zu entlassen, indem ihm die verlangte Neutralität wiederholt abgeschlagen wurde.

Der Kurfürst vereinigte seine Kriegsvölker und zog mit denselben nach Franken, er für seine Person nach Würzburg, fest entschlossen, den Einflüsterungen Frankreichs Folge zu geben und sich mit dessen Heeren zu vereinigen, sobald sie über den Rhein gegangen sein würden.

Das österreichische Heer rückte nun ungehindert in Baiern vor und behandelte dieses Land

mit aller Härte als eine eroberte Provinz, ehe noch der Entschluß des Kurfürsten bekannt war. Der Zeitpunkt schien wieder gekommen zu sein, wo die seit einem Jahrhundert verfolgten Pläne der Hauspolitik des Lotharingo-Oesterreichischen Erzhauses in Bezug auf die Lande der Wittelsbacher endlich in Vollzug gesetzt werden sollten.

Die ehemalige freie Reichsstadt Ulm war seit 1803 durch den Reichs-Deputations-Entschädigungs-Rezeß eine baierische Stadt. Die daselbst in Garnison liegenden Truppen des Kurfürsten zogen unter dem Befehl des General-Lieutenants Wrede am 16. September ab, ihren Weg nach Franken nehmend, um sich daselbst mit dem Hauptkörper der baierischen Kriegsmacht zu vereinigen.

Tags darauf traf die Vorhut der Oesterreicher, bestehend aus einer Schwadron von Rosenberg-Dragoner, in Ulm ein, der am 18. das ganze Regiment folgte, welches in der Stadt und auf den nächsten der benachbarten Dörfer einquartiert wurde. Mit den Dragonern kam der Feldmarschall-Lieutenant Mack und der Ingenieur-Oberst Dedovich, deren erstes Geschäft es war, die Trümmer der Festung zu untersuchen, und deren Wiederherstellung, so weit es in der Eile thunlich war, anzuordnen.

Ulm, in Verbindung mit Memmingen, welche Stadt Mack ebenfalls befestigen ließ, bestimmte er zur Haupt-Operationsbasis des Feldzugs, indem er seine Flanke durch die Iller und die Donau hinreichend gesichert glaubte. Raschen Schrittes rückten die Oesterreicher in diese Linie vor: am 19. und 20. September sah die Stadt Ulm 15 Bataillons Fußvolk und zwei Reiter-Regimenter in ihren Mauern einrücken, die eine solche Macht nicht fassen konnten, daher ein Theil des Fußvolks und alles Reitervolk auf die Dörfer verlegt wurde.

Das Heer nahm seine Stellung zwischen Memmingen und Ulm, und die Vorposten schwärmten bis an den Bodensee und über die Alp bis Göppingen, das ganze Land überall feindlich behandelnd. Tag und Nacht wurde in Ulm an dem Wiederaufbau der Festungswerke gearbeitet, und als die dazu aus Baiern herbeigetriebenen Landleute nicht hinreichten, so wurden Ulmer Beisitzer und Soldaten mit dazu verwendet. Unermeßliche Lieferungen aller Art wurden ausgeschrieben, und Pferde weggenommen; die Straßen, die nach Ulm führen, füllten sich mit Anfuhren von Heu, Stroh und Früchten, und damit wurden in der Stadt alle öffentlichen Gebäude und sämmtliche Kirchen, den Prachtbau

des Münsters nicht ausgenommen, angehäuft. So rüstete sich Mack zu jenem unheilvollen Kampfe, der dem Heere seines Kaisers und Herrn den Untergang in schmachvollster Weise brachte, aus dem die Stadt aber wie durch ein Wunder gerettet hervorging.

Der Franzosenkaiser hatte bei Boulogne eine Heeresmacht versammelt, mit der er den Uebergang des Canals beabsichtigte, um durch einen Einfall in's Land selbst das stolze England zum Frieden zu zwingen; diesen Einfall abzuwenden, war der nächste Zweck, warum das englische Cabinet Rußland, Schweden und Oesterreich zum Kriegsbündniß aufgestachelt hatte, nichtsdestoweniger aber auch das weitere Ziel in's Auge fassend, den Uebergriffen Frankreichs einen Zügel anzulegen.

Im Lager von Boulogne war es, wo der Soldatenkaiser die Nachricht von dem Einmarsch der österreichischen Armee in Baiern empfing. Mit Blitzesschnelle eilte er seinen sieggewohnten Heeren nach Deutschland nach, denn schon am 24. und 25. September waren die Heeresabtheilungen der Marschälle Mürat und Lannes bei Straßburg über den Rhein gegangen; ihnen folgte Davoust und Ney. Marmont zog über Mainz nach Franken und vereinigte sich am 2. October bei

Würzburg mit der baierischen Armee. Umgeben von seinen Garden langte der Kaiser an demselben Tage in Ludwigsburg an, und nach einer kurzen Besprechung mit dem, ihn in seinem Schlosse empfangenden Kurfürsten Friedrich von Württemberg, in welcher er demselben die Wahl ließ, für oder gegen Frankreich sich zu erklären, schloß sich das zwischen Ludwigsburg und der Feste Hohenasberg lagernde württembergische Armee-Corps, 8000 Mann stark, an die französischen Kriegsvölker an. Bernadotte durchbrach, von Hannover kommend, mit 70,0000 Mann die preußische Neutralitätslinie vorzüglich in den fränkischen Fürstenthümern des Königs und stellte am 6. October in der Gegend von Nördlingen die Verbindung mit der nach Schwaben gezogenen Hauptmacht in der Absicht her, die Oesterreicher abzuschneiden und vom Lech her den Angriff zu machen.

Seit dem 6. October hatten der Erzherzog Ferdinand und General Mack in Ulm ihr Hauptquartier. Die Stadt wurde mit Truppen vollgepfropft. Von geregelter Einquartierung war keine Rede mehr. Die Bataillone durchzogen die Straßen, und nach der äußern Beschaffenheit der Häuser wurde die Mannschaft hineinbeordert, so daß 20 bis 200 Mann in eins derselben eindrangen

und die Besitzer und Bewohner überfielen. Die ganze Stadt glich einer großen Kaserne, in welcher oft das Stroh für die Lagerstatt der Soldaten fehlte, und selbst in den Straßen und unter den Kirchthüren suchten die ermatteten Truppen einen Ruheplatz. Bäcker, Müller und Schuster wurden mit Execution angehalten, für das Heer zu arbeiten. Ihren ganzen Unterhalt zogen die vielen Tausende allein von der Stadt, daher bald Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen eintrat. In tiefster Armuth stand der österreichische Soldat; und um jeden kraftvollen Umschwung gänzlich zu vernichten, war sein geringer Sold ein werthloses Papiergeld, mit welchem er sich nichts kaufen konnte und es zu dem niedrigsten Cours abgeben mußte. Die furchtbarste Herbstwitterung, wie man sie seit Menschengedenken nicht gekannt hat, zerstörte vollends alle Hoffnung eines günstigen Erfolgs. Regen und Schneegestöber wechselten unaufhörlich.

Trotz aller Drangsale, die er zu erdulden hatte, folgte der Soldat mit äußerster Hingebung seinen Führern, denen selbst es nicht besser erging, und noch am 9. eilten vier Grenadier-Bataillone und vier Regimenter Fußvolk mit Geschütz durch die Stadt, um dem bedrohten Punkte bei Günzburg

Succurs zu bringen. In Verbindung mit diesen und noch weiteren 10,000 Mann griff der Erzherzog Ferdinand den Marschall Ney an, welcher die Absicht kundthat, die Donaubrücke zu überwältigen. Allein die Oesterreicher konnten den raschen Entwickelungen der Franzosen nicht lange Widerstand leisten; sie wurden geworfen, ohne daß sie Zeit hatten, die Brücke zu zerstören; die Franzosen rückten im Sturmschritt vor und nahmen noch in der Nacht die Stadt Günzburg weg.

Von Tag zu Tag drängte der Franzosenkaiser die österreichische Armee auf Ulm zurück, wodurch sie gänzlich in eine reine Defensivstellung gebracht wurde. Unter allen Waffenthaten, welche die Oesterreicher in diesen Tagen unternahmen, war allein das Treffen bei Haslach gegen Dupont das glücklichste; aber auch hier ließen sie den Vortheil, welcher sich ihnen dargeboten, ungenutzt vorübergehen, indem sie sich in ihre Stellung vor Ulm zurückzogen, indeß die Franzosen ihren Rückzug bis über Botzingen in voller Auflösung ergriffen und fortgesetzt hatten.

Die Schlacht bei Elchingen am 14. October, in welcher Mürat mit seinen Reitergeschwadern von Langenau aus die Anhöhen erstürmte, während Ney mit der Klugheit eines erfahrenen Anführers

den Donau-Uebergang über die abgetragene Elchinger Brücke im Angesicht der Oesterreicher erzwang, entschied das Schicksal des kaiserlichen Heeres, welchem von nun an keine andere Stellung übrig blieb, als sich ganz in seine Verschanzungen um Ulm zu werfen.

In großer Angst und mit schwerer Besorgniß durchwachten Ulms Bürger die Nacht vom 14. auf den 15. October. In den Straßen der Stadt loderten die Wachfeuer der Soldaten hoch auf; Fensterläden, Hausthüren, Bänke, kurz alles Holzwerk, dessen sie habhaft werden konnten, wurde von den Häusern weggebrochen und verbrannt. Einen unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährten die Wachfeuer der Franzosen, welche in einem Halbkreise Ulm umschlossen, wogegen sich die der Oesterreicher wie ein zusammengedrängtes Feuermeer darstellten.

Der Franzosenkaiser verlegte sein Hauptquartier am 14. in das verheerte Kloster Elchingen. Von seiner Leibwache umlagert, entwarf er mit Berthier, seinem militairischen Alterego, den Plan für die weiteren Unternehmungen. Das Wohnzimmer war mit Landkarten ausgelegt, auf welchen mit Nadeln von allen Farben die Stellungen der verschiedenen Heerkörper bezeichnet wur-

den; Adjutanten kamen und gingen, die Befehle eilends weiter zu tragen, die ihr Abgott ertheilte, vor dessen kräftigem Geiste sich Alles beugte.

Am 15., Mittags 1 Uhr, erfolgte ein heftiges Geschützfeuer vom Michaelsberge her. Im Sturmschritt drangen die Franzosen auf die österreichischen Verschanzungen ein. Das Geschrei: „Es lebe der Kaiser!" und der Sturmmarsch der Trommler wurde in der Stadt deutlich vernommen. Des Kaisers Gegenwart begeisterte, wie immer, so auch jetzt die Truppen, welche von Mürat, Lannes und Ney angeführt wurden. Eine allgemeine Flucht war die Folge dieses Angriffs; auf allen Seiten sprangen die Oesterreicher der Stadt zu, und hinter ihnen die leichten Truppen der Franzosen; es war ein förmliches Treibjagen. Vom Fuße des Michaelsberges ab bis unter die Stadtwälle wurde bis zur einbrechenden Nacht gefochten, und alle äußeren Verschanzungen waren Abends 8 Uhr in den Händen der Franzosen. Immer mehr füllten sich die Straßen mit Fliehenden und Verwundeten; Wagen an Wagen, abgemagerte Pferde, verlassene Kanonen hinderten den Durchweg. Auf allen öffentlichen Plätzen lagen Hunderte von halbverhungerten Soldaten. Die Muthlosigkeit unter den Truppen nahm so

sehr überhand, daß sie an Stumpfheit gränzte, und der österreichische Krieger das höchste Bild menschlichen Elends darbot.

Nur unzulängliche Vorkehrungen waren für die Verpflegung der Truppen getroffen, und ungeachtet sechs bis acht Grenadiere bei jedem der Bäcker, welche allein für das Militair backen durften, auf Execution standen, so erhielten die Soldaten dennoch nicht hinreichend Brod. Triefend vor Regen und auf dem Leibe schmelzenden Schnee standen sie zwei bis drei Tage in zerrissenen und halbverbrannten Kleidern, viele wol gar barfuß, auf den Wachposten, auf den Wällen, in den Straßen. Während die Offiziere sich größtentheils in den Wirthshäusern herumtrieben, bettelten die Soldaten bei den Bürgern um Brod. In den Straßen lagen crepirte Pferde, und vor Unrath konnte man kaum wandeln. Der Zustand der Verwundeten und Kranken war noch weit kläglicher; es befanden sich in den Spitälern deren mehr als 4000 Mann, wovon täglich 12 bis 20 starben. Das Elend und der bedauernswerthe Zustand, in welchem diese so braven Krieger schmachteten, veranlaßte die baierische Landesbehörde, die Bürger um Beistand aufzurufen, was um so ehrenwerther war, als sie von den Oesterreichern offenkun-

dig als eine Behörde ihres Feindes angesehen wurde. Präsident dieser Behörde war der Graf Arco, ein verdienstvoller Mann, der durch die unausgesetzte Thätigkeit für das Wohl und die Erhaltung der Stadt sich in diesen furchtbaren Tagen eine Krankheit zuzog, der er bald nachher, am 28. November, erlag.

Der Generalissimus, Freiherr Mack, konnte vom Fenster seiner Wohnung aus diese schreckliche Lage und die theilweise eingetretene Demoralisation des Heeres sehen, und dennoch erließ er am 15. Abends einen Armee-Befehl, welcher die Unkenntniß seiner Lage bekundete. Dieser Befehl lautete, wie folgt: —

„Ich mache im Namen Sr. Maj. alle H. H. Generale, Stabs- und Ober-Offiziere auf ihre Ehre, ihre Pflicht und ihr eigenes Glück verantwortlich, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu lassen, sondern nur an die standhafteste und hartnäckigste Vertheidigung zu denken, die ohnehin nicht lange dauern kann, weil in wenigen Tagen schon die Avantgarde zweier mächtigen Armeen, einer kaiserlich königlichen und einer russischen vor Ulm erscheinen werden, um uns zu befreien. Die feindliche Armee ist in der schrecklichsten Lage, theils durch die Witterung, theils durch Mangel

an Lebensmitteln. Es ist unmöglich, daß sie länger als wenige Tage in der Gegend aushalten könne. Sie kann nur in schmalen Abtheilungen stürmen, da wir fast allenthalben sehr breite Wassergräben haben; nichts ist also leichter, als die Stürmenden todt zu schlagen oder gefangen zu machen. Wir haben, wenn es uns an Lebensmitteln mangeln sollte, mehr als dreitausend Pferde, um uns zu nähren. Ich selbst will der erste sein, Pferdefleisch zu essen, und ich hoffe, daß Jedermann gerne mit mir gemeine Sache machen wird; auch von den braven Einwohnern der Stadt hoffe ich es, und versichere sie nochmals, daß ihnen Alles reichlich vergütet und vergoldet werden soll."

Dem Erzherzoge Ferdinand entging das Herannahen des Ungewitters nicht, und er überzeugte sich, daß keine andere Rettung möglich sei, als sich durchzuschlagen. Er machte daher dem Oberbefehlshaber die dringendsten Vorstellungen, die nöthigen Befehle nach dieser Richtung zu erlassen, bevor das letzte Pulver ausgehe, was schon so knapp geworden war, daß Hauptleute mit Unteroffizieren und einigen Gemeinen in der Stadt umherliefen, um bei Kaufleuten, von denen sich vermuthen ließ, daß auch Schießpulver zu ihrem Kram gehöre, danach zu suchen. Mack aber wollte

nichts vom Aufgehen seiner Stellung wissen; er berief sich auf den Entsatz durch die kaiserliche und russische Armee, die mit jeder Stunde eintreffen könne.

Der Erzherzog entschloß sich unter diesen Umständen, gegen den Befehl des Oberanführers, mit einer Abtheilung des Heeres das Aeußerste zu wagen. Gleich nach der Unterredung mit Mack, die am 15., Abends 11 Uhr, stattgefunden hatte, zog er 7000 Mann zu Fuß und zu Pferd zusammen und trat mit diesem Corps um 1 Uhr Nachts seinen Marsch durch das Lahrerthal an, zog von Wald zu Wald, und suchte, in forcirten Märschen seine Richtung gegen Elwangen nehmend, die böhmische Gränze zu gewinnen, was ihm aber nur mit der Reiterei gelang, da er von Mürat mit Uebermacht ereilt und geschlagen wurde.

In der nämlichen Nacht, als der Erzherzog abzog, in der vom 15. auf den 16. October, ließ Mack die Donaubrücke abbrennen, und schnitt sich damit das letzte Mittel eines Rückzugs ab.

Der Vormittag des 16. ging ruhig vorüber, hingegen wurde die Stadt Nachmittags von 1 bis 2 Uhr heftig beschossen, ohne daß die Haubitzkugeln zündeten. Gegen Abend zeigte sich der Franzosenkaiser auf verschiedenen Punkten um die Stadt

und besichtigte die Gegend durch ein Fernrohr. Abends um 5 Uhr fing die Kanonade vom Geisberg und von der Südseite des Michelsberges her auf's Neue wieder an. Einige Einwohner wurden verwundet, aber keiner getödtet, dagegen wurde ein kaiserlicher Soldat von einer Kugel niedergestreckt. Viele Häuser litten Schaden, und die darin befindlichen Hausgeräthe wurden ruinirt.

Der Franzosenkaiser verfolgte rastlos die erlangten Vortheile. Am 17. in der Frühe schickte er einen Parlamentair an Mack, durch welchen er eine Unterredung mit dem Fürsten Liechtenstein verlangte. Am Fuß der Frauensteige empfing er den Fürsten, welchem er zu erkennen gab, „daß er wünsche, die Festung möchte capituliren; denn wenn er genöthigt wäre, selbige mit Sturm zu erobern, so würde die Garnison das Schicksal der von Jaffa treffen (über die Klinge springen); er wünsche sich und der braven österreichischen Armee eine solche Nothwendigkeit zu ersparen." Der Fürst verlangte freien Abzug, von dem der Franzosenkaiser nichts wissen wollte, dann aber nach einigem Sinnen ihn bewilligte, wenn der Erzherzog Ferdinand sein fürstliches Wort geben wolle, daß die in Ulm befindlichen Truppen in diesem Kriege nicht weiter gegen ihn dienen sollten. Als

Liechtenstein erwiderte, der Erzherzog befinde sich nicht mehr in der Stadt, brach der Kaiser die Unterredung ab, kehrte sich um und ließ den Fürsten stehen, dem nun nichts Anderes übrig blieb, als dem Oberbefehlshaber von der Erfolglosigkeit seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Mack berief einen Kriegs-Rath, in welchem nach kurzem Hin- und Herreden der Beschluß zur Uebergabe gefaßt und für deren Unterhandlung der Fürst Liechtenstein abermals abgeordnet wurde. Mack konnte nicht begreifen, daß ihm kein Succurs durch die Russen werde, von denen er wissen wollte, daß sie im vollen Anmarsch begriffen seien. Von Stunde zu Stunde wankte er noch, aber der Augenblick der Entscheidung nahte, und so unterzeichnete er endlich, vom Unglück überwältigt, nach einer Unterhandlung von noch nicht zwei Tagen, am 18. October die nachstehende Capitulation, welche ihn der Franzosenkaiser dictirte, und von Berthier vorlegen ließ: —

Capitulation der Stadt Ulm, welche die Truppen Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn besetzt halten, an die Waffen Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien.

Zwischen uns, Alexander Berthier, Reichsmar-

schall, Commandant der ersten Cohorte der Ehren=legion, Großkreuz, Oberjägermeister, Großoffizier (?) des rothen und schwarzen Adlers, Chef des Generalstabes der großen Armee, Kriegsminister, beauftragt für Se. Maj. den Kaiser der Franzosen und König von Italien zu stipuliren — und Herrn Feldmarschall=Lieutenant Baron von Mack, General=Quartiermeister der Armeen Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn — ist folgende Uebereinkunft geschlossen worden:

Art. 1. Die Festung Ulm wird der französischen Armee mit allen ihren Magazinen und ihrer Artillerie übergeben.

[Antwort des Generals Mack: die Hälfte der Feldartillerie soll den österreichischen Truppen verbleiben.]

Abgeschlagen!

Art. 2. Die Garnison zieht mit allen Kriegsehren aus dem Platz, und übergiebt, nachdem sie defilirt hat, ihre Gewehre. Die Herren Offiziere werden auf ihr Ehrenwort nach Oesterreich entlassen, die Soldaten und Unteroffiziere nach Frankreich geführt, wo sie bis zur vollkommenen Auswechselung bleiben.

[Jedermann wird nach Deutschland (?) ent=

lassen, mit Beding, bis zur Auswechselung nicht gegen Frankreich zu dienen.]

Abgeschlagen!

Art. 3. Alle Effecten, die den Offiziers oder den Soldaten gehören, werden ihnen gelassen.

[Auch die Regimentskassen.]

Bewilligt!

Art. 4. Die kranken und verwundeten Oesterreicher werden wie die kranken und verwundeten Franzosen verpflegt.

[Die französische Biederkeit und Menschlichkeit ist uns bekannt.]

Art. 5. Jedennoch, wenn sich am 3. Brümaire im Jahre 14 (der republikanischen Jahresrechnung) [25. October 1805] Vormittags ein Armee-Corps zeigt, welches im Stande wäre, die Stadt Ulm zu entsetzen, so soll alsdann die Besatzung dieses Platzes von der gegenwärtigen Capitulation los sein und es ihr frei stehen, zu thun, was sie für gut findet.

[Wenn bis zum 25. October um Mitternacht die Stadt, sei es durch österreichische oder durch russische Truppen, von welcher Seite es sein möge, entsetzt werden sollte, so soll die Besatzung mit Gewehr, Geschütz und

Reiterei frei ausziehen können, um zu den Truppen zu stoßen, die sie deblokirt haben.]

Bewilligt!

Art. 6. Eins von den Thoren der Stadt Ulm (das Stuttgarter Thor) soll um 7 Uhr früh, so wie auch Quartiere, die hinlänglich sind, eine Brigade zu fassen, der französischen Armee übergeben werden.

[Ja.]

Art. 7. Die französische Armee kann sich der großen Donaubrücke bedienen, und frei von einem Ufer zum andern gehen.

[Die Brücke ist abgebrannt; man wird alles Mögliche thun, um sie wieder herzustellen.]

Art. 8. Der Dienst wird beider Seits so eingerichtet, daß keine Unordnung vorkomme und zwischen beiden Heeren Alles im Einklang sei.

[Die französische und österreichische Mannszucht bürgt uns dafür.]

Art. 9. Alle Reiter-, Geschütz- und Wagenpferde, welche Sr. Maj. dem österreichischen Kaiser und König von Ungarn gehören, werden der französischen Armee ausgeliefert.

Art. 10. Die Artikel 1, 2, 3, 4 und 9 gehen erst in Vollziehung, wenn es der Herr Befehlshaber der österreichischen Truppen will, jedoch nicht

später als den 3. Brümaire (25. October). Und wenn zu dieser Zeit eine Armee erschiene, die mächtig genug wäre, Ulm zu entsetzen, so soll es der Garnison in Gemäßheit des Art. 5 freistehen, zu thun, was sie für gut finden mag.

Doppelt ausgefertigt zu Ulm, den 25. Vendemiaire des Jahres 14 (den 18. October 1805).

Unterz.: Der Marschall Berthier.
Mack, F.-M.-L.

Am folgenden Tage wurde eine zweite Convention, die Räumung der Stadt betreffend, in 4 Artikeln abgefaßt, worin Berthier die Lage aller österreichischen Truppen-Abtheilungen in Schwaben als vernichtet darstellte, und die Wahrheit seiner Behauptung mit seinem Ehrenwort verbürgte. Diese im Kloster Elchingen aufgesetzte Erklärung lautete also:

Der Marschall Berthier, Chef des Generalstabes der französischen Armee, durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers der Franzosen ermächtigt, giebt sein Ehrenwort:

1) Daß die österreichische Armee sich heute jenseit des Inns befindet, und daß der Marschall Bernadotte mit seiner Armee zwischen München und dem Inn aufgestellt ist.

2) Daß der Marschall Lannes mit seinem Armee-Corps den Prinzen Ferdinand verfolgt und gestern zu Aalen war.
3) Daß der Prinz Mürat sich gestern mit seinem Corps zu Nördlingen befand, und daß die Generale Werneck, Hohenzollern, Baillet und sieben andere Generale mit ihren Corps bei dem Dorfe Trochtelfingen (in der Gegend von Nördlingen, den 18. October) capitulirt haben.
4) Daß der Marschall Soult zwischen Ulm und Bregenz aufgestellt ist, und die nach dem Tyrol führenden Straßen bewacht, so, daß zum Entsatz von Ulm gar keine Möglichkeit vorhanden ist.

Der Herr Feldmarschall-Lieutenant und General-Quartiermeister von Mack mißt obiger Erklärung Glauben bei, und ist bereit, morgen die Stadt Ulm zu räumen, jedoch unter der Bedingung: daß das ganze Corps des Marschalls Ney, welches aus 12 Regimentern zu Fuß und 4 Regimentern zu Pferd besteht, Ulm und einen Umkreis von zehn Stunden Weges nicht vor dem 25. October um Mitternacht verlassen wird, als in welchem Zeitpunkte die Capitulation abläuft.

Die H. H. Marschall Berthier und General

Freiher von Mack sind wegen obiger Artikel einig geworden.

Dem zufolge wird morgen, um drei Uhr Nachmittags, die österreichische Armee vor Sr. Maj. dem Kaiser mit allen kriegerischen Ehren defiliren und hierauf die Waffen niederlegen. Die Herren Offiziers werden ihre Degen behalten, und die beiden ihnen anzuweisenden Straßen über Kempten und Bregenz einschlagen, um sich durch Tyrol nach Oesterreich zu begeben.

Doppelt ausgefertigt zu Elchingen, den 26. Vendemiaire im Jahre 14 (den 19. October 1805).

Unterz.: Der Marschall Berthier.
Mack, F.=M.=L.

In der lautern Quelle, aus der diese Aktenstücke geschöpft sind, findet sich noch die weitere Nachricht, wie ergreifend der Anblick von der Wirkung gewesen sei, den die Kunde von der Capitulation bei den Soldaten hervorgebracht habe. Verrath! war die allgemeine Stimme, und kein Offizier durfte sich im ersten Augenblick der Aufwallung den Truppen nahen. Nicht leicht war ein Heer so unglücklich, zu dessen Untergang alle Umstände sich vereinigten. Mit Thränen in den Augen und fluchend und tobend zerschlugen die alten

Krieger ihre Waffen an den Straßenecken und rissen sich die kaiserlichen Feldzeichen ab. Im wildesten Sturm raseten Grenadiere und Panzer- und Lanzenreiter durch einander, und hätte Einer die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt und die Führung übernommen, die schauderhaftesten Scenen würden gefolgt und Mack mit all' seinen Offizieren einer Hinmetzelung sicher gewesen sein. Die Nacht machte dem Toben ein Ende und an seine Stelle trat dumpfe Gefühllosigkeit.

Der in der Geschichte denkwürdige Tag, an dem das österreichische Heer, welches die Bestimmung gehabt hatte, die Macht Frankreichs zu brechen, entwaffnet und in Gefangenschaft geführt wurde, war der 20. October 1805. Die Franzosen, an 40,000 Mann stark und alle in Paradeuniform, stellten sich mit zahlreichen Musikchören am Michelsberg in einem Halbkreise staffelförmig auf. Um 2 Uhr erschien ihr Kaiser, empfangen von nicht endenwollendem Lebehoch und Siegesgeschrei; die Musik-Banden der Regimenter spielten nach der Reihe, wie er an der Spitze eines jeden angelangt war. Auf dem Kienlersberge stieg der Kaiser vom Pferde, einfach gekleidet in den Rock eines Infanterieoffiziers, während seine Marschälle von Gold strotzten. Hier wollte er die

Generalität des besiegten Heeres empfangen und ihre — Huldigung entgegennehmen. Mack war schon da, mit ihm waren die k. k. Generale Erbach, Fresnel, Giulay, Gottesheim, Kerpen, Klenau, Laudon, Liechtenstein, Richter, Schwarzenberg, Stücker, Stipsitsch, Ulm, Weidenfels.

Mack nahte sich dem Kaiser, welcher ihn mit jener spartanischen Wortkargheit, die über den Sinn der Rede Zweifel läßt, ansprach:

„Ich gebe dem Kaiser von Deutschland noch einen Rath, er eile, Frieden zu machen. Es ist jetzt der Augenblick, inne zu werden, daß alle Reiche ein Ende nehmen. Der Gedanke, daß der Dynastie Lotharingen Ziel gekommen sein könnte, muß ihn in Schrecken setzen."

Mack erwiderte: „Sein Kaiser habe den Krieg nicht gewollt, er sei durch Rußland und England dazu gezwungen worden."

„In diesem Falle," sprach der Franzosenkaiser, „seid ihr dann keine Macht mehr."

Mit den anderen Generalen unterhielt er sich in milderm Tone, und tröstete sie über ihr Unglück, indem er ihnen sagte, der Krieg habe seine Glückswechsel; sie seien oft Sieger gewesen, könnten aber auch besiegt werden. Einen augenscheinlichen Beweis davon liefere eben der gegenwärtige Mo=

ment; um dessen ganz bewußt zu werden, fügte er in schneidendem Tone hinzu, fordere er sie auf, der Entwaffnung ihrer Truppen beizuwohnen.

Die vollzähligen Regimenter zu Fuß, welche entwaffnet wurden, waren: Kaiser, Manfredini, Hildburghausen, Auersberg und Riese; Ueberreste von den Regimentern Erzherzog Carl, Erzherzog Ludwig, Erzherzog Rainer, Frölich, Froon, Reuß-Greitz, Tyroler Kaiserjäger und kleine Abtheilungen von zersprengten Bataillons. Reiterei: die Regimenter Erzherzog Ferdinand und Mack Küraßiere; Schwarzenberg Ulanen und Hohenlohe Dragoner, theils mehr, theils weniger vollzählig. Sodann Artillerie, Genietruppen, ein zahlloses Fuhrwesen ꝛc.

Das Resultat dieser Entwaffnung waren 24,000 Gefangene, 26 Fahnen, 60 Kanonen, 3000 Pferde und mehr denn 300 Munitionswagen.

Der Eindruck, welcher in Münster durch die Nachricht von der Uebergabe Ulms und dem Untergang des kaiserlichen Heeres hervorgebracht wurde, war sehr verschieden. Die Eingeborenen, die mit dem Siege der kaiserlichen Waffen die Wiederherstellung des Hochstifts Münster, den gewählten Fürstbischof Anton Victor an der Spitze, und die Vertreibung der Preußen in Aussicht genommen hatten, empfanden in stillem, dumpfem

Hinbrüten einen tiefen Schmerz, ihre Hoffnungen so bitter getäuscht zu sehen; indeß die Hellersehenden unter ihnen, und diejenigen, welche die Zeit, ihre Forderungen und Bedürfnisse der Nothwendigkeit begriffen und erkannten, in Verbindung mit den, nicht auf dem Standpunkte des spezifischen Preußenthums stehenden altpreußischen Beamten, in diesem Siege Napoleons Bonaparte den Anfang des gänzlichen Untergangs des Deutschen Reichs erblickten. Also auch in ihren Reihen, in ihren Familien und Gesellschaften herrschte Trauer. Freude dagegen in den Kreisen der spezifischen Preußen, vor Allen unter den jüngeren Offizieren, die, wie schon einmal in diesen Denkblättern angemerkt worden ist, in Jubel ausbrachen, daß die Weißröcke — unbarmherzig ausgeklopft worden seien! So etwas könne den Blauröcken niemals begegnen. Sollte es dem Herrn Bonaparte jemals einfallen, Preußen anzugreifen, mit Schimpf und Schande würde er und seine Franzosen wieder laufen müssen, wie einst bei Roßbach!

Im elterlichen Hause wurden zwei Zeitungen gehalten und regelmäßig gelesen: der Hamburgische unparteiische Correspondent und die Harlemer Courant, ein holländisches Blatt, außerdem das Politische Journal, eine Monatsschrift in Klein-

octav=Format und blauem Umschlag, in Hamburg erscheinend und daselbst, irrt sich der Wallfahrer nicht, begründet und herausgegeben von Archenholz, dem Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, der auch die Minerva herausgab, diejenige historisch=politische Monatsschrift, in welcher die Interessen des deutschen Vaterlands auf der Höhe der Zeit mit Geist, mit Unbefangenheit und Ruhe, und in der würdigsten Haltung vertreten wurden. Die Minerva gehörte zu dem vortrefflich ausgestatteten historisch=politischen und schön=wissenschaftlichen Journal=Zirkel der Theißing'schen Buchhandlung, von dem das elterliche Haus des Wallfahrers ein ständiger Abonnent war.

Jene zwei Zeitungen und diese zwei Monatsschriften bildeten die vier politischen Evangelien des Vaters und seiner näheren Freunde, wozu auch noch Posselt's Europäische Annalen, gleichsam als Apostelgeschichte, kamen. Aus diesem Fünfblatt wurden die Nachrichten über den Lauf der Weltbegebenheiten geschöpft, auch die, welche im Obigen über den Untergang des österreichischen Heeres eingeschaltet worden sind, wozu auch eine Schrift, die bald nach diesem unheilvollen Ereigniß erschien und in des Vaters Bibliothek überging, ihren wichtigen und erweiternden Beitrag

geliefert hat. Diese Schrift ist „J. Trostel's Darstellung der Schicksale Ulms in den Monaten September und October des Jahres 1805. (Ulm, 1805. 8.)"

Diese Quellschriften schilderten auch die Verheerungen und die Verluste, welche die Stadt Ulm an sich erlitten hatte. Sie wiesen nach, daß in der kurzen Zeit von fünf Wochen die Stadt allein beinahe 16,000 Offiziers- und 350,000 Soldaten-Portionen und fast 42,000 Pferde-Rationen zu leisten gehabt habe. Mehr als einmal waren 20,000 Mann auf einmal einquartiert gewesen und der Schaden innerhalb acht Wochen wurde späterhin amtlich auf 1,680,085 fl., so wie der der umliegenden Ortschaften auf 786,229 fl., zusammen 2,466,314 fl. rheinischer Währung berechnet. Nicht blos Deutschland, sondern ganz Europa fühlte das innigste Mitleiden mit Ulm, diesem alten, ehrwürdigen Bollwerk der protestantischen Freiheit. Durch den Handelsstand wurden Umlaufschreiben mit der Schilderung dieses Elends versandt, und es ist dadurch von allen protestantischen Ländern, mit Ausnahme Frankreichs, die Summe von 33,788 fl. an Unterstützungsgeldern eingegangen. Franken, Norddeutschland, die Schweiz, England,

selbst Nordamerika, zeichneten sich durch reichliche Gaben aus.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn ein Heerführer vom Kriegsglück, sei es unwillkürlich oder durch Sorglosigkeit, verlassen wird, daß man von Verrath spricht, so war es auch bei Mack der Fall. Allein die Einsichtigen erkannten sehr bald, daß sein Unglück auf einer politischen Täuschung beruhte, auf der Hoffnung eines erwarteten Succurses nicht allein der russischen Armee, sondern auch des preußischen Heeres. Denn er wußte durch Sendboten, die sich von Tyrol aus nach Ulm hindurchzuschleichen gewußt hatten, daß der Wiener Hof fortwährend mit dem Berliner Cabinet wegen Preußens Beitritt zur Coalition in Unterhandlung stehe, und daß am preußischen Hofe die deutsche National-Partei, an deren Spitze die Königin Louise stand, die Oberhand gewonnen und die Anhänger der Franzosen aus dem Felde geschlagen habe.

Daß dem so sei, war auch in Münster ein öffentliches Geheimniß. Domdechant Spiegel, der mit Stein, damals schon Minister in Berlin, in lebhaftem Briefwechsel stand, erzählte dem Vater des Wallfahrers sehr oft davon, und auch der Hamburgische unparteiische Correspondent war für die

deutsche Sache parteiisch genug, das — Geheimniß auszuplaudern, trotzdem die Franzosen ihm in Harburg ganz dicht auf den Fersen saßen. Größere Festigkeit schien das — Gerücht von Preußens Beitritt zur Coalition gegen Frankreich zu gewinnen, als die Zeitungen meldeten, Kaiser Alexander von Rußland sei auf der Königin Louise geheime Einladung nach Potsdam gekommen, ihren Gemahl, den König, persönlich zum Beitritt zu bewegen, daß die beiden Monarchen sich am Sarge Friedrich's des Zweiten ewige Freundschaft zugeschworen hätten, und daß zwischen Wien und Berlin Couriere hin- und herflögen, Vorschläge und Gegenvorschläge, Allianzbedingungen und Gegenbedingungen zu tragen, endlich, daß Graf Haugwitz, der Chef des Berliner Cabinets für die auswärtigen Angelegenheiten, in eigener Person nach Wien gereist sei, die Unterhandlungen und den Coalitionsvertrag zum Abschluß zu bringen.

Wär's doch nur vier Wochen früher geschehen! So sprachen die deutschen Patrioten. Dann wäre das Unglück des kaiserlichen Heeres nicht möglich gewesen. Grund zur Kriegserklärung gegen Frankreich war genug da; hatte es nicht eben erst das deutsche Reich beleidigt durch Besetzung der kurbraunschweigschen Lande? Hatten die französischen

Kriegsvölker unter Bernadotte nicht die Neutralität anderer deutschen Reichslande verlacht, und sogar die des preußischen Gebiets in den fränkischen Fürstenthümern, indem sie von Hannover quer durch Deutschland nach der Donau marschirt waren? Erklärte gleich nach diesem Neutralitätsbruch Preußen den Krieg, und ließ die in Westfalen und in Thüringen mehr oder minder marschbereit stehenden Truppen nach dem Süden aufbrechen, was den Kurfürsten von Hessen-Cassel, der ja preußischer Feldmarschall war, und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und weiter gegen Osten den Kurfürsten von Sachsen mit fortreißen mußte, so würde es um die französische Armee in Schwaben, die zwischen zwei Feuer kam, zu thun, und die beiden Kurfürsten von Baiern und Württemberg würden gezwungen gewesen sein, ihr unnatürliches Bündniß mit dem Franzosenkaiser aufzugeben.

Daß Max Joseph von Baiern vom Kaiser abgefallen, ist leicht zu erklären; ist er doch nur der äußern Form nach noch ein katholischer Christ, innerlich ist er ein heimlicher Apostat, hat er das nicht seit zwei Jahren durch Aufhebung der Klöster bewiesen? So urtheilten die eingeborenen Münsteraner, die den Kurfürsten Friedrich von Württem-

berg, den Ketzer von Geburt, in den tiefsten Schlund der Hölle verwünschten, daß auch er dem Kaiser den Gehorsam gekündigt.

So bewegten sich die Aussichten über die Dinge, die unter den Augen der politischen Kannegießer vorgingen, in den verschiedensten Strömungen, je nach den gegenseitigen Wünschen, zu denen auch die der Franzosenfreunde kamen, an denen es in Münster auch nicht fehlte, die ihrem Abgott, dem großen Kaiser Napoleon, allen Erfolg wünschten, und in ihrem Enthusiasmus über die Capitulation von Ulm nicht wenig herabgestimmt wurden, als man erfuhr, daß die französischen Soldaten, und unter diesen selbst die Leibwachen des Kaisers, unter dessen Augen in Elchingen und in allen Ortschaften um Ulm und in der Umgegend geplündert, und sich nicht wie Träger der Freiheit, Gleichheit und Gesittung betragen hätten, was zu sein sie auch noch unter dem kaiserlichen Adler behaupteten, sondern als Vandalen, die ihren Raub und ihre Plünderung selbst auf Gegenstände ausgedehnt, die für sie nicht zu gebrauchen seien, aus reiner Lust zum Zerstören! Wie ganz anders haben sich die kaiserlichen Soldaten betragen! warfen die Freunde des deutschen Kaisers ein. Sie haben in Ulm die strengste Mannszucht

geübt, und für jede Gabe den Bürgern ihren Dank gezollt, nicht ein einziger Exceß von Bedeutung ist unter ihnen vorgekommen. Daß sie in Unwillen ausgebrochen, als sie von der Capitulation gehört, ist leicht zu erklären, wer läßt sich gern als Kriegsgefangener in ein fernes fremdes Land schleppen! Wer trägt an dem Unglück von Ulm die Schuld, wer anders, als der protestantische König von Preußen, der ja schon längst die Hand an's Reich und sein kaiserliches Haupt gelegt hat, stets auf der Lauer, beiden einen Hieb zu versetzen, oder sich freuend, wenn's ein Anderer thut!

So urtheilten die Eingeborenen Münsters, die, an den Ueberlieferungen der Vorjahrhunderte festhaltend, auch in politischen Dingen den Unterschied des Papstthums und des Lutherthums, des Katholicismus und Protestantismus an die Spitze stellten.

Wie sank den echten deutschen Vaterlandsfreunden, die in Münster ein kleines Häuflein bildeten, das Herz, als nach der Schlacht von Austerlitz, 2. December 1805, die Kunde erscholl, statt einer Allianz mit Oesterreich und Rußland habe Graf Haugwitz, Namens seines Königs, mit dem Franzosenkaiser einen Vertrag geschlossen! Und wie, plötzlich

nach Loth's Weise, zu Salzsäulen geworden standen sie da, als in der Folge der Inhalt dieses Vertrages bekannt wurde: — Abtretung der fränkischen Fürstenthümer an Frankreich, — Ueberlassung der kurbraunschweigschen Lande an Preußen!

Da haben wir, sprachen die Katholiken und Kaiserfreunde, wieder ein Beispiel von der Politik des ewigen Hinterhalts, wie sie das Cabinet von Berlin nun schon so lange treibt. Vor wenigen Wochen erst schwört der König von Preußen dem Kaiser von Rußland treue Freundschaft auf — ewige Zeiten, und nun, da des Kaisers Kriegsvölker in den — Sumpf getrieben und davon gelaufen sind, läßt er ihn im Stiche; und nicht genug daran, er nistelt sogar die französische Macht mitten im Deutschen Reiche ein, und bringt den Kaiser der Franzosen und König von Italien als nunmehrigen Besitzer der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth (Onolzbach und Culmbach) auf den Reichstag von Regensburg, der nun sehr bald ganz unter Frankreichs Botmäßigkeit kommen wird; noch dazu läßt er sich von dem Napoleon Etwas schenken, was diesem gar nicht gehört. Folgte der König von Preußen einer rechtlichen und gesunden Politik, so mußte er das

Anerbieten Napoleon's, ihm das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg überlassen zu wollen, mit Verachtung zurückweisen, wenn er nicht den — Muth hatte, seine Soldaten auch jetzt noch in den Rücken der Franzosen zu führen, wozu selbst jetzt noch, nach dem Tage von Austerlitz, Zeit war: die Russen würden sich wieder gesammelt und die österreichischen Waffen, durch die ungarische Insurrection verstärkt, neue Kraft gewonnen haben. Was wird der König von England sagen, wenn er hört, daß sein Herr Bruder in Berlin sich seiner deutschen Lande ohne Weiteres bemächtigt hat? Er wird seiner Admiralität ganz einfach den Befehl ertheilen, ein Paar Corvetten auszurüsten, um damit Jagd zu machen auf die wenigen Nußschalen, die von Stettin, Memel und Königsberg auslaufen, um irgend anderswo ein Bischen Handel zu treiben mit Blautuch, Erbsen, Kieselstein und Sand, was die vier Elemente sind im Brandenburger Lande! An der Kriegserklärung von Seiten Englands kann's nicht fehlen. Und der Kaiser von Rußland müßte von Rechtswegen ein Gleiches thun, da beide Mächte vom protestantischen Könige so schnöde hintergangen worden sind.

Die Münsteraner, die also sprachen, hatten so unrecht nicht. Die deutschen Patrioten unter den

Eingeborenen und den altpreußischen Beamten schwiegen, und gaben durch ihr Schweigen ihre Zustimmung kund! Von den eingeborenen Schweigsamen nennt das Tagebuch den Dombechanten Spiegel, den Kriegsrath von Druffel, den Medicinalrath Bodde, den Buchhändler Theißing; von den eingewanderten den Präsidenten von Sobbe, den Regierungsrath Sethe u. a. m., die ihre Ansichten je nach der Individualität schärfer oder milder in vertrauten Kreisen aussprachen.

Zwischen den Katholiken und Kaiserlichgesinnten einer, und den jungen Offizieren anderer Seits kam es zu Reibungen, die ernste Folgen gehabt haben würden, wenn nicht ältere ihrer Kameraden und ihre Vorgesetzten, sehr wahrscheinlich auf Blücher's Befehl, sich in's Mittel gelegt hätten. — „Des ist jettlich," — schrieen sie in ihrer eigenthümlichen Mundart, die ja schon bekannt, und es war dabei, als ob sie elektrisirt seien, — „des ist jettlich, daß der Kenig sich des Hanover zugelegt hat; des muuß eene schene Jarnison sinn, des Hanover; da kennen wir doch in een ordentlich Theater jehen; des hier in Minster is ja wie'n Schw—stall! Unn hibsche Medchens soll's ooch in Hanover jeben; unn nich weit von Hamburg kennen wir

alle Dage Austern essen, unn eene Flasche Sekt dazu drinken, die mag der Deibel von driben immerzu herjeben; aber eenes juten Dages wullen wir all' die jefillten Källärs in die Champagne leeren! Nicht wahr, Härrr Käm'rad, uff Ehre!"

Das Jahr 1806 begann im elterlichen Hause in sehr gedrückter Stimmung. Die Kunde von dem, am 26. December 1805 zwischen Oesterreich und Frankreich zu Preßburg abgeschlossenen, Frieden verbreitete sich rasch, auch nach Westfalen. Das elterliche Haus gehörte zur kleinen Partei der deutschen Patrioten, die in diesem Friedensvertrage den baldigsten völligen Untergang des Deutschen Reiches, den letzten Vorläufer des Untergangs erblickten: hatten sich doch drei deutsche Fürsten auf Unkosten des Hauses Lotharingen-Oesterreich des Deutschen und des Johanniter-Ritterordens und der freien Ritterschaft mit Land und Leuten bereichert, und zwei derselben schon vor dem Friedensschluß ganz eigenmächtig die Königskrone auf ihr Haupt gesetzt, allen Gesetzen und Ordnungen des Reichs zuwider, seiner Verfassung öffentlich Hohn sprechend, nur unterm

Schutz des zeitigen Führers derjenigen Nation, die seit zwei Jahrhunderten des deutschen Volks und Reichs erblicher Feind ist!

Der Vater verrichtete seine amtlichen Geschäfte nach wie vor, und lag auch in seinen häuslichen Mußestunden seinen gelehrten Arbeiten ob; allein die Ungewißheit über das, was über kurz oder lang kommen werde, die Zustände des engern preußischen und des großen, weiten deutschen Vaterlandes noch mehr zu erschüttern, als es schon der Fall war, lastete mit Centnerschwere auf seiner Seele, in die, statt der gewohnten Heiterkeit, die ganz gewichen war, ein Trübsinn seinen Einzug gehalten hatte, den er nicht zu bewältigen vermochte. Gesteigert war diese Stimmung, wenn er Sonntags Abends aus der Gesellschaft von Gesinnungsgenossen heimkehrte, die er zu besuchen pflegte, wo die Zeichen der Zeit besprochen und von der Zukunft ein Bild voll Schatten in Aussicht gestellt worden war; oder wenn er von seinem regelmäßigen Wochenbesuch beim Dombechanten und bei Vincke nach Hause kam, wo die Zeitverhältnisse gleichfalls ein Gegenstand der Unterhaltung gewesen waren. Die Mutter, mit ihrer ernsten Richtung, vermochte es nicht, den Trübsinn des Gatten zu verscheuchen, litt sie doch unterm Druck

der Zeiten, die sie auch von der ökonomischen Seite betrachtete, eben so viel, wenn nicht mehr, als der Vater. Nur allein Pusch, des Vaters Intimus, gelang es zuweilen, ihn aufzuheitern; denn der besaß das Talent, auch der ernsten Sache eine scherzhafte Seite abzugewinnen, die er mit Schmuckbildern des drolligsten Humors auszustatten wußte.

Kummer und Sorgen der Eltern erhöhten sich, als die zwei jüngsten Kinder der Familie im Frühjahr am Scharlach so heftig erkrankten, daß der Hausarzt, Medicinalrath von Forkenbeck, um ihr Leben besorgt war, und die größte Pflege als erste Bedingniß zur Brechung des Fiebers und Beseitigung aller übeln Folgen empfahl. Das war für die beiden lebhaften Burschen keine kleine Pein, drei Wochen lang im Bette auszuhalten, von oben bis unten zugedeckt, und noch dazu eingeschnürt, damit ja nicht die roth, wie ein gesottener Krebs, gewordenen Arme und Beine mit der äußern Luft des Krankenzimmers in Berührung kommen möchten. Die Mutter pflegte die Kinder bei Tag und Nacht mit einer Hingebung von Liebe und Treue, die von den Söhnen bis auf den heutigen Tag mit innigster Dankbarkeit anerkannt wird. Schwester Lena löste die Mutter dann und wann ab, und ergötzte die kranken Brüder mit Fabeln, Sa-

gen, Anekdoten und lustigen Schnurren, die sie aus der Bibliothek des Vaters eigends zusammengesucht hatte, um den Bettgefangenen die Zeit doch nicht zu entsetzlich lang werden zu lassen. Schwester Mina und Bruder Fritz durften das Krankenzimmer nicht betreten, um Ansteckung zu verhüten, da diese zwei Geschwister bisher vom Scharlach verschont geblieben waren.

Und wie stand es im Sommer 1806 um die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes?

Germania! Sie hatte ihr Antlitz verschleiert; sie trauerte!

Seit dem Preßburger Frieden schwärmten Tausende französischer Spione in Deutschland umher, zu spüren und zu horchen. Ihnen zum Opfer fiel der Buchhändler Palm aus Nürnberg, vom tödtenden Blei französischer Grenadiere in Braunau am Inn auf deutschem, auf baierischem Boden niedergestreckt auf Befehl des mächtigen Corsen, den in späterer Zeit unreife Buben von deutschen Schulbänken den großen Kaiser genannt haben. — Herr! Du hast ihnen vergeben, denn sie wußten nicht, was sie thaten!

Französische Emigranten, die in der Revolutionszeit ihr Vaterland feig verlassen hatten, statt einzustehen für Aufrechthaltung der, vom Gesetz der Nothwendigkeit gebotenen neuen Ordnung der Dinge, die in Deutschland eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, waren, seitdem der General Napoleon Bonaparte das Steuerruder des Staatsschiffs als Consul in die Hand genommen hatte, und seitdem er vom heiligen Vater von Rom auf Befehl in Nôtre-Dame von Paris gesalbt worden war, eingedenk geworden, — es gebe auf der Erde doch nur Ein Frankreich, das schöne Frankreich, über das kein Land der Welt gehe, dem man dienen müsse, dem man wieder dienen könne, seitdem die gesellschaftliche Ordnung wieder hergestellt, und Versailles in den Tuilerien wieder aufgelebt sei, und prächtiger, als Versailles je gewesen!

Sammelten sich nicht an dem neuen Hofe neben der neuen Soldaten- und Schreiber-Aristokratie, die das Kaiserreich geschaffen, auch die Söhne des alten Erbadels, der doch, wie sie meinten, das eigentliche Frankreich ausmache, vor dem die Plebs, die sich herausgenommen, das französische Volk vorstellen zu wollen, sich wieder beugen müsse, wenn auch nicht heute, doch morgen!

So war es die Kaiserkrone selbst, die bereits im Jahre 1805 die — Restauration der Königskrone anbahnte.

Der Kaiser sah aber von den alten Aristokraten vorzugsweise nur die gern um sich schaaren, die sich, wie er's nannte, um's Vaterland verdient gemacht. Wollte er doch den neuen Aristokraten, die aus dem Volke hervorgegangen waren und den Thron mit ihrem Blute hatten aufbauen helfen, nicht zu fühlbare Nackenschläge geben! Wie aber es anfangen, sich um's — schöne Frankreich verdient zu machen, da man's mit dem Schwerte nicht, an Ort und Stelle auch nicht mit der Feder vermochte?

Man legte sich auf's Spähen und Lauschen, und wurde so ein Verräther an der Gastfreundschaft.

Auch in Münster hatten sich mit Beginn der landflüchtigen Auswanderer viele Emigranten mit und ohne Familie eingefunden. Unter ihnen ein familienloser, von dem man nicht wußte, wo denn eigentlich seine Lagerstätte stehe: bald kam er, bald verschwand er. Er trieb einen Handel mit Pariser Kleinwaaren oder Quincaillerien, und zog damit in ganz Westfalen umher, von einem Jahrmarkt zum andern, den Send in Münster

vergessend. War der Marquis, wofür er sich ausgab, in Münster, wo er allerdings seinen bestimmten Wohnort zu haben schien, — wenigstens hatte er hier sein Waaren=Magazin, — so sah man ihn häufig im elterlichen Hause, in das er sich gedrängt hatte, weil, wie er sagte, er in dem Umgange mit den Eltern und den Kindern doch seine Muttersprache sprechen könne; fast kein Mensch in ganz Münster spreche Französisch, und die Wenigen, die es gelernt, sprächen es mit ihrer harten, westfälischen Zunge in einer Weise aus, daß statt der sanften Flötentöne, welche die französische Sprache charakterisire, ohrzermalmendes Trommelgetöse zum Vorschein käme.

Darin hatte er nicht unrecht. Die Kenntniß der französischen Sprache und ihr Gebrauch war in Münster sehr wenig verbreitet; einzelnen Männern wol wohnte diese Kenntniß bei, aber in der Frauenwelt und in Familien war die Sprache nicht gelernt worden. Der Marquis = Quincaillier verstand Deutsch ganz gut, konnte es aber, oder wollte es nicht sprechen, mit Ausnahme der allernothwendigsten Redensarten zum Betriebe seines Krams. Er war ein Mann im Mittelalter, lebendig wie Quecksilber, gescheidt und mit deutschen Verhältnissen vertraut; seine Muttersprache sprach

er mit einer Zungengeläufigkeit, daß es anfangs, ehe man sich daran gewöhnt hatte, schwer war, ihm zu folgen. Jahre lang ging er in dem elterlichen Hause ein und aus, man gab sich ihm mit aller Unbefangenheit und allem Vertrauen hin, und machte kein Hehl aus den Gesinnungen, die in Bezug auf Frankreich und Franzosen als politische Macht und auf ihren dermaligen Häuptling im Hause herrschten, Gesinnungen, die er scheinbar theilte. Einige nicht unwesentliche Dienste waren ihm vom Vater geleistet worden, und im Familienkreise hatte er stets die freundlichste Aufnahme und Bewirthung gefunden; und dennoch wurde dieser Emigrant, nachdem er eines frühen Morgens verschwunden und nach Paris gegangen war, um sich in den Strahlen der neuen Sonne zu wärmen, zum Verräther, was zum Vorschein kam, als der Vater mit einigen seiner Freunde schon vor dem Frieden von Tilsit wegen Aeußerungen zur Rechenschaft gezogen wurde, die, wie man sich bestimmt erinnerte, nur in Gegenwart des Marquis-Hausirers gefallen waren.

In den Offiziers-Corps der in Münster die Besatzung bildenden Regimenter — rumorte es gewaltig.

Wir ziehen in's Feld, wir ziehen gegen die

Franzosen, und die Russen werden mit uns sein! Wozu das? Können wir's doch mit den kaiserlich gewordenen Republikanern allein aufnehmen!

So ließen alte und junge Herren vom Spieß auf dem Rücken sich in Weinhäusern unter Jubelgeschrei laut vernehmen, nach ihrer gewohnten Weise die Helden mit dem — Maule spielend. Die Männer mit dem Schleppsäbel von Wobeser Dragoner verhielten sich still, wie immer.

Auch in bürgerlichen Kreisen sprach man viel vom nahen Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich, doch nur als Gerücht, etwas Gewisses wußte man nicht.

Eines Tages aber kam der Vater athemlos nach Hause gelaufen außerhalb der gewöhnlichen Zeit.

Wir haben Krieg! rief er der Mutter und den anwesenden Töchtern zu, denen sich zufällig Schwester Friederike zugesellt hatte.

„So eben ist die Mobilmachungs-Ordre aus Berlin per Estafette angelangt. Blücher und die anderen Generale und Vincke und der Kammer-Präsident und Ribbentrop sind auf dem Schlosse zu einer Conferenz versammelt, Berathungen zu pflegen über das Wie der Ausführung der Ordre, wofür die größte Eile anbefohlen ist. Ribbentrop hat den Fritz mit auf's Schloß genommen, und

auf der Kammer läuft Alles durcheinander; die Leute thun, als hätten sie alle den Kopf verloren." — Und damit war der Vater wieder fortgestürmt.

Zum Mittagstisch kam Bruder Fritz nicht. Am späten Nachmittag erschien das Ehepaar August H. und Friederike im elterlichen Hause. Auch auf der Regierung, so erzählte August, sei durch den wol erwarteten, doch nicht so nah gedachten und so plötzlich erfolgten Befehl eine große Bewegung ausgebrochen; in der Stadt ständen Bürgersleute in Gruppen zusammen und unterhielten sich über die große Neuigkeit, die man der verschiedenartigsten Beurtheilung zu unterwerfen scheine; von Offizieren sähe man wenige auf den Straßen, vom Schladenschen Regimente gar keinen; seien sie mit der Kriegsbereitschaftsmachung ihrer Pomadenbüchsen und Zopfbänder beschäftigt, oder hätten sie durch die, wie ein Blitz aus heiterm Himmel herabgeschleuderte, Ordre das Kanonenfieber bekommen? er wisse es nicht.

Spät am Abend war es, als Bruder Fritz endlich nach Hause kam. Er bestätigte Alles, was am Tage erzählt worden war. In der Conferenz auf dem Schlosse, wohin ihn Ribbentrop mitgenommen, um rasche Entwürfe, die er niederge=

schrieben, in's Reine zu bringen, war vorzugsweise von schneller Beschaffung der den Regimentern zum Felddienst noch fehlenden Bekleidungsgegenstände, namentlich der Mäntel, an denen es, mit Ausnahme der Füsiliere, allen Fußregimentern vollständig gebrach, und der Fußbekleidung für Fußvolk und Reiterei, so wie von Anlegung von Magazinen, die Rede gewesen; — Ribbentrop sei zum Ober-Kriegs-Commissarius der in den westfälischen Provinzen stehenden Armee bestimmt worden, was derselbe nicht habe annehmen wollen; allein Blücher und Vincke hätten darauf bestanden; auf dem Heimwege vom Schloß, den sie zusammen gemacht, habe Ribbentrop ihm, dem Bruder Fritz, gesagt, daß er mit dem Präsidenten Sobbe Rücksprache halten wolle, um aus der Rechenstube in seine, des jetzigen Ober-Kriegs-Commissarius, Schreibstube überzutreten, da er ihn bei den vielen Arbeiten, die bevorständen, nicht entbehren könne; und ging es zu Felde, wie es sehr wahrscheinlich sei, so müsse er, Fritz, mit.

Bei allen diesen Nachrichten, besonders der zuletzt erwähnten, war die Mutter außer sich. Nie würde sie es zugeben, meinte sie, daß Bruder Fritz mit zu Felde ginge, wäre er doch viel zu jung, um die Strapazen eines Feldzugs ertragen

zu können, und dann wär' er ja auch der Gefahr ausgesetzt, todtgeschossen zu werden. Nicht leicht wurde es dem Vater und dem Schwager August, die besorgte Mutter zu beruhigen, die ihren lieben Fritz nicht von sich lassen wollte.

Was die Patrioten nach dem Abschluß des Preßburger Friedens gefürchtet, trat ein halbes Jahr später wirklich ein. Das heilige Römische Reich deutscher Nation hatte tausend Jahre gelebt; es war auf dem Boden des Erbfeindes in's Grab gelegt worden! Am 12. Juli 1806 schlossen deutsche Fürsten zu Paris ein Sonderbündniß, das sie Rheinbund (Confédération du Rhin) nannten. Am 1. August erklärte der französische Geschäftsträger zu Regensburg, daß sein kaiserlicher Meister den Titel eines Schutzherrn des Rheinbundes angenommen habe, und die deutsche Reichsverfassung als erloschen ansehe und nun nicht mehr anerkenne. Zu gleicher Zeit sagten sich die Mitglieder des neuen Bundes von ihrem alten Reichsverbande los, und am 13. August gab Kaiser Franz in — wehmüthigen Ausdrücken die Erklärung ab, er habe die deutsche Kaiserkrone, die das Haus Habsburg-Lotharingen seit Jahrhunderten, — mit und ohne Ruhm — getragen, für ewige Zeiten niedergelegt!

Deutschland war von nun an nur ein geographischer Begriff! Gespalten war es in drei Feldlager: Oesterreich, Preußen, an das sich die kleineren Reichslande in Norddeutschland anklammerten, und das Gebiet des Rheinbundes, eine französische Provinz!

Seit der Mitte des Monats August waren in Münster alle Militair- und Civilbehörden, die mit der Ausrüstung der Armee zu thun hatten, in voller Thätigkeit. Tag und Nacht saßen sie bei der Arbeit, die Befehle auszuführen, die von Berlin kamen, und davon der erste von dem nächstfolgenden nicht selten widerrufen wurde. In Berlin schien man am grünen Tische den Kopf verloren zu haben. Natürlich, daß dieses Schaukelsystem auf Münster fortwirkte. Die Festung Wesel war nicht mehr zu verproviantiren, war sie doch unterdeß in Frankreichs Besitz übergegangen, — eine Schmach, die sich die Schwäche des Berliner Cabinets aufgeladen; dagegen wurde auch von Münster aus als Beihülfe für die Verproviantirung der Festungen Hameln und Nienburg gesorgt, die selbstredend militairisch besetzt worden waren, nachdem die berüchtigte Haugwitz'sche Convention von Schönbrunn den König von Preußen in den Besitz der kurbraunschweigschen Lande gesetzt hatte.

In der letzten Woche des Monats August begann der Abmarsch der preußischen Regimenter bataillonsweise. Sie nahmen ihre Richtung auf mehreren Colonnenwegen nach dem Paderbornschen, wo sie bei Hörter und Beverungen die Weser überschritten, und durch den Solling in die Gegend von Göttingen marschirten, die Blücher zum Sammelplatz aller Regimenter bestimmt hatte. Der Kurfürst von Hessen-Cassel, welcher seine Kriegsvölker den preußischen anschließen, und dann, als Feldmarschall, den Oberbefehl übernehmen sollte, rührte sich nicht. Angst und bange saß er auf seiner Wilhelmshöhe vor den, mit dem Blutgeld seiner Unterthanen reichlich gefüllten Truhen, hin und her überlegend, wie er die Schätze, an die sich sein Herz ebenso fest klammerte, als an den schönen Busen seiner Favoritin, vor dem drohenden Donnerwetter in Sicherheit bringen solle.

Der 12. September 1806 war für des Wallfahrers Familie ein Tag wehmüthiger Trauer. An diesem Tage, der zuleich sein achtzehnter Geburtstag war, zog Bruder Fritz von Münster ab in's Feld hinaus, dessen Hintergrund dem wahren Patrioten von Dunkelheit umlagert schien. Ribbentrop hatte ihn der Feldkriegskasse des Blücher'schen

Armee-Corps als Assistenten zugetheilt, die Disposition über ihn, zur Ausarbeitung der vorkommenden Reinschriften, sich aber vorbehalten. Die Eltern übergaben den geliebten Sohn zwei Collegen zur Obhut und Fürsorge: der eine hieß von Berger, ein münsterländisches Kind aus Coesfeld, welcher eine Frau und drei Kinder zurückließ; der andere war in Minden zu Haus, früher Stein's Kammerdiener gewesen und von seinem Herrn in die Kanzlei der münsterschen Kammer gebracht worden; er hieß Walter. Der Abschied von Eltern und Geschwistern war ein schwerer! — Acht Jahre verflossen seitdem, ehe Bruder Fritz das elterliche Haus wieder betrat.

Um den 15. October liefen in Münster dunkle Gerüchte um, daß die Preußen über die Franzosen Vortheile errungen hätten, und am 18. verkündete man einen vollständigen Sieg der Preußen: die französische Armee sei total geschlagen worden!

Am 19. October rückte ein Commando holländischer Dragoner in Münster ein. Es kam von Wesel.

Tages darauf wußte man, woran man war: statt der französischen Waffen waren die preußischen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt

auseinander gesprengt, vielleicht ganz vernichtet worden.

Die Preußen in Münster trauerten, die Eingeborenen jubelten!

Münster in der Franzosenzeit,
und als Bestandtheil des Großherzogthums Berg.
1806 — 1810.

Der kleinen Abtheilung holländischer Dragoner, blau gekleidet in langen Schooßröcken, mit Stahlhauben und Roßschweifen, in der nämlichen Form, wie man sie schon in Cleve bei derselben Waffe der französischen Kriegsvölker gesehen hatte, folgte in den nächsten Tagen französisch Fußvolk von der Linie, auch blau gekleidet in langen Schooßröcken, mit rothen Kragen und Aufschlägen, weißen, breiten Rabatten, gelben Knöpfen, darauf die Nummer des Regiments, die man auch am Tschako sah, welcher an Stelle des dreieckigen Huts des republikanischen Fußvolks getreten war. Die jetzigen Franzosen waren ja Soldaten eines Kaisers seit dem Wonnemond des Jahres 1804, gekrönt und gesalbt in den heiligen

Hallen von Unsrer Lieben Frau zu Paris vom Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, vom Fürsten der Fürsten, am 2. December 1804. Was an die Republik und ihre Formen erinnern konnte, mußte beseitigt werden. Das Fußvolk trug weiße Beinkleider und schwarze Gamaschen und graue Mäntel, die bei gutem Wetter hinten auf dem Tornister in Rollenform befestigt wurden.

Es war ein heiterer Herbsttag, als dieses Fußvolk, ein schwaches Bataillon, von Wesel kommend, zum Aegidithor einrückte. Ganz Münster war auf den Beinen, die Erretter zu sehen, die gekommen waren, Stadt und Land von dem verhaßten Ketzervolk, den „luttersgen Dickköppen" zu befreien. „Dat sien dog nog Lüde, die met us in Eene Kierke goan," hieß es, wohin das Ohr eines protestantisch-preußischen Beamten lauschte, „nu werd' et wedder better wern'n." Folgenden Tags kam noch mehr Fußvolk, auch ein Regiment Jäger zu Pferd, grün gekleidet mit niedrigen Bärenmützen auf dem Kopfe; auch ein Paar Schwadronen Dragoner, ebenfalls in grünen Röcken. Diese Reiter zogen mit dem größten Theil des Fußvolks weiter, auch etwas Geschütz, das nicht in der Stadt blieb, sondern gleich durchmarschirte, um auf Mauritz einquartiert zu werden.

Man sagte, die Truppen seien nach Hameln und Nienburg bestimmt, diese Festungen zur Uebergabe aufzufordern, und wenn die preußischen Befehlshaber nicht gutwillig wollten, sie zur Uebergabe zu zwingen. Des Zwangs hat es eben nicht bedurft. Hameln wurde vom Generalmajor von Lecoq, der unlängst erst die Grenadiergarde in Potsdam befehligt hatte, ohne Widerstand und nach kurzem Reden dem Feinde übergeben, eben so Nienburg, womit die militairische Position der Preußen im Westen des Kriegstheaters zu Ende war. Die Besatzung von Hameln hatte, empört über die Feigheit ihres Commandanten, ihre Waffen zerschlagen und die größten Vergehen gegen die Mannszucht begangen, gerade so, wie es die österreichischen Soldaten ein Jahr vorher in Ulm gethan hatten.

An der Spitze der in Münster einrückenden Völker stand ein Brigadegeneral, der im Namen des Kaisers das Fürstenthum Münster für ein dem Könige von Preußen abgenommenes, als ein erobertes Land erklärte, das von jetzt ab nicht blos unter französischer Verwaltung stehe, sondern der Herrschaft seines Kaisers unterworfen sei, der damit schalten und walten könne, wie er wolle, und das auch ganz nach Gutdünken thun werde. Der General verordnete, daß die bisherigen Lan-

desbehörden in ihren Wirkungskreisen verbleiben sollten. Die Kriegs- und Domainenkammer mußte den Titel Administrations-Collegium annehmen, und es sich gefallen lassen, von einem höhern Beamten der französischen Heerverwaltung beaufsichtigt zu werden.

Dieser Beamte bemächtigte sich aller öffentlichen Kassen, mochten sie landesherrliche, städtische und Gemeinde-, Stiftungs- oder Corporations-Kassen sein, nahm die Bestände in Beschlag und führte sie ohne Weiteres theils nach Paris ab, theils an die Kriegskassen der im Felde stehenden Truppen. Die laufenden Einnahmen aller landesherrlichen Einkünfte mußten, nach Deckung der nothwendigsten Ausgaben für die Landesverwaltung, von Monat zu Monat an ihn abgeliefert werden. Alles landesherrliche bewegliche Eigenthum, von dem, namentlich von Militair-Effecten, sehr viel in Münster zurückgeblieben war, — glaubten doch die Herren Offiziere die Franzosen mit einem — Nasenstüber abfertigen zu können, und hatte Niemand daran gedacht, werthvolle Sachen in Sicherheit zu bringen, — wurde für gute Prise erklärt und nach Wesel geschafft. Der Commissaire ordonnateur, so war Anfangs der Amtstitel des Aufsichtsbeamten, der in der Folge in den Titel eines In-

dentant impérial verwandelt wurde, hatte eine Menge Unterbeamten, Commissaires de guerre, Controleurs, Commis etc., die er im Lande umherschickte, die Beitreibung der Steuern und Gefälle streng zu überwachen, die Specialkassen zu revidiren, und ihre regelrechte Verwaltung zu beaufsichtigen. Geld zu schaffen und abermals Geld, das war die Losung dieser Beamten.

Das dictatorische Auftreten jenes Generals und dieses Commissaire ordonnateur, so wie die von Letzterm getroffenen Finanzmaßregeln, welche, wie gesagt, nicht blos die landesherrlichen und Gemeinde-Einkünfte traf, sondern auch die der Körperschaften und frommen Stiftungen, waren ganz geeignet, den Enthusiasmus der Münsteraner für die Franzosen gewaltig herabzustimmmen; was noch mehr geschah, als der Commissaire ordonnateur dem Lande eine sehr bedeutende Kriegssteuer auferlegte und Requisitionen aller Art ausschrieb, Lieferungen an Korn, Mehl, Hafer, Heu, Stroh, Tuch, Leder, Leinwand und anderen Gegenständen mehr, welche Stadt und Land durch eigens gestelltes Fuhrwerk nach Wesel zu schaffen hatte. Diese langen Wagenreihen wurden von Soldaten begleitet, die, wenn sie vom Fußvolk waren, beritten gemacht werden mußten. Unvernünftig wie oft

diese Leute, ging manches Bauernpferd, das an ein wildes Fahren und Reiten, wie sie es trieben, nicht gewöhnt war, zu Grunde. Kein Hahn krähte danach. Von Entschädigung für den Verlust war nicht die Rede; man lachte über den tollen Einfall, wenn danach gefragt wurde; lebte man doch im Kriege, und gehörten nicht die Pferde vorm Wagen und unterm Sattel zu den Nothwendigkeiten der Requisition!

Und als man allmälig inne wurde, daß die Franzosen nicht, wie man erwartet hatte, Anstalt machten, die Protestanten aus der Minoritenklosterkirche zu vertreiben und sie sammt den Klostergebäuden den Mönchen zurückzugeben; — daß die Franzosen nicht allein „mit uns nicht in Eine Kirche," sondern gar nicht in die Kirche gingen, es sei denn bei anbefohlener Abhaltung eines Te deum wegen eines über die Preußen und Russen erfochtenen Sieges, an dem sie von Amtswegen Theil nehmen mußten; — als man merkte, daß ihnen die Kirchengebräuche ganz gleichgültig waren, und sie als Freigeister und Freidenker nach wie vor der „Göttin der Vernunft," und dieser in der Gestalt schöner Weiber huldigten, — da schläferte der Enthusiasmus der Münsteraner ganz ein, indem sie sich sagen mußten, man sei

so eigentlich aus dem Regen in die Traufe, — aus dem Ketzerregen in die Atheistentraufe gerathen!

Und vollends aus war es, als die Franzosen Hand legten an die vielen Klöster und Kirchenstiftungen, welche die Preußen für eine spätere Zeit aufgespart hatten, als sie mit einer Berserkerwuth über die frommen Häuser herfielen und die darin wohnenden, in stiller Andacht und einsamer Beschaulichkeit ihres Daseins unbewußt gewordenen Menschen hinaustrieben in die Wüstenei des Lebens, innerhalb deren die Unglücklichen nie bekannt gewesen waren, auf dessen ungestümen Wogen sie nunmehro umhertreiben sollten, ohne Ruder, ohne Steuermann! Und das Alles, um sich des Vermögens zu bemächtigen, was bei dem einen Kloster bedeutend, beim andern sehr unbedeutend war. Diese Aufhebung der Klöster traf vorzüglich die Frauen-Convente, und fiel in eine Zeit, welche dem Uebergang des Fürstenthums Münster an das Großherzogthum Berg kurz vorherging. Der Eroberer des Landes gönnte seinem Herrn Schwager nicht den Genuß der geistlichen Güter; er selbst mußte sie in seinem unersättlichen Rachen verschwinden lassen; konnte doch Herr Mürat zufrieden sein, nach dem Zertrüm-

mern der preußischen Monarchie mit einem so ansehnlichen Beutestück an Land und Leuten bedacht worden zu sein!

Was Straßburg für den Ober- und Mainz für den Mittelrhein war, Gränzwaffenplätze für die französischen Heere und Ausgangspunkte aller auf Deutschland gerichteten Truppenmärsche und Kriegsunternehmungen, das war die Festung Wesel für den Niederrhein.

Die Stadt Münster war der erste große Etappenort, wo alle auf dem Marsche nach Norddeutschland oder von daher zurückkehrenden Truppen Rasttag machten. Die Einquartierungslast war da nach und nach überaus drückend. Sie traf nur die Hauseigenthümer. Das elterliche Haus, wie klein und beschränkt an Raum es war, wurde, wenn die Truppenmärsche sehr zahlreich, oft mit vier, auch sechs Mann belegt.

Da gab es große Noth für die Mutter und die Schwestern, die so reinlich gehaltenen und elegant möblirten Zimmer bartlosen Burschen von den Voltigeurs oder ergrauten vollbärtigen Grenadieren einräumen und zur Verfügung stellen

zu müssen, die, an die Unordnung und Unsauberkeit des Feldlagers und der Beiwacht gewöhnt, keinen Sinn mehr hatten für Schonung fremden Eigenthums, denen es ganz gleichgültig war, ob die Bayonnette ihrer Flinten die Tapeten zerstießen oder die Rahmengläser von schönen und kostbaren Kupferstichblättern, wie General Wolf's Tod, die Seeschlacht auf der Doggersbank ꝛc., zertrümmerten; oder wenn sie beim Putzen ihrer Waffen und sonstiger Armatur- und Uniformsstücke die glänzenden Tische, von denen sie die Decken herabrissen und als Putzlappen gebrauchten, und die Polsterstühle mit Kreide, Schmirgel und Schmutzwasser besudelten.

Nach Cleve-holländischer Sitte herrschte die größte Reinlichkeit im elterlichen Hause: Niemand durfte die Zimmer betreten, bevor er nicht auf dem Flur des Hauses Stiefel und Schuhe an Standbürsten und auf Matten sorgfältigst gereinigt hatte, war es Regenwetter, das in der Stadt entsetzlichen Schmutz erregte, weil die Straßenreinigung und die sie beaufsichtigende Polizei selbst unter preußischer Herrschaft eine höchst mangelhafte geblieben war. Die Mitglieder der Familie mußten in diesem Falle Hausschuhe anziehen, wenn sie von der Straße kamen, und selbst Cleve-

sche Freunde fügten sich dieser Gewohnheitssitte; von Beobachtung dieses Hausgesetzes, das bereits bei den Münsteranern Anstoß erregt hatte und von ihnen für lächerliche Pedanterie ausgelegt wurde, war nunmehro, wie natürlich, nicht mehr die Rede: die Kriegsmänner kannten nur Ein Gesetz, das der Nothwendigkeit, nach ermüdendem Marsch in Wind und Wetter zur Ruhe zu kommen. Oft kamen sie mit triefenden Kleidern in's Haus; die wurden dann sofort an den Wänden zum Trocknen aufgehängt, unbekümmert, ob die kostbaren Tapeten Schaden leiden würden.

Am rohesten in ihren Sitten waren die Elsasser und die Leute aus dem Vogesus, auch die Schweizer, davon einige Regimenter durch Münster marschirten, und die durch ihre rothen Röcke auffielen; manierlicher zeigten sich die eigentlichen Franzosen und unter ihnen besonders die Normannen; ganz tadellos waren die Holländer, denen sich die Vlaamen näherten, und die — Spanier, den Rest des Heerkörpers ausmachend, welcher unter dem Marquis de la Romana nach Dänemark entsendet worden und, dort von englischen Kriegs- und Transportschiffen aufgenommen, in sein Vaterland zurückgekehrt war. Dieser Ueberrest, noch etwa 4000 Mann stark und größten-

theils aus Reiterei bestehend, die nicht hatte mit eingeschifft werden können, zog auf seinem Heimmarsch nach Frankreich durch Münster. Auffallend für uns war, daß ein Theil dieser spanischen Reiterei nicht aus Regimentern zu Pferd, sondern aus Regimentern zu Maulthier bestand, und daß sämmtliche Reiter nicht Stiefel, sondern lederne Gamaschen trugen, sie mochten zur schweren oder leichten Cavalerie gehören. Auch Portugiesen und Italiäner zogen durch Münster, aber von diesen Nationen wurde das elterliche Haus nicht mit Einquartierung belegt.

Die Beköstigung der Einquartierten gehörte mit zu den Pflichten des Quartiergebers. Da war es zuweilen herzzerbrechend mit anzusehen, wie die Leute, die den ganzen Tag mit Sack und Pack marschirt waren, halb verhungert und verdurstet über die ihnen vorgesetzten Speisen herfielen und sie gleichsam verschlangen, wie sie sich an dem guten münsterschen Dauerbier erlabten, das ihnen vorgesetzt wurde. Die Einquartierung kam in den allermeisten Fällen plötzlich, wußte doch die städtische Behörde selbst erst ein Paar Stunden vorher durch Fouriere, daß so und so viel tausend Mann einrücken würden. Da gab es denn zuweilen im elterlichen Hause auch in Be-

zug auf die Beköstigung große Noth. Waren Küche und Keller auch immer reichlich versehen, so traten denn doch auch Fälle ein, wo ihre Vorräthe für eine stärkere Einquartierung, als die normale, nicht ausreichen konnte. Dann mußte zum Bäcker und Fleischer gelaufen werden, was den Söhnen des Hauses oblag, nicht selten aber vom Hausvater selbst geschehen mußte, wenn die Söhne nicht daheim und die hungernden Soldaten zu ungestüm geworden waren. Mit Ausnahme der Holländer erregte das westfälische Schwarzbrod, der Pumpernickel, bei allen Kriegsmännern der französischen Heere, die durch Münster zogen, gewaltigen Anstoß. Solch' Brod, meinten sie, sei nicht zur Nahrung von Menschen erfunden, sondern ein — Fraß für die Schweine! Die Thoren, sie kannten das Gesündeste und Schmackhafteste unter den Gebäcken nicht. Was ihnen — Schweinefraß war, ist dem Westfälinger die größte Delicatesse; so auch dem Wallfahrer, der ein Stück Pumpernickel mit frischer Butter und einer Schnitte Weißbrod (Stuten in Münster genannt) der feinsten Torte, dem leckersten Kuchen des Conditors weit vorzieht. Am schwierigsten, in Bezug auf Kost und Zubereitung, waren wiederum die Elsasser. Der Wallfahrer erinnert sich eines

Falls, wo Leuten aus dem Elsaß als Zugemüse Endiviensalat vorgesetzt wurde; — wüthend stürzten die Kerle in die Küche und warfen die volle Schüssel der Mutter vor die Füße; das sei, brüllte einer in seiner fast unverständlichen allemannischen Mundart, Gras, gut zu fressen für Ochsen, nicht aber für sie, Soldaten des Kaisers! Folgenden Tags kamen Holländer, für die war der Endiviensalat ein seltener Leckerbissen.

Weil die Plackereien der gemeinen Soldaten dem elterlichen Hause unerträglich geworden waren, so bemühte sich der Hausvater in einer Periode, als die Durchmärsche etwas nachgelassen hatten, um ein Officiersquartier, was von der betreffenden Stadtbehörde auch bewilligt wurde. Der erste Offizier, der zur Einquartierung kam, war ein Holländer. Entzückt war der junge Mann, als ihm Töne seiner Muttersprache entgegenklangen. Das Regiment, zu dem er gehörte, machte nur einen Rasttag, aber an diesem einen Tage war der junge Offizier im elterlichen Hause so vertraut geworden, und fühlte sich in demselben so heimisch, daß ihm beim Abschiede Thränen in den Augen standen. Später kamen Franzosen. Der letzte war ein Capitain vom Fußvolk, der zum Platz-Commandanten der Stadt Münster be-

stimmt war, und nach einigen Tagen eine Wohnung auf dem Schlosse bezog.

Der Zufluß so vieler fremden Männer, die auf Kosten der Quartiergeber ernährt werden mußten, die ungeheure Kriegssteuer, welche das Administrations-Collegium auf die Gemeinden, und diese auf die einzelnen Glieder derselben vertheilten, die nie abbrechenden Requisitionen, zu denen die Stadt eben so gut beitragen mußte, als das platte Land, und die vollständige Werthlosigkeit des Papiergeldes, welches die preußische Regierung unter dem Namen von Tresorscheinen kurz vor Ausbruch des Krieges ausgegeben und auch in den westfälischen Provinzen mit ansehnlichen Summen in Umlauf gesetzt hatte, — alle diese Umstände wirkten auf den Wohlstand der Familien höchst nachtheilig ein und brachten manche derselben, die sich nicht auf unbelastetes Grundvermögen stützen konnte und der es darum an Real-Credit gebrach, sehr bald an den Bettelstab.

Auch die Familie des Wallfahrers litt unter diesen allgemeinen Landes-Calamitäten außerordentlich, um so mehr, als die Pächte von ihrem im Amte Lijmers belegenen Landgute nicht allein nicht regelmäßig eingingen, sondern auch an deren Be-

trage Nachlaß gewährt werden mußte. Denn auch in Holland stockten Handel und Wandel, der regelmäßige Absatz der Bodenproducte war gehemmt, Jedermann beschränkte sich auf das Allernothdürftigste. Um das Maß des Unglücks der Familie voll zu machen, mußte der Hauptpächter ihres Landguts, ein Gutsbesitzer von Rappard in Zevenaar, seine Zahlungsunfähigkeit erklären; nicht allein, daß die Gutspacht, mit der er im Rückstande geblieben war, verloren ging, auch Capitalien, welche des Wallfahrers Vater seinem alten Freunde auf Personal-Credit anvertraut hatte, gingen in dem Concurse, der über das Vermögen des Schuldners verhängt werden mußte, total zu Grunde. Rappard war ein redlicher Mann; die Zeitverhältnisse hatten den Verfall seines Vermögens herbeigeführt, die Zeit, welche als Aufgang des Glücks für die ganze Menschheit verkündet worden war.

Die Familie war in tiefer Trauer! Der Hausvater ging sinnend und seufzend einher; Nichts konnte ihn erheitern, nicht die liebevollste Zusprache der Gattin, nicht die treueste Anhänglichkeit der Kinder; nur in seiner Bibliothek suchte er auf wenige Stunden das erlittene Mißgeschick zu vergessen.

Dazu kamen die trostlosen Nachrichten, welche der Hamburger unparteiische Correspondent über den Verlauf der Kriegsbegebenheiten brachte. Voll Entsetzen waren die Berichte über die entscheidenden Schlachten vom 14. October 1806 gelesen worden, die das preußische Heer auseinander gesprengt hatten, — wie ein ganzes, noch schlagfertiges Armee-Corps bei Prenzlow eine noch schmachvollere Capitulation eingegangen sei, als ein Jahr vorher die Oesterreicher in Ulm — wie sogar Blücher, der alte Haudegen, den wir ja Alle kannten, genöthigt gewesen, sich in Lübeck zu ergeben, — wie ein Bollwerk der Monarchie nach dem andern ohne Kanonenschuß dem Feinde überliefert, — wie Napoleon in Berlin eingezogen und mit Jubel empfangen worden, und der König, vor dem Gewaltigen Reißaus nehmend, ohne Ruhe noch Rast nach Königsberg entflohen war, den rettenden Russen sich in die Arme zu werfen. Das Alles erzählte der Hamburger Correspondent in trockener schmuckloser Sprache in den Spalten seines bescheidenen, grauen löschpapierenen Quartblattes, wie es damals bei den deutschen Zeitungen Brauch war. In einem ganz andern Kleide trat das Journal de l'Empire auf, jene Pariser Zeitung, die unter der Restauration

den Namen Journal des Débats angenommen hat. Ihr Format war ein großer Foliobogen, ihr Papier weiß und festgeleimt, daß man darauf schreiben konnte. Bald nachdem die Franzosen sich in Münster festgesetzt und — häuslich eingerichtet hatten, zum Zeichen, daß sie nicht wieder weichen würden, hielten einige vornehme Häuser der Stadt es für angemessen, das Journal de l'Empire regelmäßig zu lesen, um sich mit dem Gang der französischen Politik bekannt zu machen, da man wußte, daß diese Zeitung unter dem unmittelbaren Einfluß des Kaisers und seines geheimen Cabinets stehe, und Nichts veröffentlichen dürfe, was nicht im Sinne des Gewaltmenschen sei. Auch Dombechant Spiegel hielt das Journal de l'Empire. Aus seinem Arbeitscabinet wanderte die Zeitung in das elterliche Haus des Wallfahrers, wo sie mit Ekel gelesen wurde, der pomphaften Berichte wegen, die sie von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze brachte. Da waren bei den Preußen Tausende kampfunfähig geworden, während die Franzosen nur zehn Mann verloren hatten.

Und so lauteten die Kriegsberichte des Journal de l'Empire in allen späteren Kriegen, vom Kriege auf der spanischen Halbinsel 1808—1813, vom

österreichischen 1809, vom russischen 1812, und vom Befreiungskriege 1813 bis zur Leipziger Völkerschlacht. Allemal hatten die Franzosen gewonnen und bei den entscheidendsten Schlachten nur geringe Einbuße an Mannschaften erlitten. Die Niederlage des Dupont'schen Corps von 30,000 Mann bei Baylen in der Sierra Morena und seine Gefangennehmung durch die Spanier wurde in der Pariser Zeitung sorgfältig vertuscht und als ein kleiner Unfall dargestellt, der nur ein Paar tausend Mann betroffen habe und der Sorglosigkeit ihres Anführers zugeschrieben; die Schlacht von Aspern, 1809, hatten die Franzosen gewonnen; der Kaiser aber seinen Gegnern das Schlachtfeld überlassen, aus purer Großmuth!! Von den Heldenthaten der Rheinbündler war in den Bülletins niemals die Rede; sie zählten gar nicht als selbständige Truppenkörper, sondern galten für Soldaten des Kaisers, der ihnen auch immer einen General seines Heeres an die Spitze stellte. Wollte sich Jemand die Mühe geben, alle die Armee-Bülletins, wie sie im Journal de l'Empire oder im Moniteur universel erschienen sind, zusammenzustellen, man würde einen gar absonderlichen Begriff von der Kriegs-Geschichte des Kaiserreichs erhalten und

Studien machen können, wie es anzufangen, Thatsachen zu verleugnen und zu verfälschen.

In den ersten Jahren der Franzosenzeit gehörte es zu den stehenden Beschäftigungen des Wallfahrers, das Journal de l'Empire aus der Dombechanei abzuholen und jedes Blatt in der Familie Abends vorzulesen. Dieser Gewohnheit verdankte er frühzeitig eine genauere Bekanntschaft mit der französischen Sprache. Die Kriegsberichte gaben ferner Veranlassung, sich in der Geographie der Länder, wo eben Krieg geführt wurde, umzusehen, und Landkarten zur Hand zu nehmen, um auf denselben die Stellungen der kämpfenden Heere und ihre Märsche, die Lage der Schlachtfelder, der belagerten Festungen 2c. überblicken zu können. Aus dieser Beschäftigung ist ihm der Sinn für's Landkartenwesen und für Landkartenzeichnerei aufgegangen.

Für den preußischen Kriegsschauplatz hatte der Wallfahrer eine allgemeine Karte von der preußischen Monarchie zur Hand, die wegen ihres hübschen Stichs, des eleganten Gränzcolorits der einzelnen Provinzen, und wegen des weißen Papiers, auf dem die Platte abgedruckt war, einen angenehmern Eindruck machte, als die damals noch oft vorkommenden Homann'schen und die seit

einigen Jahren erst Mode gewordenen Landkarten aus dem geographischen Institut zu Weimar, von denen letztere auf grobem, bläulichem Papier abgedruckt waren. Die in Rede stehende Karte von der preußischen Monarchie war bei Walch in Augsburg erschienen. Ihr Autor hatte sich nicht genannt, auch fehlte auf dem Titel die Jahreszahl ihrer Herausgabe. Da sie aber den Länderbestand der Monarchie nach den Bestimmungen des Reichsdeputationsschlusses von 1803 darstellte, so mußte sie in eben diesem Jahre oder doch bald nachher erschienen sein. Die Karte war ein sehr gutes Hülfsmittel, die Truppenbewegungen verfolgen zu können, denn sie enthielt, mit Ausnahme der Dörfer, alle namhaften Orte, die in den Armee-Bülletins und sonstigen Kriegsberichten des Hamburger Correspondenten, des politischen Journals und des Journal de l'Empire genannt wurden. Die Karte auf dem Tische ausgebreitet, mußte der jugendliche Wallfahrer den geographischen Erklärer machen der Mutter, den Schwestern und dem Bruder Jan gegenüber, der sich wenig mit Geographie beschäftigte. Da war denn, besonders bei der guten Mutter, der eifrigen Patriotin, der Schmerz groß, wenn die Entfernung von Münster nach der Weichsel mit einem Pesser (Cirkel von

Messing und Stahl) abgemessen wurde, als die französischen Waffen bis an diesen Strom vorgedrungen waren und ihn nun gar überschritten hatten, um die Russen, die sich ihnen widersetzen wollten, bei Pultusk aus dem Felde zu schlagen. Dann erscholl die Nachricht von der Schlacht bei Eilau, die selbst das Journal de l'Empire eine mörderische nannte und von ihm als eine der größten Waffenthaten des Kaisers erklärt wurde. Auf der Karte wurde nachgesehen, wo denn das Schlachtfeld wol liegen möge: da gab es zwei Eilaus, ein deutsches und ein preußisches, letzteres nicht weit von Königsberg. O, nun ist Alles verloren, jammerte die Mutter, so dicht bei Königsberg, wohin soll sich der König mit seiner Königin und seinen Kindern retten, wenn die Franzosen ihn nun auch von da vertreiben? Der Wallfahrer tröstete, es werde Deutsch-Eilau sein, wo die Schlacht vorgefallen, und von da bis Königsberg sei die Entfernung doch noch groß. Einen bessern Trost erhielt die Familie durch das Hamburger politische Journal, welches den preußischen Schlachtbericht mittheilte, aus dem hervorging, daß die Schlacht, allerdings bei Preußisch-Eilau, zwar keine Entscheidung herbeigeführt, doch dem kleinen Corps Preußen unter General L'Estocq

Gelegenheit dargeboten habe, die Schmach von Jena und Auerstedt auszuwetzen und den alten preußischen Waffenruhm wiederherzustellen. Das war Balsam auf das wunde Herz der Patriotin, deren Vater unterm alten Fritz den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte.

Zu den schmerzlichen Empfindungen, die der Verlauf des Kriegs in der Familie hervorrief, gesellten sich noch andere, welche aus dem völligen Mangel an Nachrichten vom ältesten Sohne Fritz entsprangen. War er bei Jena oder Auerstedt oder auf der großen Retirade um's Leben gekommen, oder war er bei Lübeck mit in Gefangenschaft gerathen, oder war es ihm gelungen, mit den wenigen Flüchtigen nach Königsberg zu entkommen? Man wußte es nicht. Seit seinem Abgange von Münster am 12. September 1806 hatte er kein Wort von sich hören lassen, eben so wenig Ribbentrop, dessen Familie trostlos in Münster saß, eben so wenig Berger und Walter, deren Obhut Bruder Fritz empfohlen worden war. Von den gefangenen Offizieren, die auf Ehrenwort zu ihren in Münster zurückgebliebenen Familien entlassen worden waren, wußte Keiner von den Verschollenen Kunde zu geben.

Nach der Eilauer Schlacht war eine Art Waffen-

ruhe eingetreten. Die Hamburger Unparteiische und die Pariser Reichszeitung ließen den Kaiser nach Warschau gehen und dann sein Hauptquartier auf dem Schlosse Finkenstein aufschlagen, von dem der geographische Interpretator des Feldzugs nicht wußte, wo er es suchen sollte, da sein Augsburger Walch ihn über die Lage desselben völlig im Stiche ließ. Dann sprachen die Zeitungen von Friedensunterhandlungen, die angeknüpft sein sollten. Plötzlich aber hieß es, ein preußisches Armee-Corps unter Blücher's Befehl sei in Pillau auf schwedischen Kriegsschiffen eingeschifft worden, um nach der Insel Rügen gebracht zu werden, von wo es, mit schwedischen und englischen Kriegsvölkern vereinigt, eine Diversion im Rücken der großen französischen Armee machen, und über Berlin nach Schlesien vordringen solle, daselbst sich an ein österreichisches Heer zu lehnen, welches, nachdem der Kaiser von Oesterreich auf Englands Antrieb mit dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen in Bündniß getreten, die Bestimmung hatte, den Kaiser der Franzosen und sein ganzes Heer sammt den Rheinbündlern an der Oder, oder wenn es sein müßte, an der Weichsel — abzufangen!

In Münster wurden unterdeß Veranstaltun-

gen getroffen, die gegen Preußen und Rußland aufgebotenen Militairkräfte zu vermehren. Es erschien in dieser Stadt ein Graf oder Prinz von Ysenburg mit dem Auftrage, aus den in Gefangenschaft gerathenen preußischen Soldaten ein Regiment Fußvolk zu bilden. Die Gefangenen waren zum größten Theil schon über den Rhein in's Innere von Frankreich abgeführt worden. Wer von ihnen in's Ysenburgsche Regiment treten wollte, kam nun nach Münster, wo das Hauptdepot und der Sammelplatz war. Daß sich unter den Ankommenden kein preußisches Landskind aus den alten Provinzen befand, versteht sich von selbst. Es waren nur die Leute, welche von Werbern im Reich für Geld und gute Worte unter die preußischen Fahnen verlockt worden waren, Vagabunden, die keine Heimath hatten, denen es einerlei war, wem sie dienten, wenn sie nur ein Unterkommen fanden. Ausreißer von den Rheinbündler-Truppen stellten sich auch ein, und anderes Gesindel mehr. Von eingeborenen Münsterländern, Paderbornern und Hildesheimern, die seit 1803 von Preußen zum Soldatendienst ausgehoben worden waren, kamen auch etliche aus der französischen Gefangenschaft, in der Hoffnung, sich vom fernern Dienst freimachen zu können, wenn sie

erst in der Heimath, oder ihr so nahe sein würden. Diese Hoffnung täuschte sie gewaltig; der Ysenburger verstand keinen Spaß. Wer einmal zur Fahne geschworen hatte, mußte bleiben; da half kein Bitten, kein Beten. Wer von diesen münsterschen 2c. Landeskindern davon lief und wieder eingefangen wurde, empfing nach Standrecht die Kugel vor den Kopf. Das half: die Ausreißerei hörte auf! Die Soldateska des Ysenburgers war die roheste, die Münster in jener Zeit gesehen hat; es schien, als wären sie die unmittelbarsten Nachkommen der Landsknechte eines Wallenstein, eines Bernhard von Weimar und anderer Condotieri des dreißigjährigen Krieges. Die Soldaten lagen unter sich in beständiger Rauferei, die nicht selten mit blutigen Köpfen endete, und Plackerei, ja Mißhandlung der Bürger, bei denen sie einquartiert waren, machte ihr Lieblings-Vergnügen aus. Beschwerden halfen zu Nichts: glaubte doch der Ysenburger, ein echter Soldat müsse derb, er müsse roh sein, das sei die Eigenschaft des Mannes, der sein Leben einsetze jeden Augenblick. Und nach diesem Prinzip zeichnete er selbst sich aus nicht allein seinen Soldaten gegenüber, die vor ihm zitterten wie Espenlaub, sondern auch im amtlichen und geselligen Verkehr mit gesitteten Leu-

ten. Ob er, der Sohn eines deutschen Grafenhauses, schon früher oder erst seit Stiftung der Rheinbündler-Gesellschaft in französische Dienste gekommen, wußte man nicht; mindestens hat der Wallfahrer nie Etwas darüber in Erfahrung gebracht. Auch das Offizier-Corps dieses Regiments bildete, als Ganzes betrachtet, eine ganz eigenthümliche Sorte von Menschen, Alt und Jung bunt durcheinander, aus allen deutschen Landen, auch aus der Schweiz, zusammengewürfelt, Leute, die aus regelmäßigen deutschen Truppenkörpern entfernt worden, oder wegen schlechter Streiche davongegangen waren; und leider hatte die preußische Armee ihr Contingent auch gestellt. Kurz, das Regiment des Ysenburgers bildete einen Ausschuß der deutschen Menschheit. In den preußischen Krieg ist es nicht mehr geführt worden, dazu war es zu spät fertig; seinen Untergang hat es in Spanien gefunden.

Die Gerüchte von einer Allianz Oesterreichs bestätigten sich nicht. Wie wäre es auch möglich gewesen? Der geschworene Feind Oesterreich sollte dem geschworenen Feinde Preußen zu Hülfe kommen gegen einen dritten gemeinschaftlichen Feind; — das war zu viel verlangt! Waren doch die Herrscher immer Menschen, wenn auch per excel-

lence Menschen von Gottes Gnaden, aber trotz dem mit menschlichen Empfindungen, da ihnen Gottes Gnade nicht immer göttliche Gefühle in's Herz gepflanzt! Oesterreich hatte [illegible] bittere Erfahrungen an der Politik des Berliner Hofes gemacht vom Baseler Frieden an bis auf den Preßburger; unmöglich war es in Wien, den König von Preußen zu retten; der preußische Hochmuth mußte gedemüthigt werden von Rechts wegen, der König mußte sich dem Napoleon auf Gnade und Ungnade ergeben!

Und also geschah es!

Die Schlacht von Friedland war geschlagen, die Franzosen waren in Königsberg, ihr Kaiser in Tilsit. Eine Umarmung mit Alexander von Rußland fand statt; man bedauerte, daß man sich aus Leidenschaft für die schöne Frau eines Andern habe hinreißen lassen, dem kleinen Marquis von Brandenburg zu Hülfe zu eilen; man bot Freundschaft und Brüderschaft an, die angenommen und erwiedert wurde; man besprach sich über die künftige Theilung der Welt und hatte aus absonderlicher Rücksicht für den neuen Bruder von Rußland, den das Flehen jener schönen Frau zum Fürwort erweicht, die Allerhöchste Gnade, den König von Preußen nicht auf Pension zu

setzen, sondern ihm auf dem Throne, aber eines Landes, zu belassen, das um die Hälfte kleiner, als es vor dem 14. October 1806 gewesen war.

So war der Tilsiter Friede!!

Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitution Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes und Obmann der Schweizer Eidgenossen, Stifter des Ordens der Ehrenlegion, Großkreuz, Comthur und Ritter vieler auswärtigen hohen Orden, Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren, hatte dem Könige von Preußen alle Länder, die derselbe in Deutschland auf der linken Seite der Elbe besaß und durch die zweite und dritte Theilung Polens erworben hatte, mit Gewalt der Waffen abgenommen und ihn dadurch für die übermüthigen Beleidigungen bestraft, die er in dem Manifest vom 6. October 1806 gegen den Regierer der Welt auszusprechen die Keckheit gehabt hatte. Zu den Gebieten, welche Napoleon Bonaparte kraft des Rechts der Eroberung in Besitz genommen hatte, gehörten auch die Lande des Königs von England, Kurfürsten von Braun-

schweig-Lüneburg im ehemaligen Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation, die er neun Monate vorher dem Grafen Haugwitz geschenkt hatte, von dem dieselben im Namen seines Herrn, des Königs von Preußen, angenommen worden waren. Er hatte den Kurfürsten von Hessen zu Cassel zum — Gottseibeiuns gejagt, und dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel bei Auerstedt die Augen aus dem Kopfe schießen lassen, zur Strafe für das Manifest von 1792, worin derselbe das große und — edle Franzosenvolk beschimpft. Auch des Reiches dieses Herzogs bemächtigte er sich; eben so der Besitzungen des Prinzen von Oranien, früheren Erbstatthalters der ehemaligen Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande. Und nun begann Herr Napoleon Bonaparte die Vertheilung der Beute. — Einen Theil behielt er für sich, einen andern, großen, gab er seinem jüngsten Bruder Hieronymus, einen dritten, kleinen, seinem Schwager Joachim Mürat; in den polnischen Ländern des Königs von Preußen wurde der unterdessen zum König avancirte Kurfürst von Sachsen Herzog. Das Fürstenthum Münster wurde dem Schwager Mürat zu Theil.

Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten (III., 146—149):

„Das katholische Westfalen im nördlichen Deutschland steht in ähnlichem Verhältnisse, wie das protestantische Württemberg im Süden; das gleichsam in die Fremde gesprengte Glaubenswesen scheint die ihm eigenthümlichen Kräfte hier zu besonderm Nachdruck zu steigern und sie in die äußersten Auswüchse wuchern zu lassen. Daher in beiden Ländern, wie die strengste Lehre und der feurigste Eifer, auch der entschiedenste Aberglaube und Wahn sich eingenistet hat.

„Die Münsterländer sind berühmt wegen der Stärke ihres Kirchen- und Volksglaubens; die wundervolle Nonne von Dülmen ist das katholische Gegenstück zu der protestantischen Seherin von Prevorst; Vorhersagungen, Wundergeschichten, Traumverkündigungen, Geisterbegriffe sind in ganz Westfalen heimisch und verbreitet, wie in Würtemberg. Und wiederum möcht' ich einen Theil dieser Hinneigung auf die Art und Weise des Landes, einen andern Theil aber auf den Volksstamm rechnen. Hier ist überdies die vereinzelte Lebensart in einsamer, oft öder Natur, und die dünne Bevölkerung solchen düsteren Einbildungen noch besonders günstig.

„Zahlreich sind hier die Leute, welche von Gesichtern heimgesucht werden, Fernseher, denen Verborgenes offenbar wird, sei es in der Vergangenheit oder Zukunft; ein vereinzeltes Bild stellt sich dar, das aber auf die ganzen Reihen von Thatsachen schließen läßt; so werden Todesfälle, Hochzeiten, Feuersbrünste, Glückserhöhungen vorhergesehen, besonders aber, und dies vorzüglich in der neuern Zeit, politische Ereignisse; man sieht fremde Truppen marschiren, deren Uniform unbekannt ist, oder sieht wegen des Nebels die Mannschaft nicht, wohl aber die Spitzen der über die Schultern schräg liegenden Gewehre, die in endlosen Zügen rasch vorüberziehen. Auch in Kindern ist dieses Sehen noch nicht wirklicher Dinge häufig; man erzählte einen Fall, wo ein kleines, gutartiges Mädchen, wegen langen Außenbleibens gescholten, ganz unschuldig sich darauf berufen, sie habe ja so lange stillstehen müssen, bis alle die Kanonen und Pulverwagen vorbei gewesen, und man hatte sie wirklich gesehen, wie sie auf der einen Seite der Straße gleichsam abgewartet, daß der Weg querüber frei würde.

„Die Menge und Mannichfaltigkeit und stete Wiederholung solcher Geschichten muß am Ende, wo nicht den Glauben an ihre Wahrheit, doch

einen unheimlichen Eindruck, eine Art Ansteckung erzeugen, gegen welche der aufgeklärteste Verstand nicht sicher ist; ich sah manche Personen, die sich durch Bildung weit über solchen Aberglauben hinweg dünkten, doch in einem geheimen Winkel der Seele davon ergriffen.

„Das Schloß zu Steinfurt war nicht frei von trüben Sorgen und Verkündigungen; man fühlte, daß man auf altem Boden des Ritterthums lebte, und diese modern-gefälligen Zimmer mit ihren harmlosen Tagesvorgängen auf düsteren Gewölben, blutigen Unthaten und grausem Entsetzen ruhten. Der Gang durch die Schloßkapelle, welcher am späten Abend zur Verbindung mit dem einen Schloßflügel nicht gut vermieden werden konnte, hatte jedesmal etwas Schauerliches, und ein unregelmäßiger, mit rothen Ziegelsteinen belegter Vorplatz, der gleichfalls zu durchschreiten war, hat gewiß noch nie einen Fuß zum Verweilen angelockt.

„Am unbehaglichsten und störendsten empfand ich bisweilen den Blick eines der Schloßdiener, den ich öfters dabei betraf, daß er mit finsterer Aufmerksamkeit mich anschielte; er war ein langer, hagerer Mensch, von blassem, trübem Gesicht, schweigsam in sich gekehrt, und ohne daß man

ihm etwas Bestimmtes schuldig geben konnte, fand man ihn nicht sonderlich aufgelegt zum Guten. Die Gabe des Vorhersehens, der Erscheinungen und Ahnungen des Verborgenen wurde ihm in hohem Grade zugesprochen, und wegen mancher unangenehmen Vorgänge, wo dieselbe sich auffallend bewährt haben sollte, vermied man sorgfältig, sie herauszufordern. Einige meinten, er trage seine Gabe als ein Unglück, und um seinen Mißmuth zu vergessen, ergebe er sich dem Trunk; der Erbgraf aber meinte kopfschüttelnd, der Trunk möchte wol eine der Hauptquellen seiner Gesichte sein, und hielt überhaupt den Mann etwas fester im Augenmerk."

Der Wallfahrer faßt zunächst den letzten Punkt in's Auge. Der angebliche Trunkenbold war nur zu nüchtern gewesen. Er, ein alter Diener der gräflichen Familie, der alle Kinder des regierenden Herrn hatte aufwachsen sehen, und die ihm alle mit herzlicher Anhänglichkeit zugethan waren, hatte die Bemerkung gemacht, daß der Fremde, der in Begleitung des jüngern Grafen, welcher in österreichischen Diensten stand, im Herbste 1810 von Paris aus nach Burgsteinfurt gekommen war, den jungen Gräfinnen auffallend den Hof gemacht habe, und insonderheit der ältesten Tochter des

Hauses, Fürstin Solms-Lich, die in jungen Jahren Wittwe geworden, und in Burgsteinfurt zum Besuch gewesen, mit Courschneiderei und unaufhörlicher Scharwentzelei beschwerlich gefallen sei. Das habe den Alten gar sehr verdrossen. Er habe es gar nicht begreifen können, warum der junge Graf einen Menschen mitgebracht, von dem man nicht wisse, wer und woher er sei; wol aber erkenne man in ihm einen Schwätzer und Zungendrescher und den zudringlichsten Menschen von der Welt, der die Gräfinnen, wo er ihrer habhaft werden könne, mit seinem erhaben sein sollenden, aber doch nur hohlklingenden Gewäsch im höchsten Grade langweile, was eben so unschicklich als unpassend in einer Zeit erscheine, wo der regierende Graf in Paris weile und die ganze gräfliche Familie in tiefer Zurückgezogenheit voll Trauer über den Verlust des frühern Glanzes lebe. Das sei die Ursache gewesen, daß der Alte den Fremden, der sich Varnhagen genannt, mit finsteren Argusaugen auf Schritt und Tritt verfolgt und der regierenden Frau Gräfin von seinen Beobachtungen Mittheilung gemacht habe, als es ihm zu bunt geworden. Die aber habe gelacht und den Alten wegen seines Verdachts beruhigt.

So erzählte man sich in Burgsteinfurt, als

im Monat September des Jahres 1811 der Wallfahrer daselbst einkehrte; namentlich war es der Maire der Stadt, Dr. Houth, dessen auch Varnhagen gedenkt, der die Geschichte so vortrug, wie sie in den obigen Zeilen mitgetheilt worden ist. Es wurde hinzugefügt, der Fremde sei außerordentlich zudringlich, über die Maßen eitel, und in der Unterhaltung mit Frauen so hochpoetisch und übersüßlich gewesen, daß es dem gräflichen Familienkreise, worin der größte Ernst der Prosa vorherrsche, lästig geworden. Seiner Zudringlichkeit könne man es nur zuschreiben, daß die Fürstin Solms ihn mit nach Lich genommen habe.

Varnhagen hat, als er von seinem Aufenthalt in Burgsteinfurt in den Denkwürdigkeiten gesprochen, kein gutes Gedächtniß gehabt. Er irrt sich in der Zeitfolge der Ereignisse um ein ganzes Jahr. Er läßt nämlich schon im Herbst 1810 Zurüstungen zum russischen Kriege treffen und zu dem Endzweck ein französisches Regiment Jäger zu Pferd in Burgsteinfurt zeitweilig Quartier beziehen; den Obersten des Regiments läßt er auf dem gräflichen Schlosse Wohnung nehmen; sodann fabelt er von einem alten Rittmeister des Regiments, auch ein Franzos, der ihn vor Spionen warnt, weil ein ehemaliger Kamerad dieses Ritt-

meisters, auch ein Franzos, der in Münster in einem höhern Bureau angestellt gewesen, von geheimen, in Steinfurt stattfindenden Umtrieben und von einem geheimen Briefwechsel gesprochen habe, womit er, der rc. Varnhagen, nur gemeint sein könne. Zu dieser sehr lang ausgesponnenen Erzählung ist noch hinzuzufügen, daß er, nach Ausweis seiner Denkwürdigkeiten, Ende Januars 1811 Burgsteinfurt verlassen hat.

Zurüstungen zum Kriege gegen Rußland fanden nicht im Herbste 1810, wenigstens nicht im Münsterlande, statt; und ein französisches Jäger-Regiment zu Pferd war um dieselbe Zeit im ganzen Lande nicht zu sehen, also auch nicht in Burgsteinfurt; der vorgebliche Rittmeister konnte also auch keinen alten Regiments-Kameraden in Münster bei einem höhern Bureau haben. Ueberhaupt gab es um die nämliche Zeit, Herbst 1810, in Münster nicht einen einzigen Franzosen in amtlicher Stellung. Das frühere preußische Fürstenthum Münster und die Reichsgrafschaft Steinfurt waren damals Bestandtheile des Großherzogthums Berg; Münster war die Hauptstadt des Departements der Ems, in dem der Freiherr von Mylius nicht kaiserlich französischer (wie Varnhagen fabelt), sondern großherzoglich bergischer Präfect war, und

außer den Bureaux der Präfectur gab es kein höheres; Burgsteinfurt war in demselben Departement der Hauptort eines Arrondissements, und ein Freiherr von Oer, der preußischer Landrath im Kreise Beckum gewesen, war anjetzt Unterpräfect in Burgsteinfurt. Alle Beamten in diesem Departement waren Deutsche, theils ehemals fürstlich münstersche, theils königlich preußische, die im Tilsiter Frieden von ihrem Könige preisgegeben wurden, zum Theil auch ehemals kurpfalzbaierische, aus dem Herzogthum Berg nach Münster u. s. w. versetzt. Zurüstungen oder Vorbereitungen zum russischen Feldzuge wurden erst im Herbste 1811 im nunmehro kaiserlich französischen Departement der Lippe getroffen, indem Truppenmärsche, meist Fußvolk, von Wesel her durch die Stadt Münster gingen; diese Kriegsvölker waren theils nach den drei preußischen Oberfestungen Glogau, Küstrin und Stettin, theils nach Danzig bestimmt.

Ob unter diesen Umständen es möglich gewesen, den in Burgsteinfurt weilenden Herrn Varnhagen wegen seiner angeblichen patriotischen Umtriebe bei einer höhern französischen Behörde in Münster anzugeben, und daß dazu ein Diener der gräflichen Familie als Spion gebraucht worden sei, ist eine Frage, die Seitens des Wallfahrers entschie-

den mit — Nein beantwortet werden muß; wie er denn überhaupt die ganze Erzählung für ein Ammenmährchen zu halten geneigt sein möchte, erfunden, um einer unbändigen Eitelkeit und einer gleich ungebändigten Sucht der Wichtigthuerei auf Kosten der historischen Treue zu fröhnen.

Was den ersten Punkt in der Erzählung des Herrn Varnhagen betrifft, so hat es seine Richtigkeit, daß der Münsterländer wegen der Stärke seines Kirchenglaubens mehr sich auszeichnete, als der Bewohner so manches andern katholischen Landes, d. h. der Münsterländer befolgte die vorgeschriebenen Kirchengebräuche mit einer Gewissenhaftigkeit, die einen Zweifel nicht aufkommen ließ, und that unbedingt das, was sein Herr Pastor ihm befahl oder Namens der Kirche anordnete. Der erste Stand im Lande war der geistliche Stand; waren doch die Regenten desselben, der Fürstbischof und die Kapitularen des Domkapitels geistliche Herren. Der niedere Clerus wurde fast ausschließlich aus Söhnen des Bauernstandes ergänzt, weil es für diesen zur Ehrensache geworden war, im ersten Stande auch vertreten zu sein. Gab es auf einem Schulzenhofe oder in einer Colonen-Familie viele Söhne, so mußte wenigstens einer derselben Geistlicher

werden. Klang es im Ohre einer Mutter doch wie Sphärenmusik, wenn sie von einem ihrer Söhne sagen konnte: mein Sohn, der Herr Kaplan, oder mein Sohn, der Herr Pastor. Nur die Geistlichen bekamen das Prädicat Herr. Selbst Kötter strebten nach diesem Glück, wenn sie einen Sohn hatten, der über die geistige Begabung des Landmanns hinaus, und es ihnen gelang, durch Fürsprache ein Stipendium zu erlangen, weil es ihnen bei der Kleinheit ihrer Höfe in der Regel an Mitteln gebrach, ihren Sohn in Münster studiren zu lassen. Die hohe Geistlichkeit begünstigte und förderte dieses Drängen des Landmanns zum geistlichen Stande auf alle Weise, weil sie durch Pastoren und Kaplane, die aus dem Bauernstande selber entsprungen, am Besten auf das Volk wirken konnte und dasselbe durch jene Mittelspersonen gleichsam zu sich emporerhob; wenigstens schien es so in den Augen der Landleute.

Der kirchliche Sinn des Münsterländers zeigte sich auch in den zahlreichen Kirchgängern, denen man Sonntags in der Frühe begegnete. Da die Kirchspiele im Münsterlande oft von bedeutender geographischer Ausdehnung und nicht selten acht bis zehn Bauerschaften zu Einer Kirche eingepfarrt waren, so hatten die Entferntwohnenden zuweilen

drei, auch wol vier Stunden zu gehen, um dem Vormittags-Gottesdienste beizuwohnen. War das Wetter gut oder nicht gar zu ungünstig, so machten sich die Hofwirthe mit ihren Ehefrauen, Söhnen und Töchtern, mit Knechten und Mägden allesammt auf, und es blieb nur das unentbehrlichste Gesinde zur Beaufsichtigung des Viehes daheim. So zog dann die ganze Bauerschaft in ihrer kleidsamen Tracht, besonders beim weiblichen Geschlecht, im Sonntagsstaat festlich geschmückt, durch die grünen oder gelben Acker- und die immergrünen Weidekämpe und über die braunfarbigen Ericafelder, zur Blüthezeit mit ihrem rosigen Flor, zur Kirche, in langem Reihenzuge, weil in den Kämpen der Fußsteig, zur Ersparung des angebauten Erdreichs, in der Breite nur für Eine Person angelegt war. Kam der Zug bei einem der am Wege zahlreich aufgestellten Crucifixe oder Marienbilder vorüber, so nahmen die Männer die Hüte ab, und die Frauen machten eine Knixverbeugung, beide sich bekreuzend. Das geschah auch von jedem Einzelnen, wenn er bei einem solchen Bilde vorüberging. So wollte es die Gewohnheit. Diese Bildwerke, sowol das plastische des gekreuzigten Heilands, als das auf Holz gemalte der Jungfrau, in den manchfaltigsten Scenen aus dem Leben der Maria, wie

die Kirchenüberlieferung sie annimmt, waren auf ästhetischem Standpunkte eben nicht geeignet, den Sinn für's Schöne unter dem Landvolke des Münsterlandes zu wecken und zu bilden. Darauf kam es auch nicht an, sie hatten ausschließlich die Bestimmung, den frommen Glauben an die Leiden des Welterlösers unterm Volke wach zu halten und demselben Gelegenheit zu geben, in stillem Gebet die Mutter des Herrn um Verwendung bei ihrem Sohne und dessen Vater anzuflehen!

Die treue und ungeschminkte Anhänglichkeit des Münsterländers an die Satzungen und Gebräuche der Kirche sprach sich auch ganz entschieden in der Gewissenhaftigkeit aus, mit der er an den verordneten Prozessionen Theil nahm.

In der Stadt Münster, in den kleineren Städten und auf dem platten Lande hatte jedes Kirchspiel ein Mal im Jahre seine Prozession zum Gedächtniß an irgend ein Ereigniß, was Böses vom Kirchspiel abgewendet, oder an Gutes, was ihm zu Theil geworden war. An diesen Kirchspiels-Prozessionen nahmen alle Gemeindeglieder Theil, Alt und Jung, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen.

Ein allgemeines Kirchenfest dieser Art feierte die ganze Stadt Münster im Jahre ein Mal, und

zwar im Monate Juni. Man nannte es die große Prozession, von deren feierlichen Abhaltung lange Zeit vorher gesprochen wurde. Sie bezeichnete ein Dankopfer für die göttliche Gnade, welche im 16. Jahrhundert die in der Stadt ausgebrochene Pest nach frommem Gebet zum Stillstand gebracht. Die große Prozession wurde an einem Wochentage abgehalten. Abends vorher schlug man an vielen der belebtesten Stellen Altäre auf, an denen, so wie in jeder Pfarrkirche und den vornehmsten der übrigen Kirchen beim Umzuge ein kurzes Hochamt gehalten oder ein Gebet gesprochen wurde. Die Prozession ging vom Dome aus. Da das münstersche Bisthum erledigt war — (der gewählte Bischof Anton Victor von Oesterreich war nicht gekommen!) — so war der Weihbischof Max Droste-Vischering derjenige von der hohen Geistlichkeit, der bei dieser Gelegenheit das Hochamt 2c. halten mußte. Den Zug eröffneten die Mädchenschulen, dann kamen die Knabenschulen, ferner die Studenten, d. h. die Schüler des Gymnasiums, nach Klassen geordnet, unter Führung ihrer Professoren, auf sie folgte das Priesterseminar, dann die Akademiker, d. h. die eigentlichen Studiosen der Universität, nach den drei Facultäten geordnet (die theologische war schon im Priesterseminar

vertreten), vorher noch die Normalschule (d. h. die Zöglinge des Schullehrer-Seminars), die niedere Geistlichkeit und die Kirchdienerschaft des Doms, an die sich die Geistlichkeit des Kirchspiels anschloß, in dessen Kirche ein Hochamt rc. gehalten werden sollte, ein Corps Posaunisten, eine Abtheilung hoher Geistlicher, der Bischof, die Monstranz tragend, unter einem Thronhimmel, von vier Geistlichen getragen, zu beiden Seiten und hinter dem Bischof noch andere Geistliche, das gesammte Domkapitel, die höchsten Landesbehörden, zur preußischen Zeit auch die protestantischen Mitglieder derselben, die Ritterschaft, die unteren Beamten der Landesbehörden, die städtischen Behörden alle, die gesammte Bürgerschaft der Stadt, Männer und Frauen, von denen sich Niemand ausschließen durfte, wollte er nicht in der Achtung seiner Mitbürger große Einbuße erleiden.

Den frommgläubigen Sinn des Münsterländers zeigten auch die Wallfahrten, unter denen die zu dem wunderthätigen Marienbilde in dem Städtchen Telgte die berühmteste und besuchteste im ganzen Lande war. Nicht allein, daß einzelne Hülfsbedürftige Jahr aus Jahr ein nach Telgte zogen, auch eine Prozession wurde dahin von Münster aus unternommen, wo sich Tausende von

Menschen aus der Nähe und Ferne versammelten, an diesem heiligen Gange Theil zu nehmen. Kirchspielsweise von Geistlichen geführt, zogen sie, an den auf der Mauritz- und der Telgter Heide errichteten Stationen, Gebete hersagend, und singend zu der reich geschmückten Bildsäule, in ihrem Wahn glaubend, das Stück Holz könne sie von diesem oder jenem körperlichen oder seelischen Leiden befreien. Eine Menge Krücken, die in der Kapelle aufgehängt waren, welche man über dem Eichbaume oder Telge erbaut hatte, aus dem die Maria hervorgewachsen, sollten den Beweis liefern, daß der Glaube an die Wunderkraft dieser Jungfrau den Gebrechen abgeholfen habe.

Mit Ausnahme dieses, aus dem kirchlichen Leben aller katholischen Christen entspringenden, Wahns war der Münsterländer dem, was Hr. Varnhagen Volksglauben nennt, nicht mehr unterworfen, als andere Bevölkerungen des katholischen, auch des protestantischen Deutschlands. Alles Besondere, was er darüber beibringt, ist rein aus der Luft gegriffen, oder vielmehr aus einer erhitzten Einbildungskraft, die mit ihm Reißaus genommen; alles Geschwätz beruht auf Erfindung und Erdichtung, die zu Hülfe genommen worden ist, theils um die Beschreibung von seinem Aufent-

halt in der Familie des Grafen von Bentheim-Steinfurt anziehender und pikanter zu machen, theils um sein geliebtes Ich auch in diesem Falle in den Vordergrund zu stellen, zu welchem Zweck der Seher in der Burg Steinfurt ersonnen und ausgebeutet werden mußte.

Zehn Jahre seines Knaben- und Jünglings-Alters hat der Wallfahrer im Münsterlande gelebt, und davon zwei Frühlinge, zwei Sommer und drei Herbste auf dem Lande zugebracht, im adeligen Hause und in dem Pastorat sowol, als auf dem großen Hofe des begütertsten Schulzen, wie in dem armseligsten Kotten des kleinsten Kötters; er hat mit Alt und Jung und mit männlichen und weiblichen Personen der verschiedenartigsten Bildungsstufen in Verkehr gestanden, allein nie sind ihm Dinge erzählt worden, die den Münsterländern in den „Denkwürdigkeiten" aufgebürdet werden, nie hat er von Erscheinungen im Volksleben und Volksdenken sprechen hören, die auch nur im Mindesten mit den Dichtungen oder Erdichtungen des Herrn Varnhagen in Einklang zu bringen wären. In dem Nachfolgenden wird zu dieser Behauptung ein Beleg aus dem Munde eines Landgeistlichen gegeben werden.

Die Nonne von Dülmen, von der er wäh-

rend seines Aufenthalts in Burgsteinfurt, 1810—1811, spricht, gehört einer spätern Zeit an. Rein örtlich und von einem oder mehreren phantasiereichen oder auch zur Erneuerung und Wiederbefestigung des Kirchen- und Wunderglaubens kalt rechnenden Priestern ersonnen und ausgebeutet, läßt sich diese Nonne von Dülmen nicht im Entferntesten mit Justinus Kerner's Seherin von Prevorst vergleichen.

Da Herr Varnhagen sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mit Bezug auf das katholische Westfalen, insonderheit das Münsterland, seiner lebhaften Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, so liegt die Vermuthung nahe, daß derselbe Herr Varnhagen während seines kurzen Aufenthalts in Tübingen, einer der Stationen auf dem vagabundirenden Lebenslauf seiner poetischen Jugendzeit, auch in dem protestantischem Württemberg Dinge für schwarz angesehen hat, die in der Wirklichkeit weiß sind. Möglich, daß die Brille, welche Herr Varnhagen beständig auf der Nase trug, zu scharf geschliffen gewesen ist und sein Auge, statt zu erhellen, verdunkelt hat.

Herr Varnhagen sagt an einer andern Stelle der Denkwürdigkeiten (III. 110, 111) Folgendes:

„Dieses Württemberg ist recht die Heimath des

Spuk- und Geisterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeiungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und aus der Welt geschieden in diesen beschränkten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Hügelzügen; überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangenes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern die Gegenwart sich kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oertlichen etwas Ahnungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher Nichts vermocht hat."

Es liegt gar keine Sonderbarkeit darin, daß

der Protestantismus gegen jene Stimmung nicht blos Württembergs, sondern aller Länder, wo er herrscht, Nichts vermocht hat, weil er von der Bahn, die er Anfangs einschlagen zu wollen schien, ganz und gar abgewichen ist. Württemberg wurde, nachdem sein Herzog ein Unfreier geworden, in den drei und achtzig Jahren von 1713—1796 ein Eldorado für Pietisten und Betstündler, deren Wahnwitz, selbst unter den höheren Ständen, so weit ging, daß, als Herzog Carl Alexander in den Armen einer seiner Courtisanen vom Schlage getroffen, 1737, sie laut verkündeten, der leibhaftige Teufel habe den Herzog geholt, und diesen Glauben unter dem eifrig protestantischen Volke so verbreiteten, daß er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In den Trägern der Kirchensatzungen des Protestantismus, die noch immer von Wundern und Symbolen fabeln, ruht nicht die Bildung des Volks. Widerspricht es nicht der Vernunft, dem Verstande und dem Herzen, dieser Trias zusammen, wenn sie von einem Gott fabeln, der leidenschaftlicher und parteilicher sein soll, als der gebrechlichste Mensch; wenn sie die ewige Liebe unendliche Martern für zeitliche Sünden verhängen und willkürliche Vergebung und Verdammung nach Prädestination von ihr aussprechen lassen?

Wer an diese Dinge nicht glaubt, wer da nicht glaubt, der Herr Jesus Christus sei der Eingeborene Gottes, am Kreuze gestorben und nach drei Tagen wieder auferstanden, — was bei Scheintodten öfter vorkommt, — und zuletzt nicht blos mit der Seele, sondern mit dem ganzen Leibe gen Himmel gefahren, wer an alle diese und andere ähnliche Dinge nicht glaubt, der gilt in den Augen der Herren der Verfinsterung, mögen diese römische oder griechische Katholiken, oder Protestanten sein, für einen Menschen ohne Religion. Was in aller Welt hat aber die Religion mit dem Irrsinn dieses aufgebürdeten Kirchenglaubens zu schaffen?

Die wahre Bildung der Menschen entspringt aus dem Erkennen des bisher Unbekannten, aus der Aufklärung; die Aufklärung aber aus dem Erforschen des Weltkörpers, der dem Menschen zum Wohnplatz angewiesen ist, der anderen Weltkörper, die er auf dem Erdenrund über sich erblickt. Nennen wir das All die Natur, so gebietet die Vernunft, die Gesetze zu ergründen, nach denen die Natur regiert wird, die Kräfte zu ermitteln, die in ihr Ruhe und Bewegung walten lassen, die Körper zu zergliedern, aus denen sie zusammengefügt ist. Wer also verfährt, legt den Glauben an Wunder, an Gespenster und Spukgeschich-

ten zur Rüste; er wird frei von allem Wahn, weil er sofort die Ursachen erkennt, die da wirken.

Die Erkenntniß der in der physischen Welt waltenden Kräfte war in dem Zeitraume, der diesen Erinnerungen des Wallfahrers zur Ruhe und Hoffnung als Anhalt dient, schon weit vorgeschritten, und das Licht, welches sie ausstrahlte, auch in's Münsterland gedrungen; ja hier hatte sich vor ihm nicht einmal ein Stand verschließen können, der kraft seiner Stellung zum Volk und in Folge seiner Erziehung darauf hingewiesen war, dem Lichte Finsterniß entgegenzustellen. Der Wallfahrer meint den — geistlichen Stand. Er hat in seinem münsterschen Jugendleben viele Geistliche gekannt, die weit entfernt waren von dem starren Glauben ihrer Kirche, und dem protestantischen Jüngling und seinem ältern Genossen gegenüber kein Hehl daraus machten, daß die Kirchensatzungen unverträglich seien mit der menschlichen Vernunft, die doch früher in der Welt gewesen, als Christus und Kirche. Es waren Landgeistliche oder Geistliche in kleinen Städten, die Pastoren zu Telgte, am Kinderhaus Kirchspiels Ueberwasser bei Münster, zu Roxel, Nienberge und Holthausen, zu L., zu Horstmar und Schöppingen. Alle

waren Bauersöhne, die ihre Jugend auf dem Lande verlebt und, intelligent wie die meisten waren, unter freiem Himmel hinterm Pflug oder auf der Viehweide Gelegenheit gehabt hatten, auf die Natur um und über sich ihr Augenmerk zu richten. Unter den zuletzt genannten Geistlichen war es besonders der Pastor zu L., mit dem viel verkehrt wurde, als der Wallfahrer in Gesellschaft seines Vorgesetzten Heydemann, von dem diese Denkblätter noch weiter Erwähnung thun werden, viele Wochen in dem gedachten Dorfe lebte. —

Auf die Bedenken, welche Heydemann über die freisinnigen Aeußerungen des Geistlichen fallen ließ, daß diese dem strengen Dogma der Kirche schnurstracks entgegengesetzt seien und unvereinbar schienen mit dem Gelübde, sie der Gemeinde gegenüber aufrecht zu halten, erwiderte der Pastor: — Diese Bemerkung sei vollkommen gegründet; die ausgesprochenen Ansichten drückten indessen nur seine Privatmeinung aus, die er der Gemeinde nicht aufdrängen werde, weil er es nicht dürfe, und zum Reformator fühle er weder den Beruf, noch das Zeug. — Und als Heydemann einschaltete: es vertrüge sich doch nicht mit der wahren Religion, dem Volke Dinge zu lehren, an die der Lehrer selbst nicht glaube, entgegnete er rasch:

— „Sprechen Sie's nur aus, lieber Freund! das Wort, welches Ihnen auf der Zunge schwebt, das Wort Heuchelei! Ich bekenne, daß dieses Wort auf mich Anwendung findet, und viele meiner Amtsbrüder gleiches Alters, die wir zusammen studirt und unsere theologische Bildung im Priesterseminar zu Münster empfangen haben, sind in demselben Falle. Allein was thut man nicht des täglichen Brodes wegen, was nicht ganz besonders aus Liebe zu einer liebenden Mutter, die uns geboren, gesäugt, gepflegt und über die Kinderschuhe hinaus geleitet hat! Meine Mutter wollte ihren Jüngstgeborenen absolut im Priesterrock sehen; ihr Aeltester war Erbe des Hofes; ich hätte Knecht des Bruders werden müssen, und das widerstrebte meinem Sinn für Freiheit und Selbständigkeit; ich that also den Willen meiner Mutter; und so bin ich ein Priester der Kirche geworden, deren Aeußerlichkeiten ich streng befolge; innerlich hab' ich mir meine eigene Kirche aufgebaut, mit der die Gemeinde Nichts zu thun hat. Meine Studienzeit fällt in eine Periode, in welcher an der Universität zu Münster eine freisinnige Richtung herrschte, die mehr oder minder unter die Theologen gerathen war. Ich und mehrere andere meiner theologischen Mitstudenten ver-

kehrten viel mit Juristen und Medizinern, von denen einige auf protestantischen Universitäten, namentlich zu Göttingen und Heidelberg, einen Cursus durchgemacht hatten. Die brachten von daher neue Ideen mit, deren Saat sie in geselliger Unterhaltung weiter aussäeten. Und so ist es zugegangen, daß ein Paar Saatkörner auch in meine Seele gefallen sind.“ — Ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch, wenn er Unrecht gethan hat, kommt nicht eher zum Frieden mit sich selbst, bis daß er das Unrecht wieder gut gemacht hat! — „Werfen Sie, lieber Heydemann, mir doch nicht vor, ich hätte unrecht gethan; im Gegentheil, ich handele doppelt recht, einmal gegen die Kirche und den Stand, dem ich gehöre, das andere Mal gegen mich selbst; denn ich, der Mensch, oder die unsterbliche Seele in mir, hat eher ihr Recht gehabt, als die Kirche das ihrige über den Priester erlangt hat. Gern hätt' ich einen andern Gelehrtenstand ergriffen, und am Liebsten wär' ich unter die Juristen gegangen; allein das vertrug sich nicht mit der Landessitte, welche, wie Sie wissen, die Bauerkinder nur dem geistlichen Stande zuweist, der bei uns im Münsterlande für den ersten gilt. Das wird nun unter der Franzosen-Herrschaft wol etwas anders

werden. Ich ehre meinen Stand, und ich halt' etwas darauf, allein ich bin nicht so beschränkten Verstandes, ihn für den ersten erklären zu wollen; derjenige Mensch gehört unter den Gleichgeschaffenen zum ersten Stande, der durch Seelenkräfte die anderen überragt; ich kenne in der Menschheit nur zwei Stände: die Geistigbegabten und die Geistigvernachlässigten; jene sollen herrschen und befehlen, diese sich beherrschen lassen und gehorchen; die Geistigbegabten sind die Lehrer, die Geistigvernachlässigten die Schüler. So will es die göttliche Weltordnung, die von den Klugen anerkannt, von den Dummen verkannt wird, die angeborene oder ererbte Vorrechte in Anspruch nehmen, von denen der Regierer des Alls nichts weiß, nichts wissen kann. Diese Ansprüche der weltlichen Fürsten, der Kirchenoberen und des Adels sind das Dümmste und das Unvernünftigste, was der Mensch ersonnen hat." —

Heydemann suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem er vom Seelenleben des münsterländischen Landvolks sprach. — „O," sagte der Pastor, „unser Landvolk ist, wie Sie ja selbst schon in Erfahrung gebracht haben werden, da Sie so lange unter und mit ihm leben, höchst nüchtern, es weiß wenig von Ahnungen,

vom Glauben an Träume, es denkt nicht an den Einfluß des Mondes und der Gestirne, noch an die Heilkraft sogenannter sympathetischer Mittel; und daß alle diese Dinge ihm fern stehen, verdankt es dem Kirchenglauben, der dem Gebete und der Bitte um Verwendung bei der Maria Mutter Gottes und den Heiligen der Kirche wunderthätige Kraft beilegt. Ich lasse meine Gemeinde auch bei diesem Glauben, weil er so unschuldig ist, obwol ich auf meinem Standpunkte wünschen muß, daß scharfsinnige Geister nach der Ursache von Wirkungen forschen mögen, deren Dasein der unbefangene Verstand nicht wegleugnen kann. Und daß auch derartige Erscheinungen im Seelenleben dereinst erkannt und zergliedert werden, daran glaub' ich nicht zweifeln zu dürfen; ist doch so Vieles entdeckt worden, was man nach seinen Erscheinungen für das Werk der Hexerei oder gar des Teufels erklärt hat; und darum möcht' ich der Meinung sein, daß alle diese Dinge zu voreilig mit dem Worte Aberglauben belegt werden."

Diese Mittheilungen sind Erinnerungen aus dem Sommer des Jahres 1812 und entlehnt theils aus Heydemann's, theils aus des Wallfahrers eigenem Tagebuch. Daß sie schon hier außerhalb der Zeitfolge der Wallfahrt eingeschaltet werden,

hat Herr Varnhagen mit seiner Geisterseherei und seinen Spukgeschichten veranlaßt. Sie beweisen übrigens, daß es unter den katholischen Geistlichen des Münsterlandes in damaliger Zeit helldenkende Köpfe gab, und daß diese Köpfe, was sehr beachtungswerth ist, dem Bauerstande entsprungen waren. Sprachen sich auch nicht alle Geistliche, die der Wallfahrer gekannt hat, mit so wenig Rückhalt aus, als der Pastor von L., mit dem Heydemann und der Wallfahrer während eines fast dreimonatlichen Zusammenlebens auf den vertrautesten Fuß gekommen waren, so verhehlte doch keiner dieser Männer, die im reifsten Lebensalter standen und das vierzigste Jahr meist überschritten hatten, die freisinnigen Ansichten über Religion und Kirchenthum, welche auf dem Grund ihrer Seele ruhten. Dabei genossen diese Männer die Achtung und Liebe ihrer Kirchspielsgenossen, weil sie nicht allein die Kirchensatzungen nach der gebräuchlichen Ueberlieferung befolgten, und der Seelsorge und der Aufsicht der Schulen mit größtem Eifer oblagen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten jeder Familie des Kirchspiels mit Rath und That an die Hand zu gehen wußten; denn der „Herr Pastor“ war der Erste, zu dem nach alter Gewohnheit der münstersche Bauers-

mann, mochte er Schulte oder Kötter sein, in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht nahm; der „Herr Pastor" war der Friedensrichter oder Schiedsmann bei Streitigkeiten zwischen Nachbarn, er schlichtete wörtliche und thätliche Beleidigungen, er entschied über das Mein und Dein, wo der Thatbestand klar vorlag, er sprach Recht bei Beeinträchtigungen des Eigenthums, des beweglichen und des unbeweglichen, die in dem letztern besonders bei der Nutzung des auf den Gränzwallhecken der Kämpe wachsenden Strauchholzes vorzukommen pflegten. Diese Stellung des Pastors zu seinen Kirchspielskindern war dann auch Ursache, daß der Bauer des Münsterlandes so wenig, und über Bagatellsachen fast nie die Hülfe des weltlichen Richters in Anspruch nahm.

Eine Sicherheitspolizei zum Schutze der Person und des Eigenthums hatte man im Münsterlande zur Zeit der fürstbischöflichen Regierung nur dem Namen nach, nicht in der Wirklichkeit gekannt, weil sie überflüssig war, da es weder Bettler noch Landstreicher gab, hatte doch Jeder sein tägliches Brod, wie es ihm die Hofverfassung des platten Landes gewährleistete. Wo sich Familien fanden, die durch Unglücksfälle in ihrem Nahrungsstande zurückgekommen, da schritt die

Armenpflege des Kirchspiels ein, oder es wurde eine der milden Stiftungen in Anspruch genommen, die der fromme Sinn der Vorfahren in so großer Menge gegründet hatte. Eine Polizeiwache auf dem platten Lande entstand erst unter der preußischen Regierung; sie hatte aber nur den Zweck, auf militairische Ausreißer Acht zu haben. Nichtsdestoweniger machte sie auf das treuherzige Landvolk einen übeln Eindruck, der sich in der Franzosenzeit steigerte, als Polizeireiter in Waffen und militairisch organisirt, sogenannte Gensd'armes, über die Ericafelder und durch die Bauerschaften ritten, und hie und da auf einem Schultenhofe oder in einem Kotten vorsprachen, durch Haussuchung nach einem Deserteur zu forschen. Mehr als alles Steuerzahlen, als alle Requisitionen und Lieferungen an Proviant, Fourage und Vieh, trug diese Polizeimaßregel, die man als eine Verletzung des Hausrechts ansah, bei, die Franzosenherrschaft bei den Bewohnern des platten Landes verhaßt zu machen; sie war eben so gefürchtet wie das Stellen der Söhne zum Soldatendienst.

Was aber die Achtung vor den Landgeistlichen, die der Wallfahrer gekannt, erhöhte, war die strenge Beobachtung des Cölibats. Es gab aber

auch im Münsterlande in Stadt und Land eine Menge Pfarrer und andere Geistliche, die sogenannte Muhmen, Basen oder Nichten als Wirthschaftsführerinnen oder Haushälterinnen bei sich im Hause hatten, von denen es aber ein öffentliches Geheimniß war, daß diese jungen, schönen und üppigen Frauenzimmer, meist Töchter irgend eines Kötters, dem geistlichen Herrn, nachdem er ihnen einen gewissen Anstrich von Erziehung hatte geben lassen, mehr war, als wofür sie vor der Welt galten.

Zu diesen Geistlichen gehörte u. a. auch der Dechant des Collegiatstifts St. Mauritz bei Münster, ein Sohn aus der alten münsterschen Bürgerfamilie Zurmühlen (ursprünglich Termöllen im Plattdeutschen), ein bejahrter Mann, dessen Haushälterin eins der schönsten Weiber der Zeit war, und, in Gemeinschaft des Dechanten, zur Verhütung des Aussterbens des Menschengeschlechts das Ihrige beigetragen hatte. Wenn der Wallfahrer diese Thatsachen in den Denkblättern seines Lebenslaufs niederlegt, so geschieht es nur, um einen Beitrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit festzustellen, und er glaubt nicht eine Impietät gegen den guten Dechanten von St. Mauritz und sein reizendes Alterego weiblichen Geschlechts zu begehen,

in deren Hause und in den großen Gärten der Dechanei er sehr angenehme Stunden seines Knabenalters zugebracht hat. Dechant Zurmühlen war ein großer Freund und — Cultivator von Hühnern; auf dem Hofe der Dechanei sah man von diesem Hausgeflügel Arten, welche in ganz Münster nicht wieder vorkamen; da gab es von dem eigentlichen Haushuhn Spielarten von der manchfaltigsten Farbe des Gefieders und vom verschiedensten Körperbau, es gab Perlhühner, Pfauen und Truthühner, von denen die Hähne den neckenden Knaben nur zu oft verfolgten; es gab eine unendliche Menge von Tauben, und verschiedene Arten von Gänsen und Enten, die sich auf dem breiten Wassergraben tummelten, welcher die Dechanei und ihren Hof von zwei Seiten umgab. Am Ufer dieses Grabens lag, wie beim Domdechanten auf der Aa, ein Nachen mit zwei Riemen, der bestiegen wurde, eine Lustfahrt zu machen, an der die Sprößlinge der Dechanei gewöhnlich Theil zu nehmen pflegten. Was aber in diesem Hause widerlich war, das war die münstersche Unreinlichkeit, die in demselben bis zum Exceß — kultivirt wurde und den grellsten Gegensatz bildete zü der luxuriösen Ueberfülle von Silbergeschirr, das in Glasschränken

mit kaum durchsichtigen Scheiben in buntester Reihe ganz geschmacklos aufgestellt war.

Ein gleicher Reichthum herrschte auf einer andern Curie auf Mauritz, in der des Canonicus d'Oytmann, eines Niederländers von Geburt, woraus schon geschlossen werden kann, daß es in dessen Hause anders aussah, als in der Dechanei. In der That, hier waltete Sauberkeit im Verein mit Eleganz und Geschmack; kam man aus der Dechanei in die Oytmann'sche Curie, da war es Einem, als käme man aus einem Schweinestall in ein fürstliches Schloß. Der Inhaber dieser Curie, im mittlern Lebensalter stehend, war ein Mann voller Gelehrsamkeit und der feinsten Weltbildung. Von den schönen Künsten ging ihm die Malerei über Alles, von deren Schöpfungen er eine besondere Liebhaberei für Landschaften, See- und Jagd-, Blumen- und Fruchtstücke hatte, mit denen seine Gemächer auf's Reichste geschmückt waren. In seinen Gärten herrschte die größte Ordnung; ein großer Freund der Obstzucht, legte er in jedem Frühjahr oft selbst mit Hand an bei der Reinigung der Baumstämme und dem naturgemäßen Beschneiden der Zweige; das Obst, was er zog, Kern- und Steinobst, war als das beste in und um Münster berühmt. Die Wege in diesen

Gärten waren stets in der größten Ordnung, kein Grashälmchen durfte die Decke feinen Kieses durchbrechen, womit sie belegt waren. Auch diese Curie war an zwei Seiten von einem breiten Graben begränzt, auf dessen glattem Wasserspiegel man in einem, nach niederländischer Art gebauten, sehr eleganten Boot spazieren fuhr. Canonicus d'Oytmann, aus einer alten Familie der Niederlande stammend, war im Genuß nicht allein der Einkünfte seiner reichdotirten Pfründe des Collegiatstifts Mauritz, sondern auch noch anderer Pfründen und eines sehr ansehnlichen eigenen Vermögens, was ihn in den Stand setzte, sein Hauswesen mit solider Pracht auszustatten und das Leben eines reichen Mannes zu führen. Der Schrank, welcher seine geistlichen Gewänder umschloß, konnte auf einen Werth von vielen tausend Thalern geschätzt werden; alle seine weißen Chorhemden waren mit den kostbarsten brabanter Spitzen in den manchfaltigsten Mustern garnirt. Des Canonicus d'Oytmann Reit- und Wagenpferde gehörten zu den schönsten, welche in den Ställen des reichen münsterschen Adels und der Domherren von Münster zu finden waren. Der Canonicus, ein schöner Mann, war ein eleganter Reiter, ein geschickter Wagenlenker. Auch Freund

der Jagd, hielt er eine Meute Hunde, von denen einer sein Lieblingsthier war, das nur selten von seiner Seite kam. Das Band, welches den Canonicus d'Oytmann in theologischer Beziehung an die Kirche knüpfte, war ein sehr lockeres. Von gelehrter Bildung, kenntnißreich, in der Jugend viel gereist, ein Anhänger der Philosophie der Encyklopädisten, stand er über dem Kirchenglauben, die Andachtsübungen desselben und die vorgeschriebenen Kirchengebräuche als Gewohnheitssache mitmachend, sonst aber ein freies Leben führend, wie die meisten Stiftsherren, die ihre Canonicate als vortreffliche Versorgungsanstalten für nachgeborene Söhne des Adels zu betrachten pflegten. Canonicus d'Oytmann war nicht gleichgültig gegen die Reize des weiblichen Geschlechts; er suchte die Gunst schöner und geistvoller Frauen und Mädchen, die ihrer Seits an den Huldigungen des fein gebildeten geistlichen Herrn mit seinen eleganten Manieren, wie man sie bei den eingeborenen Männern nicht immer fand, ein großes Wohlgefallen hatten. Eine geraume Zeit schwärmte der Canonicus für die schönste Jungfrau der Stadt Münster, für Josephine C., in der Königsstraße, der er bis zu ihrer Verheirathung ein treuer Anbeter blieb, ohne daß böse Zungen

im Stande waren, sich dieses Verhältnisses zu bemächtigen, wie es wol von anderen geistlichen Herren der Fall war, u. a. von dem Domkapitular Freiherrn von Elverfeldt, der einen sehr anstößigen Umgang mit der jungen und reizenden Ehefrau des Medicinalraths T., auf der Rothenburg, unterhielt, was so weit ging, daß das Paar keine Scheu hatte, sich Arm in Arm, zu Fuß und zu Wagen, öffentlich zu zeigen. Scharfblickende Augen wollten in den Gesichtszügen eines der Kinder der Medicinalräthin die des Domherrn wieder erkennen.

Der Wallfahrer erinnert sich nicht, je wieder einen so milden Winter erlebt zu haben, als derjenige war, welcher das Unglücksjahr 1806 mit dem noch unheilvollern Jahre 1807 verband. Im Niederland von Westfalen, dem Küstenklima des Atlantischen Oceanthals ausgesetzt, sah man in jenem Winter, bei vorherrschender Westrichtung der Luftströmungen, kaum eine Schneeflocke zur Erde fallen. Alle Niederschläge erfolgten in flüssiger Form, und der Wärmemesser ging nie unter den Gefrierpunkt herab; von einer Eisbahn

auf der Aa nach dem Kump konnte nicht die Rede sein. Die Folge dieser milden Witterung war, daß der Pflanzenwuchs nur wenig, fast gar nicht unterbrochen wurde: alle Kornfelder grünten wie im Herbst nach dem Aufgang des Saatkorns und trugen Halme von einer Höhe, daß sich ein Rabe darin verbergen konnte; auf den in Weide gelegten Kämpen kamen schon im Anfange des Januarmonats die bunten Verkündiger des Frühlings, und in den Gärten um die Stadt Münster versetzten fleißige Hausfrauen die in Mistbeeten gezogenen Salat-, Sellerie- und andere Pflanzen von Küchengewächsen in's freie Land. Der Neujahrstag war so warm, daß der Wallfahrer in Gesellschaft seiner Eltern auf dem Lohause, einer damals sehr beliebten Kaffeewirthschaft im ländlichen Stil, im Freien Platz nehmen konnte, von den Strahlen der Nachmittagssonne beschienen, die sogar lästig wurden.

Ob unser Fritz noch am Leben sein mag, fing die Mutter wehmüthig an, und wenn er noch lebt, wo er wol sein mag? Der Vater suchte zu trösten, war aber selbst sehr ernst gestimmt, da alle Erkundigungen nach dem verschollenen Sohne vergeblich gewesen waren; Kröllesken weinte!

Noch viele Monate verflossen, ehe Nachrichten

vom Leben oder Tod des geliebten Bruders in der Familie des Wallfahrers bekannt wurden. Der Frieden von Tilsit war schon lange geschlossen. Da endlich, im Monat September, gerade ein Jahr nach Abgang des Bruders von Münster, kamen Briefe von ihm. Sie waren aus Treptow an der Rega in Hinterpommern datirt; ein Ortsname, von dem in der Familie nie gesprochen worden war; wol kannte man Kolberg durch seine heldenmüthige Vertheidigung, die Gneisenau geleitet, und an der Schill und die alte Seeratte Nettelbeck einen so wesentlichen Antheil gehabt hatten, Treptow dagegen blieb unbekannt. Der Familien-Geograph holte seinen Augsburger Rathgeber Walch herbei, und der wies zwei Orte des Namens Treptow nach, davon der eine in Vorpommern; der konnte es nicht sein; also der andere mußte es sein; und richtig, er war es; gab doch die Karte auch den Namen des Flusses Rega an; und dieses Treptow war ja ganz in der Nähe von Kolberg; wie hatte man diesen Namen früher beim Lesen der Kriegsberichte übersehen können? Ach, wie weit ist das von hier! jammerte die Mutter, als sie die Landkarte ansah und die Entfernung mit der von Münster nach Warendorf verglich. Doch sie war überglücklich, daß der

Sohn am Leben war und sich guter Gesundheit erfreute. In dem sehr ausführlichen, viele Bogen füllenden Briefe schilderte Bruder Fritz alle seine Erlebnisse seit dem Abmarsch von Münster am 12. September 1806. Nach dem Unglück von Jena und Auerstedt war er beordert worden, die Feldkriegskasse des Blücher'schen Armee-Corps zu begleiten; von Erfurt aus über Sömmerda, den Harz und Magdeburg marschirend, hatte er das ihm anvertraute Gut glücklich bis in die Gegend von Zehdenik gebracht; hier wurde er vom Blücher'schen Heerkörper abgeschnitten, aber es war ihm gelungen, sich auf Nebenwegen, ohne Prenzlow zu berühren, nach Stettin durchzuschleichen, wo er mehrere Tage vor dem Erscheinen der ersten Franzosen angekommen war. Von dort aus hatte er seinen Marsch mit requirirten Eilfuhren durch Pommern und Westpreußen fortgesetzt, und endlich sammt seiner Feldkriegskasse den sichern Port zu Königsberg in Preußen erreicht. An dem Winterfeldzuge hatte er nicht activen Theil genommen, wol aber an dem Zuge, den im Vorsommer 1807 General Blücher mit einer Abtheilung preußischer Truppen zur See nach Rügen ausgeführt hatte. Seit dem Tilsiter Frieden war dieser Heerkörper nach Hinterpommern verlegt worden, um

neu organisirt zu werden. Das Hauptquartier war eben in Treptow an der Rega. — Seit der Zeit ist der Briefwechsel zwischen dem elterlichen Hause und dem fernen Sohne ein regelmäßiger geblieben, der nur durch den russischen Krieg von 1812 und durch die Feldzüge von 1813 und 1814, an denen Bruder Fritz Theil genommen hat, einige Stockung erfuhr, ohne je ganz unterbrochen zu werden.

Aus diesem Briefwechsel erinnert sich der Wallfahrer eines eigenthümlichen Falls, der einen Beitrag giebt zu jenen geheimnißvollen Erscheinungen des Seelenlebens, die der Mensch nach ihren Grundursachen noch nicht zu enträthseln vermag.

Es war im Jahre 1811. Bruder Fritz stand in Berlin in Garnison bei der brandenburgischen Infanterie-Brigade, der auch, unter dem speziellen Commando des Hauptmanns Gans Edlem zu Putlitz, sein Freund Walter zugetheilt war. Beide bewohnten ein Quartier in der Oranienburger Straße, dem Garten von Monbijou gegenüber. Fritz hatte seit Anfang des Jahres ein schönes und tugendhaftes Mädchen kennen gelernt, Friederike H., älteste Tochter des verstorbenen Artillerie-Hauptmanns H., der General-Adjutant beim General von Merkatz gewesen war. Friederike wohnte mit ihrer Mutter und einer jüngern Schwester,

Auguste mit Namen, in einem Hause an der Oranienburger Chaussee, welches vereinzelt dastand, wo die Chaussee von der Straße gekreuzt wird, die vom Invalidenhause kommend, gegenwärtig den Namen Invalidenstraße führt. Von jenem Hause bis zu diesem, dem Oranienburger Thore zugewendeten, Kreuzwege war eine Entfernung von etwa dreißig Schritt. Mit Ausnahme des eben genannten Hauses und einem gegenüberstehenden Hause, worin eine Ausspannungswirthschaft für die zur Stadt kommenden Landleute gehalten wurde, und mit Ausnahme einer sogenannten Tabagie, die der Stadt näher lag, war diese Gegend vor dem Oranienburger Thore ganz unbebaut; es waren lauter Gärten, in denen ein kümmerlicher Gemüsebau getrieben wurde. Trat man zum Thore hinaus, so lagen zur linken Seite, wie noch heute, zwei Friedhöfe, welche damals von einer sehr niedrigen, verfallenen Mauer bewehrt waren. Zu beiden Seiten der Fahrbahn hatte man einen Weg für Fußgänger angelegt und diesen mit jungen Bäumen bepflanzt. Friederike H. wurde nach wenigen Wochen Fritzens Braut, in Folge dessen er von der Mutter die Erlaubniß erhielt, ihr Haus, so oft er wolle, besuchen zu dürfen. Von dieser Erlaubniß wurde,

wie leicht zu erachten, täglich Gebrauch gemacht; der Dienst gestattete aber nur die Abendstunden dazu. Da kam es denn nicht selten vor, daß der Besuch in der Familie, zu der auch ein Sohn, Ludwig H., gehörte, welcher als Portedépée-Fähnrich bei der Artillerie in deren Kaserne am Kupfergraben wohnte, bis um die Mitternachtsstunde ausgedehnt wurde.

Es war im Spätherbst des Jahres 1811. Da kam ein Brief von Fritz an's elterliche Haus, worin er sich angelegentlich nach dem Befinden seines Schwagers August erkundigte; er sei, schrieb er, fern von allem Glauben an Geistererscheinungen und Traumgesichten, allein es sei ihm so Eigenthümliches begegnet, daß er es nicht unterlassen könne, davon ungesäumt Meldung in die Heimath zu thun. Er erzählte: —

Er habe an dem und dem Tage, den er genau bezeichnete, seine Braut, so wie deren Mutter und Schwester gerade um Mitternacht verlassen. Als er aus dem Hause getreten, habe er eine weiße Gestalt auf dem vorher genannten Kreuzwege, gleichsam auf ihn wartend, erblickt. Er sei auf sie zugegangen, die Figur, die ein in ein weißes Umschlagetuch gehülltes Frauenzimmer geschienen, habe sich darauf ebenfalls in Bewegung gesetzt;

je größere Schritte er gemacht, um sie einzuholen, desto rascher sei sie vor ihm her geschwebt; dann habe er sich in der Fußwegallee in's Laufen gesetzt, doch vergeblich, auch die weiße Erscheinung habe sich um so schneller bewegt, die Distanz zwischen ihm und ihr sei die nämliche geblieben; endlich aber sei es ihm doch gelungen, ihr näher zu kommen, in demselben Augenblick wäre sie aus der Allee gewichen über die Fahrbahn nach der niedrigen Mauer des ersten Gottesackers; schnell habe er den Säbel gezogen und nach ihr schlagen wollen, als die Figur über die Mauer geschlüpft; er habe sie auch hier verfolgt; allein mit einem Male sei sie hinter einem der vielen Grabmäler, die auf diesem Friedhofe stehen, verschwunden; diesen Denkstein in's Auge fassend, sei er darauf zugeschritten, und habe hinter demselben ein frisch gegrabenes offenes Grab erblickt. Da sei ihm doch schauerlich zu Muthe geworden, was sich gesteigert, als er die Augen gen Himmel gewandt, und das Kometen-Licht durch die sich entblätternden Zweige der Bäume gleichsam drohend geleuchtet habe. — Als er nach Hause gekommen sei, habe er Walter schon zu Bette, aber noch wach gefunden. Der habe über die Erzählung laut gelacht und die weiße Erscheinung für ein — Flitt-

chen, d. h. für eine zweifelhafte Tugend, erklärt, die mit einem der jüngeren, obwol einarmigen Herren Offiziere aus dem Invalidenhause ein Stelldichein gehabt haben werde, das nun von ihm, Fritz, gestört worden sei; daß die weiße Dame plötzlich verschwunden zu sein scheine, wäre ein Spiel der Einbildung, die durch raschern Umlauf des Bluts beim Verfolgen noch mehr erhitzt worden wäre. Diese Erklärung Walter's sei so einleuchtend gewesen, daß er sich dabei beruhigt und sich vorgenommen habe, im Invalidenhause, wo er mit mehreren alten und jüngeren Helden von Eilau her bekannt sei, Nachforschungen anzustellen. Darüber mit Walter noch scherzend sei er endlich eingeschlafen. Da sei ihm ein Traumbild erschienen: das habe ihn an einen ihm ganz unbekannten Ort versetzt; er habe sich in einem dunkeln, nur von einem schwachen Nachtlicht erleuchteten Zimmer befunden, an dessen einer Wand ein Bett gestanden, und auf diesem Bette habe Schwager August H. ausgestreckt gelegen, mit gebrochenem Auge und einer klaffenden Wunde in der rechten Seite. Er habe sich über den Schwager hingebeugt, der ihm ein leises Zeichen mit der linken Hand gemacht, und ihm ein „Lebewohl, lieber Fritz!“ zugeflüstert habe. Da sei er

erwacht; er habe seine Uhr vom Nachttisch genommen, sie repetiren lassen, die habe drei Uhr Morgens geschlagen. Dann sei er aufgestanden, Licht anzuzünden, die Uhr habe drei Uhr und fünf Minuten gezeigt. Walter, den er geweckt, habe dieses Traumgesicht mit der weißen Gestalt von der Mitternacht in Conner gebracht, und über die Doppelerscheinung doch etwas bedenklich den Kopf geschüttelt; er sei es auch, der ihn veranlaßt habe, beim Vater sofort anzufragen, ob dem Schwager vielleicht ein Unfall zugestoßen sei.

Eine merkwürdige Erscheinung! Schwager August H. war nicht in demselben Moment, wo er dem Bruder Fritz im Traume erschienen, sondern eine Viertelstunde später zu Hamm gestorben, und zwar nach dortiger Zeit um 3 Uhr 50 Minuten, was mit der Berliner Zeit verglichen, den Meridianunterschied auf's Genaueste ausdrückte. Der Sterbende hatte zwei Mal, zuletzt noch ein Paar Sekunden vor dem letzten Athemzuge, des fernen Schwagers Fritz gedacht; und Schwester Friederike erinnerte sich aus jener Nacht, daß sie bald nach Mitternacht in weißem Nachtkleide aus dem Sterbezimmer in ihr Wohnzimmer geschlichen sei, und sich daselbst auf Augenblicke niedergelassen habe, dem Sterbenden ihre Thränen zu verbergen.

Schwager August H. war eines plötzlichen und zwar gewaltsamen Todes verblichen. An jenem Tage hatte er nach seiner Gewohnheit einen Spazierritt nach Heeßen, einem Dorfe bei Hamm gemacht. Es gab dahin einen Richtweg, der über viele Kämpe führte, welche, wie aller Orten in Westfalen, durch eine niedrige Spalierthür, ein sogenanntes Hecken, verschlossen waren. War das Pferd kein sicherer Springer, so mußte der Reiter bei jedem dieser Hecken absteigen, um es zu öffnen. Das war eine bekannte und gewohnte Sache. Schwager August hatte schon einige Hecken passirt; dann kam er an eins, von dem er wußte, daß es leicht zufalle, vorsichtig öffnete er und wollte noch vorsichtiger schließen, als es ihm plötzlich aus der Hand geschlüpft und seinem Fuchs auf die Hinterfüße gefallen war, der vor Schmerz ausgeschlagen und dabei seinen Herrn auf die unglücklichste Weise in der rechten Seite getroffen hatte. Schwer verletzt war er in's frische Korn niedergesunken. — Dort fanden ihn nach mehreren Stunden Leute aus Heeßen, die in der Stadt gewesen waren. Näher an ihrem Dorfe, als an der Stadt, waren einige von ihnen nach Hause geeilt, eine Tragbahre zu holen, und auf dieser

brachten sie den Sterbenden seiner nichts ahnenden Gattin spät Abends in's Haus.

Als der Wallfahrer von dieser seltsamen Doppelerscheinung des Bruders Fritz im Sommer 1812 dem Pastor zu L. erzählte, und als er hinzufügte, die beiden Schwäger hätten vor 1806 in der innigsten Freundschaft gelebt, die auch nach der Zeit durch fleißigen Briefwechsel fortgesetzt worden sei, erwiederte er: „Ihre Erzählung, junger Freund, ist ein neuer Beweis, daß es im Seelenleben Kräfte giebt, welche verwandte Seelen auch auf den größten Entfernungen in Berührung setzen können, und die, weil wir sie nicht zu enträthseln im Stande sind, immerhin „wunderbare" Kräfte genannt werden mögen. Die Doppelerscheinung ist um so denkwürdiger, als Ihr Bruder, wie Sie sagen, ein lebenslustiger, junger Mann, nüchternen Verstandes und nicht eben mit großer Thätigkeit der Einbildungskraft begabt ist. Von einem klar denkenden Menschen läßt sich die größte Unbefangenheit bei derlei Erlebnissen von Erscheinungen in der Geisterwelt erwarten, und es will mich nicht unwichtig bedünken, daß Ihr Bruder, trotz der Aufregung, in die seine Seele durch das Traumgesicht versetzt worden ist, kaltes Blut genug gehabt hat, die Zeiten der Erscheinung genau anzumerken."

In späteren Jahren ist von dieser Doppelerscheinung im Familienkreise noch oft die Rede gewesen. Dem Gedächtnisse des Bruders Fritz, auch seines Freundes Walter, war sie so tief eingeprägt, daß Beide das Erlebniß von 1811 noch nach dreißig Jahren fast mit denselben Worten erzählten, deren sich der Bruder in seinem Briefe an's elterliche Haus bedient hatte.

- - - - - -

Es ist oben erwähnt worden, daß der Franzosen-Häuptling das Fürstenthum Münster seinem Schwager Joachim Mürat geschenkt hatte, um als Bestandtheil zu dienen des für denselben geschaffenen und nach dem Tilsiter Frieden bedeutend vergrößerten Großherzogthums Berg. Die wirkliche Ueberweisung des Fürstenthums an die kaiserliche Hoheit und seine Einverleibung in das Großherzogthum dauerte aber noch eine geraume Zeit, und es blieb mit der Verwaltung in Münster auf dem alten Fuß für Rechnung und im Namen des Kaisers unter Aufsicht und Controle seines Intendanten durch das Administrations-Collegium, dessen Mitglieder dem Kaiser Treue schwören mußten.

Herr Napoleon Bonaparte hatte seinen Schwager zum Mitgliede des kaiserlichen Hauses von

Frankreich erklärt, und ihm in Folge dessen das Prädikat „kaiserliche Hoheit" beigelegt, zum Aerger und Verdruß seiner deutschen Collegen, wie des Großherzogs von Baden und des Großherzogs von Hessen, die sich mit der „königlichen Hoheit" begnügen mußten. Obwol nunmehro in Lust und Freude schwelgend, die ihnen das Bewußtsein einflößte, durch die Rheinbündler-Acte den vollen Besitz der Gewalt erlangt zu haben und nicht mehr der Aufsicht einer höhern Gewalt unterworfen zu sein, die, wenn sie auch thatsächlich durch den deutschen Kaiser nur schwach und schwächlich geübt worden war, der Reichsverfassung nach rechtlich noch immer bestanden hatte, konnten diese Herren von Gottesgnaden in der ehemaligen Markgrafschaft Baden und in der vormaligen Landgrafschaft Hessen-Darmstadt ihren Schmerz nicht überwinden, einen Menschen im Range über sich zu sehen, von dessen Herkommen und Vergangenheit man nichts weiter wußte, als daß er in einem unbekannten Städtchen des innern Frankreichs an der Fleischerbank entsprossen sei, und für die Sache der Revolution, die während einer gewissen Periode gleich bedeutend war mit Ausrottung aller Anmaßung, die sich auf Gottes Gnade offenbar in Worten oder geheim in Gedanken zu stützen

froh genug war, auf allen Schlachtfeldern glücklich gekämpft hatte. Diesen Glückspilz mit Monsieur mon frère anreden und sich vor ihm tiefer beugen zu müssen, als vor den anderen Standesgenossen, war doch etwas zu viel verlangt!

Und, murmelte der ehemalige Landgraf von Hessen zu Darmstadt vor sich hin, hab' ich nicht die gerechtesten Ansprüche auf die Lande meines Vetters zu Cassel? Hat nicht einer unserer gemeinsamen Vorfahren, der das ganze Hessenland besessen und es mit Genehmhaltung von Kaiser und Reich unter zwei Söhne vertheilt hat, in seinem letzten Willen festgesetzt, daß, wenn der Cassel'sche Zweig der Familie aufhören sollte zu herrschen, der Darmstädtsche in dessen Rechte einzutreten habe? Ist dieser Fall anjetzt nicht eingetreten? Ist der Vetter zu Cassel, der sich 1803 den Titel eines Kurfürsten erschwindelt, nicht vor die Thür gestellt worden? Mir also gebührt kraft jenes letzten Willens die Herrschaft in den Landen des ehemaligen Landgrafen von Hessen zu Cassel! Und ich soll es ruhig mit ansehen, daß in den schönen Schlössern des Vetters zu Cassel und auf Wilhelmshöhe ein anderer Glückspilz corsischen Bluts die Rolle eines Scheinkönigs und der Majestät spielt, der Schreiber von einer Krämerstube in

Baltimore, ein liederlicher Bursch und Frauenschwelger, der, wär' er in England, an den Galgen kommen würde wegen des Verbrechens der Bigamie, dessen er sich schuldig gemacht, da er in Amerika eine trostlose Gattin zurückgelassen und er nunmehr, ohne daß seine erste Ehe kirchenrechtlich gelöst sei, ein zweites Weib genommen habe, Catharina von Württemberg, das er aber ehelich vernachlässige, weil er es vorziehe, täglich eine andere, schlankere Bajadere, als die corpulente Catharina zum Gespons zu haben! Das Alles ruhig und gelassen mit ansehen zu müssen, sei ihr, der königlichen Hoheit zu Darmstadt, nicht möglich; das müsse anders werden!

So — erzählte man sich aller Orten im Herzogthum Westfalen, damals zum Großherzogthum Hessen gehörend, — solle sich der gnädige Landesherr sehr ungnädig geäußert haben! Und diese Erzählung wurde im elterlichen Hause des Wallfahrers wiederholt von einem angesehenen Handelsherrn in Orsoy (sprich Orsau) am Rhein, der dem elterlichen Hause noch von Cleve her befreundet war, und der, seines großen und ausgebreiteten Rheinweinhandels wegen, seit langen Jahren auch das ehemalige kurkölnische Herzogthum Westfalen alljährlich bereiste. Dem elterlichen Hause

lieferte er, wie früher in Cleve, so auch jetzt in Münster den Bedarf an Rheinwein, und durch Vermittelung des Vaters war es dem Orsoyer Handelsherrn gelungen, in Münster seit der preußischen Zeit viele Kunden zu erwerben.

Der gute Großherzog von Hessen-Darmstadt! Wie konnte der Schwachkopf in den Jahren 1808 und 1809 noch von deutschem Fürstenrecht, von Familienpacten und dergleichen Dingen faseln? War er nicht selbst einer von den sauberen Genossen gewesen, die der Reichsverfassung den Todesstoß gegeben und dem kaiserlichen Oberhaupte den Gehorsam aufgesagt hatten? Damit hatte er allem früher zu Recht Bestandenen entsagt, und alles Klagen und Jammern wegen Cassel half zu Nichts; jetzt hieß es: „Ordre parirt! und wehe dem Rheinbündler, der mir nicht so und so viel tausend Mann zur Verfügung stellt, um sie in Spanien von fanatischen Mönchen und fanatisirtem Landvolk hinschlachten zu können!"

Unter den verschollenen Preußen aus dem Feldzuge von 1806 befand sich ein Wachtmeister von Blücher-Husaren, Namens Schumann, der

von seinem Regiments-Chef, dem General-Lieutenant von Blücher, wegen seiner Schreib- und Rechenfestigkeit, schon zur Zeit der Demarcations-Linie in die Schreibstube der westfälischen General-Inspection commandirt worden, und deshalb vom activen Dienst im Regiment dispensirt war. Schumann genoß die Achtung und Liebe seines Chefs in hohem Grade. Blücher hatte ihn in der Rhein-Campagne beim Regiment als gemeinen Husaren vorgefunden, und, weil er in ihm bald einen eben so tapfern Soldaten, als charakterfesten Mann erkannte, für sein Aufsteigen zum Unteroffizier und demnächst zum Wachtmeister Sorge getragen. Gern hätte Blücher seinen Wachtmeister auch im Offiziersdolman gesehen, allein das ging nicht an, gehörte doch Schumann zur bürgerlichen — Canaille, die in der preußischen Armee höchstens beim schweren Geschütz und bei dem Geniewesen zum Offiziersrang gelangen konnte. Blücher hatte Sorge getragen, daß der Wachtmeister Schumann von allen Offizieren, die im Bureau des Generals zu thun hatten, auch außerhalb des Dienstes mit „Sie" angeredet werden mußte, was als eine eigenmächtige Handlung und Neuerung des Generals angesehen wurde, die, weil dienstwidrig, ein stilles Murren unter den

Offizieren verursachte, das man aber nicht laut werden zu lassen wagte, weil der alte Husaren-General im Punkte der Widersetzlichkeit gegen einmal von ihm erlassenen Befehl keinen Spaß verstand. Blücher selbst sprach zu seinem „lieben Wachtmeister-Schreiber," wie er ihn zu nennen pflegte, in der Regel auch per „Sie;" wenn er aber in derber Scherzrede, worin der General ein Meister war, mit ihm sprach, so ließ er oft ein: „Hör Er mal, Wachtmeister!" oder auch „Hör Se mal, Schreiberseele!" von den Lippen fahren, oder er duzte auch seinen Wachtmeister in ganz vertraulichen Gesprächen, während Schumann, trotz des Vertrauens, welches sein General auch in außerdienstlichen Angelegenheiten in ihn setzte, seine Stellung nie vergaß, sondern in steifer militairischer Haltung vor seiner „Excellenz" stand, derselben Rapport zu erstatten, Meldungen zu thun, oder ihre Befehle entgegen zu nehmen. Mit einem Wort: Wachtmeister Schumann war das Factotum des Generals Blücher.

Im September 1806 zog der Wachtmeister mit zu Felde. Er ist daraus nicht zurückgekehrt! Alle Nachforschungen, die angestellt wurden, wo er geblieben, sind fruchtlos gewesen, selbst die, welche

in späterer Zeit, nach dem Frieden von Tilsit, durch Blücher selbst veranlaßt worden sind.

Schumann hinterließ in Münster sein junges Eheweib mit vier kleinen Kindern, davon das älteste im Jahre 1806 kaum sechs Jahre zählte. Das junge Weib war zur Wittwe, die Kinder zu Waisen geworden! Vor seinem Abmarsch von Münster hatte er die Anordnung getroffen, daß sein Tractament als Wachtmeister und die Zulage, welche er als Bureauarbeiter bezog, an seine hinterbleibende Frau bei der Kriegs- und Domainenkasse ausgezahlt werde, während er sich für seine Person mit der Feldzulage begnügte, da es ihm im Hauptquartier seines Generals doch an Nichts fehlen konnte. Mehrere Offiziere hatten für ihre Familie Aehnliches angeordnet. Glaubte man doch allgemein, der Waffentanz mit dem Napoleon werde von kurzer Dauer sein und die Armee siegreich in Westfalen wieder einziehen! Es kam aber ganz anders, als der preußische Militairhochmuth es sich gedacht. Die Folge war, daß der Commissaire ordonnateur die Kriegs- und Domainenkammer anwies, jene Zahlungen sofort einzustellen.

Die junge Wittwe Schumann verfiel bald in Dürftigkeit, dann in die drückendste Armuth. Als Soldatenwittwe und vornehmlich als Ketzerin

hatte sie aus öffentlichen Stadtmitteln keine Unterstützung zu erwarten. Wie ihr diese eine Zeitlang von einem Heiligenkreise gespendet wurde, wird weiterhin zu erzählen sein. Als sie aufhörte, konnte ihr fernere Unterstützung nur von den preußisch-protestantischen Familien zu Theil werden, wie es denn auch geschah. Eine Familie befand sich darunter, die sich der Wittwe Schumann und ihrer Kinder besonders und nach Kräften annahm; vor Allem war es ein weibliches Glied der ehrsamen Familie, die der Wittwe, einer sehr hübschen, aber kleinen und schwächlichen Frau, mit Rath und That an die Hand ging und zur Erziehung der Kinder den Grund legte. Selbst kinderlos, machte es der Dame Freude, sich dieser Sorge zu unterziehen, eine Sorge, die lange Jahre fortgesetzt worden, aber auch nicht unbelohnt geblieben ist, denn die Schumannschen Kinder sind alle brave und tüchtige Menschen geworden. Der älteste Sohn, Karl, der von seiner Erzieherin ihr Alterchen genannt wurde, hat die Laufbahn des Subalternbeamten beschritten, und ist Kanzlei-Inspector beim Oberlandsgericht zu Münster; der zweite, Franz, hat auf dem königlichen Gewerbe-Institut zu Berlin studirt, und ist ein ausgezeichneter Lehrer an der Provinzial-Ge-

werbeschule zu Münster; der dritte Sohn hat sich dem Soldatenstand gewidmet und ist Hauptmann beim preußischen 13. Infanterie-Regiment; die Tochter endlich hat sich glücklich verheirathet.

Sind gleich auf vorhergehenden dieser Denkblätter schon einige hervorragende Persönlichkeiten genannt und ihrem Wesen nach geschildert worden, welche während der preußischen und der ersten Franzosen-Zeit in Münster ihren Wirkungskreis hatten, so ist es doch an der Zeit, eine allgemeine Musterung vorzunehmen, bei der die Altmünsterschen von den Preußen zu unterscheiden sind.

Zu den Altmünsterschen gehörten vornehmlich: —

Der Domkapitular und Domküster Franz Egon, Freiherr von Fürstenberg, das älteste unter den Mitgliedern des Domkapitels, lange Zeit als Minister der eigentliche Regent des Hochstifts Münster, da der Fürstbischof selten seine Kurfürstlich-Cölnische Residenzen zu Bonn oder auf Schloß Brühl verließ, der Schöpfer des münsterschen Schulwesens, das seiner Zeit als Muster in allen geist-

lichen und weltlichen katholischen Ländern des Deutschen Reichs anerkannt war. Fürstenberg hatte nach Ableben des letzten Fürstbischofs Maximilian Franz während der Sedisvacanz die Regierung fortführen sollen, sie aber wegen seines hohen Alters und weil er den unvermeidlichen Umsturz der Dinge kommen sah, abgelehnt. Fürstenberg war ein kleines, hageres Männchen. Selten sah man ihn auf der Straße, und wenn es geschah, stets um die Mittagszeit zu Pferde, einen Spazierritt zu machen. Gebeugten Hauptes saß der alte Herr hoch zu Roß, in einen dunkelfarbigen Ueberrock gekleidet, eine Kappe auf dem Kopfe und mächtige Silbersporen an die hohen Stiefel geschnallt; hinter sich einen Reitknecht in ganz einfacher Livrée. Oefters sah man ihn in seiner Curie im Fenster liegen, ein kleines schwarzes Käppsel auf dem haarlosen Scheitel. Gingen dann Studenten, vom Gymnasium kommend oder dahin gehend, an ihm vorüber und zogen vor dem berühmten Minister ehrerbietig ihre Kappen, so hielt er sie nicht selten an und erkundigte sich nach ihren Studien, ihrem Fleiß, ihren Lehrern. Rührend war es, wie der Greis mit seinen klugen, lebhaften Augen in einem kleinen runzeligen Gesicht vom hohen Fenster herabblickte,

sich mit der Jugend zu unterhalten. Mit den Worten: Seid fleißig, nächstens werde ich Euch in den Klassen besuchen, pflegte er die Studenten zu entlassen. Er ist aber nie gekommen. Fürstenberg bewohnte eine, unmittelbar neben der Dompropstei (in die später das Postamt verlegt wurde) stehende Curie, deren Aeußeres so dunkel und verfallen aussah, als wäre seit einem Jahrhundert nichts auf ihre Ausbesserung verwendet worden. Des Wallfahrers Vater, der den Minister oft besuchte, wußte die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des alten Heern nicht genug zu loben.

Des Dombechanten Ferdinand Freiherrn Spiegel zum Desenberg und Canstein ist in diesen Blättern bereits Erwähnung gethan. Der Dombechant Spiegel war ein Mann in den besten Jahren, von hoher, stattlicher Gestalt, aufrecht gehend, frei um sich blickend, und in bürgerlicher Kleidung gar nicht aussehend, als gehöre er dem geistlichen Stande an, und bekleide in demselben eine so hohe Kirchenwürde. Der Dombechant hatte ein schönes regelmäßiges Gesicht, das nur durch einen sehr großen Mund im Ebenmaß etwas gestört war. Seine hellen Augen funkelten Geist, und nahmen dann und wann Etwas an, was man einen listigen Blick nennen kann, hatten

aber doch, im Ganzen genommen, den Ausdruck der Milde und des Wohlwollens. Sein Haar war blond mit einem Anstrich von röthlicher Schattirung. Außer den Fällen, welche bereits genannt sind, sah der Wallfahrer in seiner Gymnasialzeit den Dombechanten des Morgens vor acht Uhr auf dem Wege zur Klasse, wenn er von der Ritterstraße über den Roggenmarkt u. s. w. durch den Kreuzgang der Domkirche, abgekürzt: den Domgang, ging. Dann begegnete er am Ende des Domgangs, wo ein Eintritt in die Kirche ist, in der Regel dem Domdechanten, im reichen Ornat des Priesters und seiner Kirchenwürde, aus seiner Curie kommend und zur Messe gehend. Freundlich grüßte er den kleinen Studenten und fügte zuweilen scherzhaft hinzu: „Karl, sei nicht zu fleißig! Komm bald in die Dechanei, ich habe wieder neue Landkarten erhalten!" Der Domdechant machte häufig einen Spazierritt, aber nie wählte er dazu die Promenade um die Stadt, sondern stets einen Weg außerhalb der Stadt, gewöhnlich zum Hörterthor hinaus durch die Gärten links und durch die Kämpe über die Enkingmühle und die Canalbrücke bei Kinderhaus, woselbst er nach scharfem Ritt einzukehren pflegte, seinen Pferden etwas Heu und einen Eimer Wasser geben zu lassen, er

Unterhaltung, und selbst der liebe Nächste werde nicht geschont, worin insonderheit der geistvolle Kistemaker, Professor der Theologie und Director des Gymnasiums, mit scharfem Sarkasmus ein Meister sei.

Dombechant Spiegel war nach dem alternden Fürstenberg der ausgezeichnetste unter den Mitgliedern des münsterschen Domkapitels. Sein edler, gebildeter Geist, seine reichen Kenntnisse und sein wohlwollendes Herz stellten ihn an die Spitze der hohen Geistlichkeit Münsters, die sich vor dieser erhabenen Sinnesart und diesem großen Charakter unwillkürlich beugte. Spiegel war während der Sedisvacanz des Bischofsstuhls Regent des Hochstifts Münster gewesen. Er kannte die Verfassung dieser geistlichen, aristokratisch-demokratischen Republik nach ihrem Entwickelungsgange von Grund aus; er kannte alle Personen, die in der Verwaltung des Hochstifts zur Zeit des letzten Kurfürsten-Fürstbischofs und unter seiner eigenen Regentschaft thätig gewesen waren; er wußte mit seinem scharfen Verstande die Stärke oder Schwäche eines Jeden zu beurtheilen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sei er geistlichen oder weltlichen Standes. Dochdechant Spiegel hatte das Licht der Aufklärung nicht von sich ab-

gesperrt, wie andere seiner Kapitelsgenossen; aufgeklärt als Priester wie als Staatsmann, hatte er, obwol die alte Verfassung des Hochstifts liebend, nach dem Reichsdeputationsschluß von 1803 sich in das Unvermeidliche gefügt und im Domkapitel gegen die Umtriebe gekämpft, die nach des Erzherzogs Anton Victor Wahl zum Fürstbischof, welche er trotz aller Beredtsamkeit nicht zu hintertreiben im Stande gewesen war, in Wien stattfanden; er hatte gewarnt und vorhergesagt, daß alle Schritte am Hofe des deutschen Kaisers vergeblich sein würden, da die Säcularisation aller geistlichen Länder von Kaiser und Reich endgültig ausgesprochen sei; er hatte ermahnt, sich ihm anzuschließen und den neuen Landesherren, insonderheit dem Könige von Preußen und den Männern, die er senden werde, die Säcularisation zur Ausführung zu bringen, mit Vertrauen entgegen zu gehen. Vergebens! Der Domdechant war mit seinen Rathschlägen und Anträgen in der Minderheit geblieben; das Domkapitel betrachtete seinen weltklugen und staatsweisen Dechanten als verkappten Lutheraner, man verketzerte ihn und sprach von ihm in vertrauten Kreisen, die ihm doch offenbar wurden, er habe sich von der preußischen Regierung — bestechen lassen! Nur Dumm-

heit konnte so einen schmachvollen Verdacht auf ihn wälzen.

Und doch wurde dieser Verdacht nicht allein nicht beseitigt, sondern sogar noch lebhafter, als die preußische Regierung nun wirklich eintrat, und Domdechant Spiegel, von ihren Vertretern eifrig aufgesucht, denselben mit Rath und That kräftigst zur Hand ging. Das Münsterland ist dem Domdechanten Spiegel in damaliger Zeit unendlich zu Dank verpflichtet worden, denn er ist es gewesen, welcher der neuen Regierung, wenn sie in der Organisation des Landes nach preußischer Schablone rasch vorgehen wollte, Maß und Ziel gezeigt hat, die alten Zustände, mit denen die Bevölkerung seit Jahrhunderten auf's Innigste verwachsen war, schonend zu behandeln und mit den neuen Zuständen nur allmälig in Einklang zu bringen, weil auf diesem Wege allein das Vertrauen von Stadt und Land zu erringen sein werde. Auf diese Weise ist dem Lande damals viel erhalten worden, was schon die Bestimmung hatte, den Weg alles Fleisches zu gehen.

Um nur eines Punktes zu gedenken, so erinnert sich der Wallfahrer des reichbegabten Studienfonds, der seiner ursprünglichen Bestimmung und vollen Integrität nur durch die Entschlossen-

heit und das kräftige Einschreiten des Dombechanten erhalten wurde. Der Studienfonds hatte die Bestimmung des Unterhalts der Universität zu Münster und des Gymnasii Paulini daselbst. Er war aus vielen Stiftungen der früheren fürstbischöflichen Regierungen, von Domherren, von Mitgliedern der Ritterschaft, von Städten und deren einzelnen Bürgern durch Geschenke oder letztwillige Verfügungen hervorgegangen. Er besaß ein bedeutendes Vermögen, theils in liegenden Gründen, darunter das Haus Geist bei Oelde im Amte Stromberg, theils in zinsbaren Capitalien, theils in Zehnten und anderen unablösbaren Gefällen. Fürstenberg hatte den Studienfonds so organisirt, wie ihn die preußische Regierung vorfand. Es war ein fetter Bissen! Dombechant Spiegel rettete ihn vor dem allgemeinen Verschlingen durch die landesherrliche Casse! Er stellte sich an die Spitze der Verwaltung des Studienfonds, indem er das Curatorium übernahm; er errichtete oder verjüngte, unter Genehmhaltung der landesherrlichen Gewalt, eine eigene Studien-Commission und berief in dieselbe, mit einer einzigen Ausnahme, nur eingeborene Münsteraner, unter denen er dem Hofkammerrath Schwick den Vorsitz übertrug. Die Ausnahme war des Wall-

fahrers Vater, der dieses Amt bei der Studien-Commission als Nebenamt in den Abendstunden versah. Daß die Wahl des Dombechanten auch auf einen Protestanten gefallen war, erregte Anfangs Murren, das aber allmälig verstummte. Der Studienfonds hatte seine eigenen Rentmeister auf dem Lande und einen Hauptrentmeister, Namens Ißfort, zu Münster, der sein Dienstlokal und seine Wohnung in der Dombechanei hatte. Die Studien-Commission selbst aber hatte ihren Sitzungssaal, ihre Registratur und Schreibstube im Jesuiten-Collegio zur ebenen Erde in einem Seitenflügel zur rechten Seite in stiller Einsamkeit nach dem großen Garten hinaus, der mit dem Garten der Dombechanei an's Aaflüßchen gränzte.

Größere Kämpfe wegen Erhaltung des Studienfonds hatte Dombechant Spiegel zu bestehen, als die Säbelherrschaft der Franzosen eintrat. Der kaiserliche Intendant machte nicht viel Federlesens; es war sein Wille, den reichen münsterschen Studienfonds ohne Weiteres für kaiserliches Eigenthum zu erklären und ihn dem kaiserlichen Schatze zu incorporiren; und abermals war es des Dombechanten entschiedenes Auftreten der Anmaßung gegenüber und seine Beharrlichkeit,

die den Studienfonds vom Untergange rettete. Die Studien-Commission blieb bestehen unter dem Provisorio sowol, als unter großherzoglich bergischer und demnächst unter der kaiserlich französischen Herrschaft selbst.

Es ist eben des Hofkammerraths Schwick als Vorsitzenden der Studien-Commission gedacht worden. Schwick führte seinen Titel von der hochfürstlich-münsterschen Hofkammer her, deren Mitglied er gewesen war. Dombechant Spiegel hatte ihn nicht zur neugebildeten Kriegs- und Domainenkammer empfohlen, weil er ihn als einen der entschiedensten Preußenfeinde kannte, die es in der Stadt Münster gab. Um den Mann aber zufrieden zu stellen und seine ausgebreitete Geschäftskenntniß zum Wohle des Landes nicht ungenützt zu lassen, hatte er ihn an die Spitze der Studien-Commission berufen. Der Hofkammerrath war ein Mann vom durchdringendsten Verstand, geistig begabt, voll Witz und beißender Spötterei, dabei sein Kopf eine Niederlage der manchfaltigsten Kenntnisse, heimisch in der allgemeinen wie in der besondern deutschen Geschichte, und in dieser wiederum hauptsächlich mit der Geschichte der geistlichen Länder so vertraut, daß er u. a. von allen Erz- und Hochstiften, von den gefürsteten und un-

gefürsteten Abteien und Probsteien zc. die Oberherren nach chronologischer Folge genau herzusagen wußte. Schwick war aber ein Mann ohne alles Gemüth. Ein fanatischer Katholik und Anhänger der alten münsterschen Verfassung; noch 1809 beim österreichischen Kriege auf Anton Victor als den Messias für Münster hoffend, war ihm des Wallfahrers Vater, des Ketzers, Anwesenheit in der Studien-Commission ein Stein des Anstoßes, den er jeden Augenblick aus dem Wege zu räumen wünschte, was ihm auch sicherlich gelungen wäre, hätte nicht der Dombechant Spiegel das Curatorium geführt. Schwere Kämpfe hat der gute Vater mit diesem Präsidenten der Studien-Commission zu bestehen gehabt. Hofkammerrath Schwick suchte jede Gelegenheit zu erhaschen, den König von Preußen und dessen Regierung mit seinem giftigen Gischt zu begeifern; er schalt u. a. den König, daß er die Keckheit habe, sich König von Preußen zu nennen, da er vom Kaiser doch nur die Erlaubniß habe, sich den Titel eines Königs in Preußen beizulegen; das wäre eine Usurpation, die im deutschen Reiche nicht geduldet werden dürfe, innerhalb dessen er einfacher Markgraf zu Brandenburg u. s. w., Erzkämmerer, auch Kurfürst sei. Und als das Unglück von Jena

stattgefunden, da frohlockte der Hofkammerrath, und gerade er war es, der die sichere Nachricht davon dem Vater des Wallfahrers am 20. October 1806 voll Hohn und Spott verkündete. In der äußern Erscheinung war Schwick eine der seltsamsten und auffallendsten Figuren, die es in Münster gab. Groß und mäßig corpulent, schritt er in seinem wunderlichen Costüme nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts und dessen Mitte wie eine Vogelscheuche über den Domplatz, gepuderten Haars, mit langem Rattenschwanz im Nacken und auf das hohe Toupée einen Claquehut in die Quere gestülpt, was uns Schulknaben-Studenten in hohem Grade lächerlich vorkam. Mit einem hohen spanischen Rohr in der Rechten schritt er daher, den Stock fest aufstoßend und die Bewegung eines Halbkreises damit beschreibend. Hofkammerrath Schwick war gleichsam der Doppelgänger des Regierungspräsidenten von Rohr!

Von den Geistlichen, die der Periode von 1806 bis 1813 angehören, schwebt dem Wallfahrer jetzt, nach Ablauf von dreißig Jahren und darüber, auch das Bild sehr lebhaft vor, welches der Domkapitular Clemens August Droste zu Vischering in seiner Seele hinterlassen hat. Dies Bild vergegenwärtigt ihm diesen Domherrn als einen langen,

hagern Mann von etwa vierzig Jahren, blassen Angesichts, vollen, struppigen Haarwuchses von dunkler Farbe, mit großer Nase, feinem Munde und einem Paar schwarzen Augen, aus denen, wenn sie aufgeschlagen wurden, was selten geschah, ein finsterer, lauernder Blick hervorblitzte, vor dem man erschrecken mußte. Es war eine unheimliche Erscheinung dieser geistliche Herr in einem langen schwarzen Priesterrock, wie ihn die Seminaristen trugen, von oben bis unten, und bis auf die silberbeschnallten Schuhe, an der Vorderseite mit großen, schwarzen Knöpfen, einer unter dem andern, besetzt. Im Sommer, wenn der Domherr Droste einen Rock von gleichem Schnitt, aber von leichtem, glänzendem Zeug trug, sah es aus, als wenn ein Cylinder von Glanzkohle durch die Straße von selbst sich bewege, denn von einer menschlichen Gestalt war unter diesem Kleide, das ein Symbol der Demuth vorstellen sollte, Nichts zu sehen. Wir Studenten fürchteten diesen eisernen, schwarz polirten Cylinder-Ofen, wie wir den Domherrn Clemens Droste auch zu nennen pflegten, denn aus seinen starren Gesichtszügen sprach eine Eiseskälte, die auch nicht durch den geringsten Zug wohlwollenden Sinnes gemildert war. Doch, wie der Schein oft trügt! Clemens Droste hatte

ein theilnehmend Herz, kein Armer ging aus seiner Curie, ohne beschenkt worden zu sein, und seine Küche hatte unter alten bedürftigen Frauen ihre regelmäßigen Kostgängerinnen. Clemens Droste wirkte ungemein viel im Stillen zur Linderung der Noth.

Maximilian Droste-Vischering, der Weihbischof von Münster, war ebenfalls ein Mann von hoher Gestalt, durch die alle Glieder der Familie Droste sich auszeichneten. Woran man ihn von Weitem schon erkannte, war ein leichtes Lahmen auf der linken Seite und ein Vollmondsgesicht von bewundernswerther Reinheit der Farben, die sich mit Milch und Blut vergleichen ließen, und aus dem eine Gutherzigkeit hervorleuchtete, die auf den ersten Blick für den Weihbischof einnehmen mußte. Von seiner Thätigkeit sah man weiter Nichts, als daß er an hohen Festtagen das Hochamt in der Domkirche celebrirte und die priesterliche Hauptperson bei der großen Prozession war, deren früher gedacht worden ist. Als Napoleon alle Bischöfe Frankreichs nach Paris zu einem Concilium berufen hatte, hörte man von dem münsterschen Weihbischof, daß er den Muth gehabt, zu Gunsten Pius' VII., des gefangen gehaltenen heiligen Vaters, das Wort zu nehmen. Max Droste-Vischering liebte, so sagte man, die Freuden einer reich besetzten

Tafel, und Eleganz in der bürgerlichen Kleidung, mit Berücksichtigung der herrschenden Mode, war dem schönen Manne nicht gleichgültig, ganz entgegengesetzt der „wandelnden Ofensäule" des Clemens Droste, seines Bruders.

Die Familie Droste-Vischering stand durch ihr hohes Alter, ihren auf großen Grundbesitz gestützten Reichthum und ihre streng katholischen Gesinnungen und das Festhalten an der alten Verfassung, mit stetem Hinblick auf Wiederherstellung des Bisthums, in höchstem Ansehen. Ihr Stammhalter war der Erbdroste von Darfeld, ein großer, stattlicher und schöner Mann, dessen ganze Erscheinung die Würde des altmünsterschen Edelmanns kundgab und das Bewußtsein, seines Geschlechtes Stammbaum reiche bis auf die Zeit Karls des Großen, wenn nicht noch weiter zurück. Und dennoch lag in dem edlen Gesicht des Erbdrosten Nichts von dem aristokratischen Hochmuth, dem man bei schwachen Gemüthern unter den Edelleuten nur zu oft begegnet; der Erbdroste war in seinem Wesen der schlichte Münsterländer, der mit dem Bürgersmann und dem eigenhörigen Kötter eben so verkehrte, wie mit seines Gleichen; er war aber auch der weltkluge Mann, der den Heiligenschein, welcher um die Köpfe seiner Familienglieder strahlte, von dem

selbsteigenen Haupte entfernt zu halten wußte. Gekleidet ging der Erbdroste stets sehr einfach, ohne allen Prunk, ohne Luxus. Doch hielt er viel auf schöne Reitpferde, wie denn überhaupt bei der gesammten Ritterschaft das Reiten dem Fahren vorgezogen wurde, was durch die schlechte Beschaffenheit der Wege im Münsterlande bedingt worden war. Die weiblichen Glieder der Familien waren übel d'ran; für sie war das Reiten nicht üblich, und das Fahren auf's Land oder nach der Stadt in einer bequemen Equipage war im Sommer nur bei trockenem Wetter möglich, und im Winter bei Schneebahn, die aber nur selten von längerer Dauer war. Von des Erbdrosten Familie ist dem Wallfahrer keine Erinnerung geblieben als die des oben erwähnten Heiligenscheins.

Droste-Hülshof, ein ernster Mann, war ein arger Nimrod, der zur Zeit der Jagderöffnung täglich mit Flinte und Tasche zum Thore hinauswanderte, einen oder wol auch zwei Hühnerhunde, zuweilen auch einen Dachshund hinter sich. Droste-Hülshof bewohnte einen kleinen Hof an der Lambertikirche, an dem der Wallfahrer alle Tage wenigstens vier Mal vorübergehen mußte, was ihm Gelegenheit gab, das schöne Fräulein Droste-Hülshof oft zu sehen.

Von den übrigen Mitgliedern der münsterschen Ritterschaft erinnert sich der Wallfahrer des Herrn von Böselager, der lange Zeit Maire der Stadt Münster war, und sich durch seine schlechte körperliche Haltung und schlumpige Kleidung bemerkbar machte; — des Grafen Galen, eines würdevollen Ritters ohne Furcht und Tadel; — der reichsfreiherrlichen Brüder Ignaz und Engelbert Landsberg-Velen, Letzterer ein ganz junger Mann von kaum siebenzehn Jahren, und doch schon hoch aufgeschossen, schlank, mit einem schönen, blühenden Gesicht, aus dem alle Liebesgötter anmuthsvoll und schelmisch hervorblickten, den alle jungen Mädchen in Münster gern hätten heirathen mögen; stets geschmackvoll gekleidet, ohne sich vom Tyrannen der Pariser Mode ganz beherrschen zu lassen, was sich vom jungen — Grafen Carl Hubertus Merveldt nicht sagen ließ, welcher, als er einmal nach längerm Aufenthalt in Paris nach Münster zurückkehrte nicht, allein durch seine, vom ersten Artiste-tailleur der Weltstadt erfundene Kleidung, sondern auch durch sein ganzes Benehmen allgemeines Aufsehen erregte, was dem zum Pariser Gecken gewordenen altmünsterschen Edelmann große Freude zu machen schien. Das kleine eitle Männchen mit sehr edlen Gesichtszügen trieb

die Coquetterie so weit, daß er die auffälligen Sonderbarkeiten seines Betragens in noch höherm Grade auf hohem Roß zur Schau stellte. — Der General von Nagel war Oberbefehlshaber der hochfürstlich-münsterschen Truppen gewesen, ein bejahrter Herr voll Gesetztheit und mit den wohlwollendsten Gesichtszügen von der Welt; — der Graf Plettenberg auf Nordkirchen war selten in der Stadt; wenn er aber erschien, so machte sich der große, zur Corpulenz geneigte Mann bemerkbar durch einen so sonderbaren Aufzug zu Pferde, daß Jung und Alt zusammenlief und stehen blieb, denselben vorüber zu lassen; es war eine Cavalcade, als wenn eine Kunstreitergesellschaft ihren Umritt durch die Straßen hielt, um sich dem Publikum vor Anfang einer jeden Vorstellung in's Gedächtniß zu rufen: den Zug eröffneten zwei Reitknechte in reicher Livrée voll Goldborten, dann kam der Graf, der zur linken Seite neben einer jungen, reizenden Amazone von strahlender Schönheit ritt, die zur Rechten einen andern Cavalier zum Begleiter hatte; die schöne Amazone war des Grafen Gemahlin; die Drei hatten ein Corps von sechs oder acht Rittern hinter sich, alle nach dem neuesten Schnitt des Pariser Reitcostüme ausgerüstet, die aber Niemand kannte; den Schluß

machten eine Menge Livréebediente und Reitknechte, die ganze Gesellschaft mit den schönsten und sehr schönen Pferden beritten, da Graf Plettenberg eine absonderliche Liebhaberei an einem schönen Marstall hatte und große Stücke darauf hielt.

Von den Häuptern der altmünsterschen Bürgerfamilien, die vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben worden waren, zeichnete sich — der Hofkammerrath v. Druffel, auf der Rothenburg wohnhaft, vor allen aus durch seine hervorragende Persönlichkeit, durch Geist, Bildung und große Geschäftskenntniß. Druffel war in die preußische Kriegs- und Domainenkammer übergetreten, blieb nach der preußischen Sündfluth von 1806 im Administrations-Collegium, und bekleidete unter bergischer und französischer Regierung den Posten eines General-Secretairs der Präfectur, nach dem Präfecten die erste Beamtenstelle, im Departement der Ems, nachmals der Lippe. In allen diesen Aemtern hat er seinem Geburtslande große Dienste geleistet. — Der Hofkammerrath v. Detten, ein kleiner Mann, dessen klare Gesichtszüge eine Seele voll Wohlwollen verriethen, hatte unter preußischer Regierung kein Amt angenommen, und erst 1811 bequemte er sich Maire von Nienberge zu werden, um seinen lieben

Bauern nützlich zu werden, unter denen er mit einem Landgute angesessen war; doch blieb er in seinem Stadthause auf der Aegidistraße wohnen, da er sich auf seine Schulten verlassen konnte, die, an Markttagen zur Stadt kommend, ihrem Maire Bericht erstatteten und seine Befehle entgegennahmen. — Der Medicinalrath v. Forkenbeck, auf der Clemensstraße, eine hohe Gestalt mit breitem Kopf und Gesichtszügen, deren Trotz von seinem wohlwollenden Herzen Lügen gestraft wurde, war der berühmteste Arzt in Münster, dessen Rath nicht umgangen werden konnte, wenn es sich um Leben und Tod handelte. — Hr. v. Münstermann, ein kleiner, zum Starkwerden sehr geneigter Mann, war trotzdem beweglich wie Quecksilber; zur Zeit des Lippe-Departements bekleidete er die Stelle des Maire der Stadt Münster, in welchem Amte er die größte Geschäftsthätigkeit entwickelte und seiner Vaterstadt die nützlichsten Dienste leistete. — Hr. v. Olfers war Theilhaber an dem Bankhause Lindenkampf und Olfers, dem angesehensten in Münster, das in seinen alleinigen Besitz überging, als Lindenkampf, dessen Familienname ursprünglich Lindenkamp gewesen war, ohne einen Sohn zu hinterlassen, mit Tode abging und das Vermögen an seine Töchter fiel, davon eine Olfers'

machten eine Menge Livréebediente und Reitknechte, die ganze Gesellschaft mit den schönsten und sehr schönen Pferden beritten, da Graf Plettenberg eine absonderliche Liebhaberei an einem schönen Marstall hatte und große Stücke darauf hielt.

Von den Häuptern der altmünsterschen Bürgerfamilien, die vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben worden waren, zeichnete sich — der Hofkammerrath v. Druffel, auf der Rothenburg wohnhaft, vor allen aus durch seine hervorragende Persönlichkeit, durch Geist, Bildung und große Geschäftskenntniß. Druffel war in die preußische Kriegs- und Domainenkammer übergetreten, blieb nach der preußischen Sündfluth von 1806 im Administrations-Collegium, und bekleidete unter bergischer und französischer Regierung den Posten eines General-Secretairs der Präfectur, nach dem Präfecten die erste Beamtenstelle, im Departement der Ems, nachmals der Lippe. In allen diesen Aemtern hat er seinem Geburtslande große Dienste geleistet. — Der Hofkammerrath v. Detten, ein kleiner Mann, dessen klare Gesichtszüge eine Seele voll Wohlwollen verriethen, hatte unter preußischer Regierung kein Amt angenommen, und erst 1811 bequemte er sich Maire von Nienberge zu werden, um seinen lieben

Es war im November 1813, nachdem er aus der Grafschaft Bentheim zurückgekehrt war, als er von Catharinens v. — Anmuth, durch Namens-Gleichheit verführt, vorübergehend gefesselt wurde. Käthchen war, trotz ihres hochblonden Haares, eine der lieblichsten, und in den Augen des jugendlichen Wallfahrers, mit dem sie gleiche Jahre zählte, die allerlieblichste Erscheinung unter Münsters Mädchenflor der damaligen Zeit.

Von ausgezeichneten Persönlichkeiten aus dem Kreise des Lehrerstandes, die der Universität und dem paulinischen Gymnasium angehörten, erinnert sich der Wallfahrer, bei einigen mit Gefühlen innigster Dankbarkeit, bei anderen mit Empfindungen unzerstörbarer Freude, der Professoren der Theologie und katholischen Philosophie, Kistemaker, Katerkamp und Brockmann, von denen ersterer, wie schon einmal erwähnt, auch Director des Gymnasiums war; sodann des Präfecten Overberg beim Priester-Seminar, mit dem das Seminar für Landschullehrer in Verbindung stand. In Kistemaker's Wesen war Alles lebendig, im Brockmannschen herrschte Ruhe, Overberg dage-

Gattin war. Olfers war ein kleiner, etwas verwachsener Mann, dem die Eigenthümlichkeit beiwohnte, der Kleidertracht des 18. Jahrhunderts lange Zeit treu zu bleiben; erst spät bequemte er sich unter das Joch der neuern Mode. Olfers galt für einen geschäftskundigen Financier, dessen Haus sich bei großen Staatsanleihen gern betheiligte. — Hr. v. Tenspolde, hochfürstlicher Hofkammerrath, dann königlicher Kriegsrath, darauf großherzoglicher und zuletzt kaiserlicher Präfecturrath, war eine lange, hagere Gestalt mit großem Kopf, dessen Vorderseite ein angenehmes, stets freundliches Gesicht zierte. — Von den übrigen nobilitirten münsterschen Familien ist dem Wallfahrer wenig, und namentlich von ihren Häuptern gar keine Erinnerung geblieben; seinem Gedächtnisse schwebt nur vor, daß in den Familien v. Plönnies, v. Schelver (im Krummentimpen), v. Zurmühlen (in der Aegidistraße) zahlreiche Kinder, namentlich weiblichen Geschlechts, waren; daß eine Tochter des Plönnies'schen Hauses, ein Mädchen von etwa zehn Jahren, wegen ihrer außerordentlichen Geistesgaben gerühmt wurde; und daß die Reize einer Tochter aus einer der beiden anderen Familien das Herz des Wallfahrers auch ein Mal in Bewegung gesetzt haben.

Es war im November 1813, nachdem er aus der Grafschaft Bentheim zurückgekehrt war, als er von Catharinens v. — Anmuth, durch Namens-Gleichheit verführt, vorübergehend gefesselt wurde. Käthchen war, trotz ihres hochblonden Haares, eine der lieblichsten, und in den Augen des jugendlichen Wallfahrers, mit dem sie gleiche Jahre zählte, die allerlieblichste Erscheinung unter Münsters Mädchenflor der damaligen Zeit.

Von ausgezeichneten Persönlichkeiten aus dem Kreise des Lehrerstandes, die der Universität und dem paulinischen Gymnasium angehörten, erinnert sich der Wallfahrer, bei einigen mit Gefühlen innigster Dankbarkeit, bei anderen mit Empfindungen unzerstörbarer Freude, der Professoren der Theologie und katholischen Philosophie, Kistemaker, Katerkamp und Brockmann, von denen ersterer, wie schon einmal erwähnt, auch Director des Gymnasiums war; sodann des Präfecten Overberg beim Priester-Seminar, mit dem das Seminar für Landschullehrer in Verbindung stand. In Kistemaker's Wesen war Alles lebendig, im Brockmannschen herrschte Ruhe, Overberg dage-

gen machte auf uns junge Gemüther einen trübseligen Eindruck, denn der lange Mann sah immer finster vor sich, und machte in seinem, bis auf die Schuhschnallen reichenden schwarzen Priesterrock einen Doppelgänger des Domherrn Clemens Droste-Vischering. Unter den jüngeren Lehrern der Theologie ragte Hermes hervor, der in seiner Erscheinung gerade den Gegensatz zum finstern und verfinsternden Overberg bildete; Hermes war eben so groß von Gestalt, aber aus seinem regelmäßigen, ja schönen Gesicht strahlte Geist, Sehnsucht nach Licht und Aufklärung, so wie eine Freundlichkeit und Milde, die bezaubernd waren. Die Professoren Schmölling und Radermann waren Klassenlehrer des Gymnasiums. An der Hand des Erstern machten des Wallfahrers Brüder, Fritz und Jan, den Cursus durch. Radermann war des Wallfahrers Führer, ein vortrefflicher Mann, die Sanftmuth selbst, der die Zucht in seiner Klasse nur mit Worten und vorzüglich mit Geberden aufrecht zu erhalten wußte, wohl wissend, daß, obschon die Sprache der Geberde und die der Stimme gleich natürlich sind, die erstere doch die leichtere und weniger den Leidenschaften unterthan ist. Nur mit dem äußersten Widerwillen griff Radermann zu Strafmitteln, wenn der eine oder

der andere der Faulen und Aufsässigen, deren es unter uns vierzig jungen Burschen, die Studenten genannt wurden, doch auch einige gab, auf Worte nicht hören wollte. Nie hat der Wallfahrer aus seines geliebten Nadermann's Munde ein tadelndes, oder gar ein hartes Wort gehört, das an ihn gerichtet gewesen wäre. Und was Nadermann's Erziehungsweise besonders auszeichnete, war, daß, obschon er den Wetteifer zu wecken suchte, er dennoch keinen sogenannten Liebling unter uns hatte; Alle waren ihm gleich, um Jeden bemühte er sich auf gleiche Weise, um den Fleißigen, wie um den Trägen, um diesen mehr noch, als um jenen, und auf die feinste, ganz unmerkliche Weise wußte er den Hochmuthsteufel in denjenigen jungen Gemüthern zu ersticken, die sich mit ihrer größern Befähigung und mit größerm Fleiße brüsten, oder gar auf ihre Geburt pochen wollten. Fleiß sei kein Verdienst, meinte er, er sei Pflicht, größere Befähigung des Geistes eine Gabe Gottes, für die wir dem Allerhöchsten dankbar sein müßten, Geburt ein Werk des Zufalls! Wir hatten Grafen, Freiherren, Alt- und Neuadelige, Bürger-, Beamten-, Schulten- und Köttersöhne unter uns; alle waren gleich vor den Augen Nadermann's, der aus unserer Klasse gleichsam eine demokratische

Republik gemacht hatte, in der er den Vorsitz führte. — Professor Rath war Lehrer der höhern, Mathematik und Physik. Bei ihm hatte der Wallfahrer Privatunterricht, der aber wenig Früchte getragen hat, weil der guthe Rath, wie liebenswürdig er in seiner Persönlichkeit war, es nicht recht verstand, die trockenen Gerichte des mathematischen Formelwesens in schmackhafter Brühe aufzutragen. Ein jüngerer Lehrer der Physik war Roling, ein Meister im Experimentiren, zu welchem Zwecke ihm ein physikalisches Cabinet diente, das für damalige Zeiten mit Instrumenten ganz vortrefflich ausgerüstet war. Professor Grauert trug Geschichte und Geographie vor. Bei diesem würdigen Manne hatte der Wallfahrer freien Zutritt, der von ihm reichlich ausgebeutet worden ist. Grauert war zugleich Bibliothekar der paulinischen Bibliothek, die er vorzugsweise mit den neueren und neuesten Schriften seiner Lieblingsstudien, der historisch-geographischen Literatur, zu bereichern bemüht war. Grauert war so freundlich, zur weitern Erläuterung der Gespräche, die er mit dem Wallfahrer geführt hatte, demselben Bücher aus der Bibliothek zu geben, ja, der Wallfahrer durfte sie zu jeder Zeit selbst aussuchen, zu welchem Ende ihm die Schlüssel zum Büchersaal

vom liebenswürdigen Bibliothekar anvertraut wurden.

Alle diese Männer waren Priester und wohnten, mit Ausnahme Overberg's, im ehemaligen Jesuiten-Collegio zusammen, wo sie ein gemeinschaftliches Leben, äußerlich noch ganz nach Loyala's Ordensregeln, führten, die älteren von ihnen auch wol noch innerlich nach den Grundsätzen des Stifters der Gesellschaft Jesu.

Von den Lehrern weltlichen Standes, welche an der Universität wirkten, erinnert sich der Wallfahrer des kleinen dickbäuchigen Medicinalraths Bodde, welcher in seinen Vorträgen über verschiedene Zweige der Arzneikunst, wie gelehrter Mediciner er auch sein mochte, sehr unverständlich sein mußte, weil seine Stimme klang, als hätt' er einen Zapfen im Halse, wodurch die Sprache, in der das Hochdeutsche wild durcheinanderlief mit dem Plattdeutschen, den Ton hatte von dem Kollern eines Truthahns. Professor Schlüter dagegen war als ein glänzender Redner wie auf der Lehrkanzel, so auch im geselligen Leben bekannt. Ein längeres Verweilen in anderen Dialektgegenden Deutschlands hatte die Rauhigkeit der münsterschen Mundart bei ihm fast ganz abgeschliffen, was sonst so schwer ist. Diese gebildete Aussprache

des Hochdeutschen wurde von seinen Landsleuten für Ziererei und eines Münsteraners nicht würdig erachtet. Aus Schlüter's lebhaftem Auge blickte ein tiefer Sinn hervor; von Statur war er mittler Größe, seine ganze Erscheinung wohlthuend.

Johann Christoph Schlüter, einer alten angesehenen Bürgerfamilie der Stadt Münster angehörend, wurde daselbst 1767 am 6. November geboren. Zehn Jahre lang war er Erzieher oder Hofmeister, wie man damals die Leute nannte, die den Menschen zum Menschen erziehen, in dem altadeligen Hause des Reichs-Freiherrn von Kettler, von 1789 bis 1799, in welchem Jahre er im Herbste nach Göttingen ging, um Heyne's Vorträge und die der übrigen großen Geister damaliger Zeit zu hören. Schlüter blieb bis zum Herbste 1800 in Göttingen und kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück, woselbst er sofort bei der dasigen Universität als Privatdocent in der philosophischen Facultät auftrat, und durch seinen klaren, gedrungenen und geschmackvollen Vortrag gleich so viel Beifall erntete, daß er vom Regenten des Hochstifts Münster, dem Dombechanten Spiegel, ganz im Einverständniß mit Fürstenberg, im Jahre 1801 zum Professor des deutschen Stils und der deutschen Literatur ernannt wurde, mit

der Befugniß, auch über philosophische Gegenstände Vorlesungen zu halten. Als das Hochstift todtgeschrieben, und die Haupt- und Residenzstadt Münster zur Residenz einer preußischen Kriegs- und Domainenkammer und einer Regierung — wie man dazumal das oberste Landes-Justiz-Collegium nannte — degradirt worden war, Domdechant Spiegel aber die Leitung des Unterrichtswesens sich noch vorbehalten hatte, bestieg Schlüter nach Joseph Steiner's, Canonicus zu St. Martini und Professor der Philologie an der Universität zu Münster, erfolgtem Ableben, 1804 den 3. September, zu Tatenhausen (aet. s. 34 ann.), auch die Lehrkanzel der römischen Literatur, für die er schon seit 1794, und namentlich durch eine Uebersetzung des Sallust, als Schriftsteller thätig gewesen war. Schlüter erhielt 1805 einen Ruf als Professor nach Düsseldorf, der Hauptstadt des damals noch als Reichsland selbständig bestehenden Herzogthums Berg, welches Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern, unterm 17. December 1803 seinem Schwager, dem Herzoge Wilhelm in Baiern, Haupt der pfalzgräflichen Linie von Birkenfeld, als Paragium übertragen hatte. Drei Jahre darauf erfolgte ein Ruf an die Akademie der Wissenschaften zu München, die sich nunmehr

eine königliche nannte; allein Schlüter lehnte beide Berufungen ab. Eine kaum besiegbare Heimaths-liebe ist dem eingeborenen Münsteraner angeboren; sich für immer außerhalb der Mauern seiner Vaterstadt zu begeben, allen innigeren Familien-Verhältnissen einer zahlreichen Verwandtschaft und Freundschaft, die von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden sind, für immer Lebewohl zu sagen, ist dem Eingeborenen der alten Bischofsstadt nur in höchst seltenen Fällen möglich! Diese Heimaths-liebe, die man ein Kirchthurmssehnen nennen darf, siegte auch bei Schlüter; er blieb in Münster. Seine Thätigkeit als Hochlehrer wirkte hier aber auch äußerst wohlthätig. Außerhalb der Brodstudien stehend, wußte Schlüter durch seine lebendigen Vorträge über klassische Literatur, über vaterländische Literatur, über Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften unter den jungen Leuten des Münsterlandes und der benachbarten Niederlande, welche akademische Bürger zu Münster waren, den Sinn für Humaniora zu wecken. Sein Auditorium war in jeder seiner Vorlesungen gedrängt voll von Studenten aller Facultäten; Mediciner wetteiferten mit Juristen und Philologen, und selbst Theologen, wie streng sie auch in ihrem Priesterseminar von Overberg, dem Regenten des

Seminars, überwacht und an die Räume des Stifts zu U. L. F. in Ueberwasser gebannt wurden, wußten sich in Schlüter's philosophische Vorträge zu schleichen, die ganz auf der Höhe der Wissenschaft standen und nichts von spezifisch-katholischer Anschauung wußten. Im Wintersemester hielt Schlüter einige seiner Vorlesungen des Abends bei Kerzenlicht. An einem dieser Abende hatte der Pilger, als paulinischer Gymnasial-Student, nach Beendigung des Silentiums es sich herausgenommen, in Schlüter's vollgepfropften Hörsaal sich einzudrängen. Das Collegium hatte noch nicht angefangen, denn der Professor war noch nicht da. Die Universitäts-Studenten machten dem Eindringling nicht allein Platz, sondern setzten ihn auf die vorderste Bank, unmittelbar vor's Katheder. „Da sett di her, kleener Jan!" auch bei diesen Studenten war der Pilger unter dem gedachten Namen bekannt, „un hör tau, watt Slüter us vertellen werd!" Lebhaft wurde discurirt und disputirt. Endlich erschien Schlüter, und mäuschenstill wurde die zahlreiche Zuhörerschaft. Achtungsvoll machten die Studenten Platz, als er sich durch die im Gange neben den angefüllten Subsellien Stehenden durchwinden mußte. Er bestieg das Katheder und legte ein Paar beschrie-

bene Blättchen darauf. Sein erster Blick fiel auf die vorderste Bank. Als er da den kleinen, ungewohnten Hospitanten erblickte, zuckte ein freundliches, mildes Lächeln um seine Mundwinkel, aber nur einen Augenblick lang; dann hob er an mit klangvollem Organ und einer Modulation der Stimme, die zum Herzen wie zum Kopfe sprach. Es war ein Collegium über Aesthetik. Die heutige Vorlesung bewegte sich um die Kunst der Töne, wobei den zwei großen münsterschen Musikern Andreas und Bernhard Romberg, Freunden des Vortragenden, ihr Recht widerfuhr! Schlüter erhielt 1815 einen Ruf nach Cöln als Director des neuerrichteten Gymnasiums, den er aber ebenfalls zurückwies. Dagegen nahm er 1816 die Berufung als Consistorialrath in das Consistorium der Provinz Westfalen an, weil diese Stellung ihn nicht aus der lieben Vaterstadt entführte. Nach der damaligen Organisation der Provinzial-Consistorien lag diesen Behörden auch die Oberaufsicht und Leitung der Unterrichtsanstalten ob. In diesem wichtigen Zweige des Staatsregierungswesens war das Feld von Schlüter's Thätigkeit noch im rüstigsten Mannesalter. Sicherlich hat er neben seinen geistlichen Mitgenossen katholischen Bekenntnisses in diesem

Collegio im Sinne der Aufklärung zum Besten seiner münsterschen Landsleute gewirkt. Schlüter's literarische Arbeiten sind folgende:

Sallust's Catilina, übersetzt. Münster 1794.

Sallust's Jugurtha, nebst dessen Episteln an Cäsar über die Staatseinrichtung, übersetzt. Ebendas. 1795.

Tacitus über Germanien. Lateinisch und Deutsch. Dortmund. 1798.

Sallust's Römische Geschichte, ergänzt von de Brosses; ein Probestück mit einer Vorrede von J. F. Degen. Altenburg 1798.

Schreiben über die Verdeutschung des Sallust durch Wilhelm von Calchua genannt Lohausen. [Bremen 1629.] (In Degen's Lit. Nachtr. S. 259.)

Sallust's Römische Geschichte, nach de Brosses, mit Anmerkungen. Fünf Bände. Osnabrück 1799—1803.

Fenelon's Dialogen über die Beredsamkeit im Allgemeinen und über die Kanzelberedsamkeit insbesondere, übersetzt. Münster 1803.

Sallust's Werke. Lateinisch und Deutsch, mit Anmerkungen. Zwei Bände. Münster 1806, 1807.

Julius Agricola, eine Biographie von C. C. Tacitus. Lateinisch und Deutsch, mit Anmerkungen. Duisburg und Essen 1808.

Des C. C. Tacitus Annalen, übersetzt. Erster Band. Münster 1809. Zweiter Band. Ebendas. 1814.

Terenz, verdeutscht. Erster Theil; auch unter dem Titel: Terenzens Lustspiele: Das Mädchen von Andros und der Eunuche. Münster 1815.

Außerdem unterstützte Schlüter eine Menge Zeitschriften und Jahrbücher mit Abhandlungen

und Aufsätzen philologischen, philosophischen, ästhetischen, allgemein literarischen und biographischen Inhalts, namentlich verdienter münsterscher Landsleute; auch das pädagogische Fach wurde von ihm bearbeitet, und gemeinnützige Dinge seines engern Vaterlandes blieben seiner Feder nicht unbekannt. So war er Mitarbeiter an dem Münsterschen gemeinnützigen Wochenblatte seit 1789; an Schubart's Vaterlands-Chronik 1788 und 1789; an dem Magazin für Westfalen, seit 1797; am Westfälischen Anzeiger, seit 1799; am Freimüthigen, der in Berlin erschien, seit 1804; an Reinhold's Archiv für Theater und Literatur, seit 1809; am Cotta'schen Morgenblatt für gebildete Stände, seit 1808; an der Mimigardia, poetisches Taschenbuch für 1810; an der Eos, Zeitschrift für Gebildete, seit 1810; an Schlichtegroll's Nekrolog, 1811; an Raßmann's Taschenbuch für 1814; an dessen Abenderheiterungen; an der Thusnelda 1816; so wie an Ersch-Gruber's Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste, seit 1818.

Als Professor publ. ord. eloquentiae schrieb Schlüter die — Huldigunsrede im Namen der hohen Schule zu Münster in die Huldigungsfeier der Provinz Westfalen, 20. October 1815; und das Programm zum Catalogus praelectionum

publice privatimque in Universitate Monasteriensi per semestre aestivum 1817 habendarum.

Schlüter, durch und durch künstlerischer Natur, war ein gebildeter — Musiker, der die Kunst der Töne in Gesellschaft seiner Gattin, einer um mindestens 20 Jahre jüngern Frau, aus der, wegen ihrer schönen Töchter bekannten, Familie Schücking — ni fallor! mit großem Eifer trieb. Dieses schöne Weib war es, welches eine Hauptstütze bildete der Domkapelle bei deren Aufführungen der großen Meisterwerke in der Kirchenmusik. Seit den Jugendtagen hat der Pilger auf der Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung in den größten Kirchen Frankreichs und Deutschlands — in Nôtre Dame zu Paris, in der Metropolitankirche St. Ouen zu Rouen, in den Cathedralen von Rennes, Caen und Amiens, im Straßburger Münster, im Mainzer Dom, in der Hofkirche zu Dresden, im Stephansdom zu Wien, und zu München in der Hof- und Stiftskirche zum heil. Cajetan oder der Theatiner-, und in der St. Michaelis-Hofkirche, u. s. w. — der Celebrirung des Hochamts mit musikalischer Begleitung beigewohnt; aber, wie erhebend auch der Eindruck war, den diese Feier auf das Gemüth des Mannes und des — Greises hervorgebracht, wie hinreißend die Em-

pfindungen waren, womit die, die hohen, mächtigen Hallen jener Gotteshäuser durchrauschenden und durchschwimmenden Tonwellen Reißaus nehmen zu wollen schienen mit dem kalten, nüchternen Bewußtsein des Protestanten und des gesunden Menschenverstandes, der gegen jeglichen Autoritätsglauben, gegen jedes Menschenwerk in Dingen der Religion protestirt und nochmals protestirt und bis an's Lebensende Protest einlegen wird, — Nichts von alle Dem ist zu vergleichen mit den Empfindungen, die dem Herzen des jungen Menschen im Dom zu Münster zu Theil wurden, — jene rasch entschwundenen Tage seines Lebens ausgenommen, während deren er in der Cathedrale von Amiens an der Seite einer geliebten und liebenden Seele in tiefster Andacht hingesunken lag.

Zu den ausgezeichneten Männern Münsters gehörte auch Anton Matthias Sprickmann, geb. daselbst am 7. September 1749. Er studirte 1766—1768 zu Göttingen, wurde Dr. der Rechte 1769 und 1774 Rath bei der Regierung zu Münster; verlebte das Jahr 1776 zu Göttingen, um die dortige, schon damals berühmte Bibliothek zu benutzen, von wo ihn der Wunsch, mit mehreren berühmten Männern persönliche Bekanntschaft zu machen, nach Hamburg, Eutin, Gotha und Wei-

mar führte. Das Jahr 1778 brachte er größtentheils in Wetzlar, am Sitz des Reichskammergerichts, und einige Monate auch in Ansbach und in Regensburg, am Sitz des Reichstages, zu. Vor seinem zweiten Aufenthalt in Göttingen arbeitete er nach Fürstenberg's Entwürfen zwei Verordnungen aus: die Schulverordnung, welche 1776, und die Verordnung, die Studien in den Klöstern betreffend, die 1778 veröffentlicht wurde, und in denen das gesammte Unterrichtswesen im Hochstift Münster lag. Im Jahre 1779 bekam Sprickmann die Professur der Reichsgeschichte und des deutschen Staats- und Lehnrechts bei der Universität zu Münster in der juristischen Facultät, der er auch in der Franzosenzeit angehörte. 1791 wurde er zum Hofrath und im nämlichen Jahre zum Lehnscommissair, und 1803 bei der preußischen Besitznahme des Landes zum Regierungsrath bei dem Ober-Appellations-Senat der Regierung zu Münster, und 1811 zum Tribunals-Richter im Lippe-Departement ernannnt. Diese Stelle legte Sprickmann nieder, als er 1812 einen Ruf an die Universität Breslau erhielt, dem er aber erst zwei Jahre später Folge leistete; 1817 wurde er in die juristische Facultät der Universität zu Berlin versetzt, woselbst aber der beinahe siebenzig Jahre

alte Greis unter der Menge jüngerer Kräfte bald verschwand. Sprickmann war in Göttingen Mitglied des Hainbundes gewesen und bewegte sich mehr auf den Feldern des Idealen, als auf denen des Realen. Er war ein vorzüglicher Gelegenheitsdichter. Mit Stolberg stand er wenig in Verkehr.

Zu den öffentlichen Unterrichtsanstalten gehörte auch ein Zeichnungs-Institut, welches zur fürstbischöflichen Zeit 1788 im Auftrage der obersten Studien-Behörde errichtet worden war. Professor Gerhard Wolffs — der, 1763 zu Vechte geboren, den Kunststudien in Düsseldorf, Antwerpen und Brüssel obgelegen hatte, war der Gründer und Leiter dieses Instituts, wodurch er sich um Münster sehr verdient gemacht hat. 1806 hatte er auch eine ökonomische Damen-Gesellschaft gestiftet, die aber wegen der bald darauf folgenden Kriegszeit es nicht zu langer Dauer brachte.

Wolffs war eine Carricatur von Fleisch und Bein, wie selten eine: Ein Eskimokopf mit schwarzem, struppigem, straff herabfallendem, borstenähnlichem Haar, auf einem kurzen Rumpfe, ohne das Vermittelungsglied des Halses, und am Unterende ein Paar lange Storchbeine, die mit anderthalb

Schuh langen Plattfüßen endigten. Wolffs' kleine, niedliche Hände waren weich wie Seide; seine einzige Beschäftigung den ganzen lieben Tag über bestand in nichts Anderm, als diese hübschen Hände mit einander zu reiben. Der Professor ging während der Unterrichtsstunden im Saale — der im Gebäude des paulinischen Gymnasiums war — auf und ab und — meditirte. Seine Schüler waren sich selbst überlassen, mindestens hat der Wallfahrer von ihm niemals einen Wink bekommen, wie man Dieses oder Jenes beim Zeichnen anzugreifen habe! Im Uebrigen war Wolffs der gutmüthigste Mensch von der Welt, der es nicht übel nahm, wenn ein Schüler sich einen harmlosen Scherz' gegen ihn erlaubte.

Ein anderer Zeichenlehrer hieß Michelis. Er gab Privatunterricht. Außerordentlich kurzsichtig wie er war, that diese Augenschwäche der Ausübung seiner Kunst nicht geringen Eintrag. Er schwärmte für die Kunst. Hervorragend war sein Talent als Landschafter. Seine Schüler ließ er bald nach der Natur zeichnen. Der Pilger besitzt noch heute eine Ansicht von der, zwischen Prachteichen versteckten, Kirche zu Handrup (Handorf) an der Werse, diesen Fluß im Vordergrund, welche er unter Michelis' Anleitung aufgenommen hat;

die Gegend gewährt eins der schönsten Landschaftsbilder im ganzen Münsterlande.

Michelis war Protestant, seine Frau dagegen eine erzbigotte Katholikin. Diese Religionsverschiedenheit der Eheleute, so wie der Umstand, daß es bei dem kärglichen Verdienst des guten Michelis — war er doch ein „luttersger Dickkopp" — im Haushalt sehr kümmerlich zuging, störten den Familienfrieden. Michelis hatte viele Kinder. Einer der Söhne sollte nach dem Willen der Mutter Priester werden, war sie doch in den Genuß nicht unansehnlicher Unterstützung von Seiten des gläubigen Kreises der Fürstin Galizin getreten, — natürlich gegen Verschreibung aller ihrer Kinder an die alleinseligmachende Kirche! Diese Frau Michelis — die ganz unbedeutend und nur dadurch bemerkbar war, daß sie tagtäglich wol zwei Mal in die Kirche lief, um den lieben Gott und alle Heiligen um Vergebung der Sünde anzubetteln, die sie durch ihr Ehebündniß mit einem Ketzer begangen, — ist die Mutter des Priesters Michelis, der als Hauskapellan des Erzbischofs Clemens August Droste zu Vischering als eigentlicher Anstifter der Cölner Kirchenwirren angesehen werden muß, die Unfrieden in Tausende von Familien gesäet und das Ansehen der preußischen Staats-

regierung stark, ja sehr stark beschädigt haben. Freilich durch ihre Schuld, weil sie sich bei der ersten Untersuchung der Papiere in der erzbischöflichen geheimen Kanzlei von Leuten vertreten ließ, die weniger schlau waren, als Kapellan Michelis. So können unbedeutende Menschen — und dazu gehörte — wie gesagt — die Ehefrau des Zeichenlehrers Michelis — unbewußt große Dinge herbeiführen, gute und böse! Denn es ist sehr die Frage, ob der Cölner Skandal ausgebrochen wäre, wenn der junge Michelis nicht Priester geworden! Der Pilger glaubt der Ueberzeugung sein zu dürfen, daß der Erzbischof nur ein Werkzeug in der Hand seines Kapellans gewesen.

Kommt er auf das höhere Unterrichtswesen in Münster zurück, so ist es nicht in Abrede zu stellen, daß die Anstalten desselben gerade während der Franzosenzeit ihre Blüthezeit erlebt haben. Und das verdankten sie dem Domdechanten Spiegel. Nicht allein, daß er ihr, im Studienfonds gegebenes, Vermögen gerettet, er hatte sie auch ganz unabhängig gemacht von allem Einfluß irgend einer Regierungsbehörde, davon weder ein großherzoglich-bergischer, noch ein kaiserlich-französischer Präfect dem Domdechanten gegenüber es wagte, irgend etwas zu sagen, was nach Einmischung in interna

oder externa dieser Anstalten hätte klingen können. Sie standen als ein selbthätiges, unabhängiges Gemeinwesen, gleichsam als Staat im Staate da, der unter Aufsicht seines Curators, des Domdechanten, sich selbst regierte nach alt überlieferten Gesetzen und Statuten, welche selbständig abgeändert wurden, wenn das Bedürfniß dazu hervortrat.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

